Gesammelte Werke: Zu meiner Zeit

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Zu meiner Zeit



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band I

Zu meiner Zeit

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

Adolf Pichler

Zu meiner Zeit

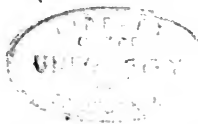
Schattenbilder aus der Vergangenheit

Zweite ergänzte und berichtigte Auflage

Mit einer biographischen Einleitung

von S. M. Prem

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905



Adolf Pichlers Leben und Schaffen.

Von Prof. Dr. S. M. Prem.

Auf der schmalen Landzunge Nordtirols, die sich von Kufstein aus am rechten Innufer noch weit ins Bayerische vorschiebt, liegt bei dem Dorfe Erl ein kleines Zollhaus hart an der Straße. Über den Fluß leitete früher eine einfache Seilfähre, seit einigen Jahren aber verbindet eine stattliche Brücke das österreichische Ufer mit dem bayerischen. Die Lage des Ortes darf man malerisch nennen. Während diesseits des Inns die Berge fast unmittelbar von der Straße ansteigen und im Grenzhorn gipfeln, treten sie jenseits ziemlich weit zurück, vom Pentling und vom Brünstein überragt. Nach Süden schließt das prächtige Kaisergebirge den Blick, der nordwärts noch die bayerische Hochebene erschaut. Dieser Talabschnitt zeigt reichen Baumwuchs und fruchtbare Felder, die vom mächtig einherrauschenden Inn durchschnitten sind. Am Zollhause kündet eine bescheidene Marmortafel, daß hier am 4. Sept. 1819 der Dichter und Naturforscher Adolf Pichler geboren wurde.

Seine Eltern waren nicht mit Glücksgütern gesegnet. Der Vater Josef Anton entstammte zwar einer ursprünglich wohlhabenden Bauernfamilie Südtirols, aber ein jüngerer Sproß derselben hatte anfangs des

18. Jahrhunderts „den bedenklichen Sprung“ in eine Kanzlei gemacht und bereitete damit auch seinen Nachkommen das keineswegs beneidenswerte Los der Beamten, im Dienste des Staates heimatlos herumgeschoben zu werden. Der obgenannte Zollamtsschreiber Josef Anton Pichler war ein stiller, verschlossener Mann, treu und unbestechlich im Dienste, nicht ohne Sinn für Natur und Kunst, aber zu arm, um sich das Leben angenehm zu machen. Da auch seine Frau, das Bauernmädchen Josefa Seebacher aus Kundl, kein Vermögen besaß und das Gehalt klein war, so hieß es schmal abbeißen. Dafür gab die Natur dem jungen Pichler, dem später noch eine Schwester und ein Bruder folgten, einen gesunden, kräftigen Körper mit echtem Bauernmark und aufgeschlossenen Sinnen. Landaufenthalt und Bewegung im Freien, einfache Kost und Mäßigkeit in allem stählten seinen Leib und machten ihn widerstandsfähig gegen Entbehrungen und Anstrengungen. Früh ging dem Knaben der Sinn für die Natur auf, die ihn gerade während der ersten Jugendjahre im heitern Unterlande so freundlich lockend umgab. Kaum flügge geworden, durchstreifte er mit seinem Spielgefährten Siegmund Schlumpf die Gegend, ein großer Brand in Oberaudorf am 15. Sept. 1823 machte auf ihn den ersten bleibenden Eindruck und allerlei Geschichten und Sagen des Landvolkes erfüllten schon da seine jugendliche Phantasie. Dann begann eine viel bewegte Wanderzeit, da sein Vater als Zollbeamter von einem Orte zum andern geschickt wurde, nach Leutasch (1824), Scharnitz, Hohenweiler am Bodensee, Weißenhaus bei Füßen und nach Reutte, wo

der Knabe endlich einen geordneten Schulunterricht genoß. Es waren also zumeist einsame Grenzorte in einer großartigen Natur, in denen er aufwuchs. Die erhabene Gebirgswelt erfüllt jedoch das Menschenherz nicht immer mit Staunen und Bewunderung, sondern oft auch in ihrer Empörung mit Furcht und Schrecken. Der junge Pichler spürte diese Wirkung stark genug und verfiel in eine Art religiöser Schwärmerei. In solchen Gegenden gibt es hartknochige Bauern, Hirten, Jäger und Holzknechte, Kohlenbrenner und Wurzelgräber, auch geriebene Schwärzer und verwegene Wilderer, nicht selten rauflustig und fast immer Feinde der „Finanzer" und Förster, oft roher Sinnesart und abergläubisch. Das war Pichlers Umwelt und es ist kein Zufall, daß er sich namentlich in seinen Erzählungen häufig mit solchen Gestalten beschäftigt. Dazu gehören noch die Einsiedler, deren es damals viele gab und die ihm später auf seinen Bergfahrten begegneten. Pichlers Vater bekam jedoch das fortwährende Wandern endlich satt, ließ sich pensionieren und zog 1832 nach Innsbruck, wo der Sohn das Gymnasium besuchte und bald tüchtige Fortschritte machte. Nach Beendigung der beiden philosophischen Kurse wandte er sich dem Brotstudium des Jus zu, ohne dabei Befriedigung zu finden. Denn die Unterrichtsverhältnisse lagen im vormärzlichen Österreich noch sehr im argen. Es herrschte überall die öde Scholastik und die Professoren waren meist veraltete Zöpfe, die nach behördlich genehmigten Heften und Büchern vortrugen und — mit Ausnahme Flirs — des eigenen Geistes entbehrten, von der Polizei beobachtet und in ihren wissenschaftlichen Arbeiten

von einer bornierten Zensur gehemmt wurden. Wer also etwas Tüchtiges werden wollte, mußte sich selbst umsehen. Das damalige Innsbruck bot jedoch nicht allzuviel geistige Nahrung und Anregung. Seit kurzem bestand daselbst das Museum Ferdinandeum, welches die Altertümer des Landes, Bücher und Bilder sammelte und sie der Öffentlichkeit erschloß. Hier verkroch sich der wißbegierige Pichler manchen Tag, um zu schauen und zu lernen. Um sein Auge für bildende Kunst zu schärfen, begann er nach alten Stichen zu zeichnen. Weitere Nahrung sog er aus der Literatur. Was davon in Tirol zu jener Zeit eigenes bestand, war kaum nennenswert. Seit der Gegenreformation lag auch hier das geistige Leben darnieder, das „Landl" war gegen Deutschland abgeschlossen und politisch bevormundet, die heimischen Poeten gefielen sich in harmlosen Nachahmereien. Ein Jahrbuch „Die Alpenblumen" existierte nur kurze Zeit und ragte nicht gerade durch besondere Reichhaltigkeit hervor, obwohl die Hauptbeiträger Johannes Schuler, Beda Weber und Dr. Streiter ganz tüchtige Köpfe waren. Die Verhältnisse der Reaktionszeit drückten zu schwer auf die Gebildeten und das Volk schlief nach den blutigen Freiheitskämpfen den Schlaf des Ermüdeten. Nach dem Ausdrucke Gilms war es in Tirol wieder „stille wie im Grabe". Schuler, der in Innsbruck den amtlichen „Tirolerboten" leitete, bildete gewissermaßen den Mittelpunkt literarischen Lebens in der Landeshauptstadt und besaß eine große Bibliothek, in der neben der altklassischen auch die neuere deutsche Literatur und die Philosophie vertreten war. Anderes wurde eingeschmug-

gelt und im geheimen verbreitet. Trotz allen Aufpassens drangen so die Werke des jungen Deutschland und der Revolutionsdichter ziemlich früh in Tirol ein und Heine, Freiligrath, Herwegh und Anastasius Grün erweckten starken Widerhall, wie uns Senn, Gilm und später auch Pichler deutlich beweisen. Dieser fiel mit wahrer Gier über die Bücher her und suchte sich ihren Inhalt um so gründlicher anzueignen, als sie nicht sein Eigentum und für seine Kasse unerschwinglich waren. Mußte er sich doch den Lebensunterhalt durch Stundengeben selbst verschaffen! Jetzt vermochte er erst die Schönheiten der alten Klassiker und ihren Bildungswert zu würdigen, denen er die Form abguckte und die befruchtenden Ideen entnahm. Die Alten lieferten ihm den richtigen Maßstab zur Schätzung der deutschen Schriftwerke. Schiller und Goethe, später auch Platen, der auf Pichler bedeutenden Einfluß inbezug auf die Form gewann, wurden eifrig gelesen, dann ging es — zunächst gemeinsam mit dem gleichstrebenden J. v. Schnell — ans Nibelungenlied, das den Jünglingen wie eine verdeutschte Ilias vorkam; von hier aus wurden Ausflüge in das Gebiet der deutschen Heldensage unternommen, während die jüngere Romantik die Beachtung der Sagen und des Volkstümlichen überhaupt lehrte. Aber auch andere moderne Literaturen, voran die italienische und französische, sowie Shakespeare, blieben ihm nicht fremd. Pichler hat durch sein ganzes Leben die alten Klassiker, Dante und die französischen Schriftsteller im Auge behalten. Sie befruchteten fortwährend sein dichterisches Schaffen, das dadurch eine beständige Auffrischung ge-

wann, und sein Denken, was uns seine Tagebücher bezeugen. Mit der Literatur zog ihn auch die Kunst an und schon 1838 wagte er sich mit hart ersparten Gulden nach München. Sehr bedeutend war ferner der Einfluß der Philosophie Fichtes und namentlich Hegels, auf die ihn der arme, verkannte Senn hinwies, der in Innsbruck als Winkelschreiber in großer Dürftigkeit lebte, aber auf die jungen, strebsamen Leute einzuwirken verstand. Die „Phänomenologie des Geistes" bildete die Hauptnahrung seines keineswegs verkümmerten Geistes und bei Hegel suchte er selbst Trost in den Wirrsalen seines verfehlten Lebens. Senn war ein Opfer des Metternichschen Systems und hat auf die politische Dichtung Gilms und Pichlers mächtig eingewirkt. An Stoff dafür fehlte es nicht. Die Austreibung der protestantischen Zillertaler (1837) und die Einführung der verhaßten Jesuiten drückte den freidenkenden Tirolern den Streitkolben gegen den brutalen Ultramontanismus in die Faust. Nach und nach vollzog sich eine reinliche Scheidung der Geister in Liberale und Ultramontane, die alten Freunde Beda Weber und Josef Streiter zerkriegten sich gründlich*) und aus den Ruinen des Alten erhob sich dann frisch und kühn das poetische „Jungtirol".

Bei Pichler schlug Hegels Lehre am tiefsten Wurzel, mit dem Begriffe Freiheit verband er jenen vom freien Vaterlande. In Innsbruck, wo ihm die stolze Geschichte Tirols sozusagen auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein

*) Prem, Ein Kampf der Geister in Tirol (Mit Briefen von Schmeller, B. Auerbach, Th. Mommsen und D. Fr. Strauß an Dr. Streiter). Sonderdruck der „Deutschen Rundschau" 1904, Linz.

kam, wo ihn der Iselberg als Zeuge großer Taten anstarrte und vom Grabe Andreas Hofers her der Geist von 1809 anhauchte, wurde er national im besten Sinne des Wortes und er blieb seinem Volke treu bis zum letzten Atemzuge, weil er der Überzeugung lebte, daß in der Freiheit desselben auch seine geistige Größe ruhe. So sagt er noch im „Fra Serafico“:

Sind Wissenschaft und Kunst des Himmels Töchter,
So brauchen sie ein Vaterland auf Erden
Und das gewährt ein freies Volk allein! —

Die Erinnerungen an das Jahr 1809 finden wir darum oft in seinen Schriften angezogen und seine Selbstbiographie „Zu meiner Zeit“ hebt damit an. Das Heimatliche bildete den Grund seines Wesens. Ein hervorragender Literarhistoriker*) behauptet: „Wer Pichler als Dichter ganz verstehen und würdigen will, der muß ihn als Tiroler Kind, von der Geschichte und Umgebung seiner Alpenheimat aus betrachten. Sein menschlicher und dichterischer Charakter konnte sich in seiner besonderen Art nur in einem Lande entwickeln, wo seine Kraftnatur sich tagtäglich gegen Hemmungen und feindliche Strömungen zu bewähren hatte. Nur aus den Verhältnissen heraus, in die er durch seine Geburt gestellt wurde, verstehen wir diese eigenartige Mischung von Gegensätzen: urwüchsige, naive Natur und höchste Bildung, trotzig-stolzes Kraftbewußtsein und demütig-milde Frömmigkeit, schlichtes Empfinden und kühnes Denken, herbe Satire und versöhnenden Humor, derbes Erfassen des Lebens und beschauliches

*) Karl Berger in der Berliner Wochenschrift „Deutsche Welt“ 1899, Nr. 53.

Sich-Versenken in seine Rätsel." In Pichler verkörpert sich in der Tat die ganze geistige Entwicklung Tirols im 19. Jahrhundert, als deren Abglanz man seine Werke bezeichnen könnte, doch haftete er nie einseitig am heimatlichen Boden, sondern ließ so ziemlich alles auf sich einwirken, was „draußen" sproßte und gedieh. Seine kräftige Natur drückte jedoch allem den Stempel eigenen Geistes auf und darum ist er ein origineller und bedeutender Dichter gewesen. Noch auf dem Gymnasium machte er seine ersten poetischen Versuche, die zahmen Charakters waren und nicht lange am Leben blieben. Bald aber ergriff ihn der „Sturm und Drang", für den noch zwei dramatische Fragmente zeugen, zunächst der hegelianisch philosophierende „Student" (1838). Ein freies Wort im Garten des Löwenhauses zwingt ihn, vor den Häschern zu den Polen zu entfliehen, mit denen er gegen die Russen kämpft. Wie mancher andere hat auch der junge Pichler, vermutlich durch Lenaus und Platens Polenlieder angeregt, die Schwärmerei für die Helden von Ostrolenka mitgemacht. Anders geartet ist „Hutten" (1839), in derben Knittelversen und gegenkirchlich gehalten, national und freiheitlich, ein „echtes Sturmlied Jungtirols" in den Friedenszeiten des Metternichschen Österreich. Träger dieser neuen Bewegung waren vorzugsweise die Studenten. Unter ihnen stiftete Pichler 1841 den Bund der „Nibelungen" zur Pflege deutschen Schrifttums und der eigenen Poesie. Sehr deutlich ist da schon die Richtung auf das Nationale ausgeprägt, Pichler wird der Führer der aufstrebenden Jugend Tirols. Im Jus fühlte er sich allerdings nicht befriedigt und so war er froh, um-

satteln zu können und die Mittel zur Übersiedlung nach Wien zu erlangen, um sich dort dem Studium der Heilkunde zu ergeben, da Innsbruck einer medizinischen Fakultät entbehrte. Nachdem er in Kufstein, wohin seine Eltern der billigeren Lebensverhältnisse wegen übersiedelt waren, schöne Ferien verbracht und einen anregenden Briefwechsel mit der edlen, hochgebildeten Kornelie Schuler begonnen hatte, fuhr er am 20. Sept. 1842 mit seinem gleichalterigen Freunde Adolf Purtscher auf einem Frachtschiff von Hall ab, an der herrlichen Gegend am Inn und an der Donau sich erfreuend und mit Begeisterung die Odyssee lesend. Es war eine echte Geniereise! Abwechselnd traten die Jünger des Äskulap auch an die Ruder, während die Schiffsknechte, in denen ihnen die Gestalten aus dem homerischen Epos lebendig wurden, für sie kochten. Nach zehn Tagen langten sie ohne Unfall im „Capua der Geister" an. Damit begann für Pichler eine neue Periode der Entwicklung, in der sich seine Anschauungen erweiterten und sein Wesen vertiefte. Großes geschah jedoch hier nicht. Die alte Kaiserstadt an der blauen Donau bot damals das Bild heiteren Lebensgenusses und gemütlicher Zufriedenheit. Die große Masse der Bewohner ging der Zerstreuung und dem Vergnügen nach, die Gebildeten waren dem Theater und der Musik zugetan. Die Literatur, obwohl vielfach ganz lokal gefärbt, stand in Blüte. Grillparzer hatte zwar den Gipfel seines Ruhmes bereits überschritten und war auf der Bühne durch Bauernfeld und den seichten Halm verdrängt worden, Lenau zog unstet zwischen Wien und Stuttgart hin und her und Fr. Hebbel kam erst 1845 nach Wien, aber es

gab eine ansehnliche Zahl kleinerer Geister, die anzuregen vermochten, so vor allen J. G. Seidl, L. A. Frankl, Adalbert Stifter, Mosenthal, Otto Prechtler u. a. In Seidls „Aurora“ und in Witthauers Wochenschrift erschienen in der Folge mehrere Aufsätze und Erzählungen Pichlers. Sein Landsmann Hochegger machte ihn mit Grillparzer bekannt, der ihn jedoch keineswegs zu poetischem Schaffen ermunterte.*) Mächtig zog ihn das Burgtheater an, das technisch auf der Höhe stand und strebsame Dichter anregte, durch manche Darbietung aber auch den Widerspruch derselben herausforderte. So erkannte der klassisch gebildete Pichler an dem „Sohn der Wildnis“ sofort das falsche Hellenentum Halms. „Der ungeheure Beifall, den dieses Stück hier fand, hat mich zum Teil über das hiesige Publikum aufgeklärt. Aber gemacht ist es sehr gut, da könnte man lernen!“ schrieb er darüber am 20. Oktober 1842 an Kornelie. Er wandte sich nun selbst dem Drama höheren Stils zu und wagte sich an einen „Nero“, überlegte einen „Moimir“ und entwarf 1843 das Drama „Die Habsburger“, welches die Ermordung Albrechts I. zum Vorwurfe hatte und ungefähr denselben Plan verfolgte wie der seither bekannt gewordene Entwurf Grillparzers.**) Auch die Anfänge des „Römerkönigs“ (Die Tarquinier) und des „Rodrigo“ reichen in die Wiener Zeit zurück. Allein der mehr betrachtenden Natur Pichlers fehlte trotz aller Wucht der Ideen doch der dramatische Nerv. Von den

*) Prem, Ad. Pichler, Kufstein 1889, S. 10, und „Adolf Pichler, der Dichter und Mensch“, Innsbruck 1901, S. 14.

**) Werke. Vierte Ausgabe (1887) 11, 42.

genannten Dramen sind auch nur die beiden letzten aus-geführt worden und die konnten sich die Bühne nicht erobern.

Im Sommer 1843 trieb ihn das Heimweh auf Ferien nach Tirol. Nachdem er einige Zeit bei Freunden in Innsbruck geweilt hatte, zog er über den Brenner in das „Gebiet der Porphyre", besuchte auf der Trostburg Beda Weber, in Bozen Dr. Josef Streiter, der bald hernach durch seinen Bericht über „Poetische Regungen in Tirol" den bekannten „Tiroler Sängerkrieg" heraufbeschwor, und streifte dann, voll Bewunderung über die südlichen Landschaften, bis Verona, um zuletzt durch Pustertal und Taufers ins Zillertal hinüberzusteigen und den Rest der Ferien in Kufstein zu verbringen. Im Herbste war er wieder in Wien, wo er anfangs keine Lektionen bekam und daher darbte. Bald gelang es ihm jedoch, „Stunden" zu erhalten. Er unterrichtete u. a. im Hause der Baronin Buol, die sich mit der Absicht trug, ihn auch als Lehrer zu Alma v. Goethe zu bringen. Da Pichler von Jugend auf an spartanische Lebensweise gewohnt war, brachte er sich ehrlich durch und erübrigte obendrein jedes Jahr einiges Geld, um den Sommer in der teuern Heimat zubringen zu können. Mit Tirol verbanden ihn noch immer starke Fäden. Er faßte jetzt den Plan, eine jungtirolische Anthologie herauszugeben und kam auch 1844 auf Ferien nach Tirol, um Beiträge zu sammeln, besuchte Gilm in Bruneck und eine literarische „Konferenz" in Brixen.*) Infolge großer Zensurschwierigkeiten er-

*) Brief Pichlers an Streiter, 9. Oktober 1844. Vgl. Augsburger Postzeitung 1844, Nr. 257.

schienen die „Frühlieder aus Tirol“ erst nach einem Jahre ohne Einleitung in Wien bei A. Pichlers sel. Witwe (1846). Gilms Beiträge, darunter die prächtige „Georgine“, waren die besten, Pichler steuerte bloß unter seinem beliebten Decknamen Anton *r drei Epigramme (auf A. v. Lindenburg, Beda Weber und Pius Zingerle) bei, damit man nicht sagen könne, er wolle sich ein „Postament“ errichten.*) Die kleine lyrische Sammlung in ihrem höchst unscheinbaren Gewande erweckte ein uns heute kaum mehr begreifliches Interesse und hatte zur Folge, daß man nun auf die jungen Leute aufmerksam wurde. Das erklärt sich nur aus der damals herrschenden geistigen Stille im Lande. So war also „Jungtirol“ in den Sattel gesetzt, es begann wieder ein frischerer Odem zu wehen, der eine nationale Richtung verriet. Und dies fürchtete man eben im Staate Metternichs. Darum können die Frühlieder aus Tirol auch als Vorboten des kommenden Sturmes bezeichnet werden. Pichler als „Bannerträger Jungtirols“ gelangte zu bedeutendem Ansehen. Er war im Herbste 1844 wieder nach Wien zurückgekehrt und mußte sich durch „Journalisieren“ — wie es in dem angezogenen Briefe an Streiter heißt — und mit Stundengeben fortbringen. Einige größere lyrische Gedichte entstanden, vor allem das „Schwanenlied der Sibylle“, daneben trieb er Kunststudien und Philosophie, dann folgten Prüfungen und Spitalpraxis. Gleichzeitig mit Adalbert Stifter unterrichtete er in einer wohlhabenden Bürgersfamilie, die im Win-

*) Das vierte Stück „Der Historiker“ (A. Jäger) gehört J. v. Schnell an.

ter in der Stadt, im Sommer in Hütteldorf wohnte. Hier gewann Pichler die Liebe Emmas, der Tochter des Hauses, die ihn stärker ergriff, als er meinte. In Pyrawart schlossen die beiden im Sommer 1846 den heimlichen Seelenbund, worauf Pichler den Ort verließ, um „nicht Verdacht zu erregen", und nach Tirol wanderte. Das Verhältnis fand jedoch nicht die Billigung der Eltern Emmas, die für sie schon einen reichen Landwirt in Mähren ausersehen hatten und nun das arme Mädchen nach Ungarn zu Verwandten schickten. Im Sommer 1847 spürte sie Pichler auf, doch wurde er verraten und zur Umkehr gezwungen. Durch Mangel an Vorsicht und Schmiegsamkeit hatte er sich selbst das Spiel verdorben. Diese unglückliche Liebe übte auf ihn sicher einen bedeutenden Einfluß, sie vertiefte einerseits seine Empfindungen und ließ anderseits einen Stachel zurück, der ihn lange schmerzte und gegen die Menschen mit „ihrem feigen Hasse" erbitterte. Als Schlacken „von einem heißen Leben" blieben die 15 Lieder des „Emma-Zyklus" übrig, die später ausgefeilt und mehrmals gedruckt wurden. Es sind schier die einzigen Liebesgedichte, die Pichler geschrieben, aber wohlausgereifte Gaben mit vorwiegender Reflexion. Emma, die sich bald darauf verheiratete, ist früh gestorben. Wien wurde jetzt für Pichler zum Überdrusse; schon wollte er nach Erlangung des Doktorats der Medizin (1848) als Arzt nach Tirol gehen, da brach die Revolution aus und warf das Alte und Veraltete über den Haufen. Ein unbeschreiblicher Freiheitstaumel ergriff die Stadt der Phäaken und gestaltete sie im Nu zu einem lärmigen Kriegslager. Bürger und Studenten

bewaffneten sich zur Verteidigung der Freiheit. In der Nacht zum 13. März 1848 ließ sich auch Pichler in die Studentenlegion einschreiben, steckte die Kokarde auf und ergriff die Muskete. „Jene Nacht ist geweiht durch die ganze Weltgeschichte und wenn ich auf etwas, so bin ich darauf stolz, daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen dieser Jünglinge stellte,“ bekennt er in seiner markigen Schrift „Aus den März- und Oktobertagen zu Wien“ (Innsbruck 1850). Er fühlte sich zu hartem Kampfe durch die Liebe „geweiht“, die schmerzlich noch sein Herz durchzuckte, und glaubte für die unveräußerlichen Menschenrechte einstehen zu müssen und für die Sache seines Volkes. Was hinter ihm lag, sollte begraben sein: „Für mich begann eine neue Zeit; fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu,“ heißt es am Ende seiner Autobiographie „Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit“ (Leipzig 1892).

Während in Wien die Dinge immer höher gingen und das „Unglaubliche zur Wahrheit machten“, eine Konstitution gegeben und deutschnationale Politik getrieben wurde, drang aus Tirol der Ruf herüber, daß das Land von den Welschen bedroht sei. Nun faßte Pichler den Entschluß, zum Schutze des Vaterlandes auszuziehen und seine Landsleute in Wien aufzurufen. Am 4. April 1848 versammelten sich die Tiroler bei der „Sonne“ auf der Wieden und unterschrieben einen Bogen, voran der 72jährige Kapuziner Joachim Haspinger, Hofers Kampfgefährte von 1809. Nicht eine Handbreit sollte von Tirol und vom alten deutschen Reichsboden den Feinden gelassen werden! Es

wurde eine Schützenkompagnie aufgestellt und bewaffnet, Pichler zum Hauptmann gewählt und schon am 15. April rückten „Deutschlands Grenzsoldaten" mit der schwarz-rot-goldenen Fahne aus, Haspinger zog als Feldpater mit. Die Fahrt ging über den Semmering nach Graz und Marburg, von dort auf Leiterwagen nach Klagenfurt, wo der Empfang ein besonders herzlicher war.*) Eine Komtesse Cristallnig schmückte die Fahne der Studenten mit Blumen. Da es hieß, daß die Welschen Pontafel bedrohten, wurden schnell Kugeln gegossen und die Legionäre mit Wagen nach Villach gebracht, allein es zeigte sich kein Feind und so kam die Kompagnie ungefährdet nach Tirol. Am 27. April rückte sie in Bozen ein, wo sie Erzherzog Johann musterte. Dann ging es — 131 Mann stark — nach dem Süden auf den Kriegsschauplatz. In dem Kampfe bei Ponte tedesco (12. Mai 1848) tat sich Pichlers Truppe rühmlich hervor, ein Teil davon auch am 21. und 22. Mai bei Caffaro; sie wurde daher von den Militärbehörden öffentlicht belobt und Pichler erhielt nachträglich den Orden der Eisernen Krone, auf Grund dessen er 1877 mit dem Beiwort „Ritter von Rautenkar" geadelt ward. Die Kompagnie löste sich Mitte Juni 1848 nach 62tägiger Dienstzeit in Bozen auf, die Fahne wurde auf Schloß Tirol hinterlegt und dann zogen die meisten Studenten in ihre Heimat, wo sie von den politischen Behörden sofort unter geheime Polizeiaufsicht gestellt wurden. Pichler begab sich zunächst nach Absam, wo seine Base und Freundin Wal-

*) Carinthia 1848 Nr. 17—18.

burga Schindl lebte, und anfangs Oktober wieder nach Wien. Die zuletzt gemachten Erfahrungen verleideten ihm das Kriegshandwerk und weil er auch in Tirol kein passendes Plätzchen wußte, dachte er daran, sich in Wien als Augenarzt niederzulassen. Hier überraschten ihn jedoch die blutigen Oktoberereignisse, an denen er keinen Anteil nahm, als er sah, daß Bürger gegen Bürger kämpften und eine unwürdige Tagespresse „unter dem Mantel der Freiheit schändliche Unzucht mit dem Volksgeiste trieb". Er wollte auch mit dem entmenschten Pöbel, der nach Blut schrie, nichts gemein haben und beobachtete mit Entsetzen, wie Zuchtlosigkeit, Feigheit und zuletzt „niederträchtige Denunziation" überall hervortraten. In seiner Schilderung der Wiener Oktobertage spricht er sich hierüber kräftig und deutlich genug aus. Auch einen Antrag, als Major in die magyarische Revolutionsarmee einzutreten, lehnte er ab, denn er wollte seinen Schild rein halten. Hatte er in Tirol die Integrität des Reiches verteidigt, so konnte er sie jetzt in Ungarn nicht bekämpfen. Da hätte er dem deutschen Interesse nicht gedient, das für ihn maßgebend war. In Wien verkehrte er damals viel mit Fr. Hebbel, aber die dort herrschenden Zustände verlockten ihn nicht dazu, sich dauernd niederzulassen. Nachdem er seine Schrift „Aus dem welschtirolischen Kriege" (Wien 1849) zum Drucke bereitet hatte, kehrte er wieder nach Tirol zurück, um in Innsbruck eine Lehrstelle am Gymnasium zu übernehmen und an der Universität Naturgeschichte zu lehren. Dieser Schritt war ein Glück für Pichler, denn in der Heimat fand er nicht bloß ein geeignetes wissenschaftliches

Arbeitsfeld, sondern trotz allem die Bedingungen für eine gedeihliche Entfaltung seiner poetischen Kraft. Der Aufenthalt in der Fremde aber hatte seinen Gesichtskreis erweitert. Behaglich und glücklich fühlte er sich allerdings auch in Tirol bei seiner friedlichen Wirksamkeit nicht. Die Tagebücher belehren uns, welch schweren Stand er in Innsbruck hatte, weil die maßgebenden Kreise in ihm stets nur den liberalen Deutschtümler und Barrikadenmann erblickten. Noch einmal winkte ihm indes ein schönes Ziel nationaler Tätigkeit. Die Unterdrückung des kleinen deutschen Bruderstammes in Schleswig-Holstein durch die Dänen rief in ganz Deutschland Erbitterung hervor und erregte auch in Tirol die national fühlenden Gemüter. Pichler erließ am 1. August 1850 in der „Innsbrucker Zeitung" einen Aufruf, der von Erfolg begleitet war, und reiste zur Kenntnisnahme der Sachlage selbst nach Hamburg und nach Rendsburg, wo er dem General v. Willisen vorgestellt wurde und erfuhr, daß man zwar keine Freiwilligen mehr annehme, aber Offiziere und gute Schützen brauchen könnte, da man selbst nach dem Kampfe von Idstedt noch weiteren kriegerischen Ereignissen entgegensah. Pichler eilte nach Innsbruck, um Schützen zu holen, allein der Statthalter Graf Bissingen beschied ihn zu sich und verbot ihm weitere Schritte in dieser Sache. Als sich Pichler die Frage erlaubte, ob die deutschen Nordalbingier einfach geopfert werden sollen, machte der Vertreter des Kaisers eine stolz abwehrende Handbewegung und verwies ihn auf die internationalen Verpflichtungen und nicht undeutlich auch auf die Beschränkungen, denen ein „Staatsdiener" in

politischen Dingen unterworfen sei. Pichler fühlte sich „für immer kaltgestellt" und um seine politischen Ideale betrogen. Das Gedicht „Der Riese" (1851) deutet seine Lage symbolisch an. Langsam zog nun die Reaktion ein „wie ein stinkender Nebel", Absolutismus und Konkordat wurden aufgerichtet und bald war es fast wieder so wie im Vormärz. Pichler zog jetzt in das stille Reich der Poesie zurück und wandte sich der Literaturgeschichte zu. Noch im Jahre 1850 erschien eine größere Abhandlung über „Das Drama des Mittelalters in Tirol", welche die von Albert Jäger aufgefundenen Sterzinger-Spiele zur Grundlage einer für die damalige Zeit bedeutsamen wissenschaftlichen Untersuchung machte. In den nächsten Jahren veröffentlichte er an den verschiedensten Stellen Aufsätze über ältere und neuere Literatur, durch die er sich einen Anspruch auf die Lehrkanzel der Germanistik zu erwerben hoffte. Allein hier wurde ihm schließlich Ignaz Zingerle vorgezogen, der auch die Leitung der neugegründeten literarischen Zeitschrift „Phönix" übernahm. Pichler arbeitete seinen „Letzten Römerkönig" aus (1851) und ließ die beiden ersten Akte in dieser Zeitschrift drucken, für die er auch einen Beitrag Grillparzers erwarb. Außerdem veröffentlichte er bei Wagner in Innsbruck „Legenden" (1852) und 1853 „Gedichte", die im allgemeinen günstig beurteilt wurden. Alexander Kaufmann, den Pichler 1853 oder 1854 in Wertheim am Rhein besucht hatte, sandte sie an Alexander v. Humboldt, der darauf antwortete: „Das Kräftige tritt in Pichlers Gedichten umsomehr hervor als die Zeiten matt, nebelgrau und frostig sind."

Die urwüchsige Kraft und Eigenart Pichlers enthüllt sich in diesen epischen und lyrischen Gedichten besonders in seiner großartigen Naturanschauung. Dazu die „lärchene Sprache“! Allerdings treffen wir hier auch einzelne schwächere Gedichte aus seiner Frühzeit und vernehmen wir die „romantische“ Versicherung, daß dem Dichter das Leben nur in der Poesie wahr werde. Volkstümliche Elemente finden sich nirgends, Pichler ist als Lyriker durchaus „Kunstpoet“. Seine Verse bilden daher keine Kost für das lesende Durchschnittspublikum. Dies bewährt sich namentlich in den „Hymnen“, die 1855 in Innsbruck und 1858 in Nürnberg (in zweiter vermehrter Auflage) erschienen; der dritten Auflage (Leipzig 1897) fügte er zwei weitere Stücke hinzu, so daß nun dreißig Gedichte vereinigt sind. Die Hymnen, in der Form an die Alten und an Platen, durch die Tiefe der Empfindung oft an Hölderlin anklingend, sind Pichlers bedeutendste Leistung auf lyrischem Gebiete und dem Besten an die Seite zu stellen, was die gesamte deutsche Literatur davon besitzt. Sie offenbaren sein wahres Verhältnis zur Natur, die er trotz allem Wechsel der Formen als einzige große Erscheinung auffaßt, die durch innere Harmonie regiert wird. Ein ewig waltender Geist, der aus allem spricht, zieht durch die Natur und er selbst fühlt sich in pantheistischem Sinne als ein Teil derselben. Auch hier wieder stolze Kraft, die sich den Dingen nicht unterwirft, sondern Herr über sie sein will, kein weinerliches Geleier und kein weichliches Hinschmelzen der Gefühle!

Zu dulden hab' ich gelernt und zu schweigen,
Wenn äußerste Qual die Seele bedrängt,
Und gefällt es dem Schicksal, so kann ich sterben
Wie jener Fechter, der in sich gefaßt und stumm
Hinsank auf den blutigen Schild.

Pichler ist eine männliche, aktive Natur, oft unerbittlich und herb, obwohl ihm die Milde nicht fehlt, wie z. B. die Emmalieder und „Das letzte Lied der Lerche" (1881) beweisen. In allem Leid und Elend des Erdendaseins findet er Trost in seinem Innern und an den „Bildern ewiger Schönheit", die dort einen Tempel haben. Wie sehr der Dichter davon erfüllt ist, zeigt hier die völlige Einheit von Gedanke und Form. Pichler hat unablässig an sich gebildet, stofflich und sprachlich, und erreichte eine seltene Formvollendung und eine erstaunliche Vielseitigkeit der Kenntnisse und des Wissens. Wenn wir in den „Hymnen" eine durchaus vertieftere Naturanschauung finden als in den „Gedichten", so liegt der Grund dieser Erscheinung in dem Umstande, daß der Dichter inzwischen von Naturbetrachtung zur Erforschung der Natur übergegangen war. Er wollte den Dingen, die er in seiner Jugend unbefangen und mit heiliger Scheu betrachtet hatte, selbst an den Leib gehen, um „alle Wirkenskraft und Samen" zu schauen. Dies und sein scharfer Verstand, der ihm stets die Grenzen menschlichen Wollens zeigte, bewahrte ihn davor, daß er an dem Widerspruche zwischen Traum und Wirklichkeit scheiterte, wie Hölderlin mit seinem griechischen Ideal. Daß dieses auch in Pichler lebendig war, beweist die Hymne „Auf dem Solstein" (1854). Durch seine Fachstudien

schon vorbereitet, betrieb er nun mit systematischem Ernst Botanik, Mineralogie, Geologie und Geognosie, wofür er auch das nötige scharfe Auge besaß. Am 7. Mai 1854 begann er auf dem Rumerboden seine geologischen Untersuchungen, die in der Folge tüchtige Ergebnisse zutage förderten. Unermüdlich kletterte er nun, ein Stück Brot und etwas Speck in der Tasche, mit dem Hammer und der „Kräuterbüchse“ in den Bergen herum und sammelte Pflanzen und seltene Versteinerungen, untersuchte die Gesteinsarten und entdeckte manches Neue. Als Alpengeognost wird Pichler immer mit Ehren genannt werden. In den Programmen des Innsbrucker Gymnasiums und in fachwissenschaftlichen Zeitschriften legte er die Ergebnisse seiner Forschungen nieder. Das hatte endlich doch zur Folge, daß er 1867 Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität wurde, nachdem man ihn lange zwischen Mittelschule und Hochschule hin und hergeschoben hatte. Auf seinen einsamen Gängen fiel auch einiges für die Poesie ab, besonders für die Hymnen. Im Verkehr mit dem Landvolke, mit Holzknechten und Sennern, hörte er manche Geschichte und das verlockte dazu, dieselben aufzuschreiben und zur Erzählung auszugestalten, wofür er sich gewöhnlich die handelnden Personen und die Örtlichkeiten selbst erdachte. Es sind nicht Dorfgeschichten im gangbaren Sinne des Wortes, sondern Geschichten aus dem Volke in getreuer Auffassung und nach dieser Richtung also „historisch“. Aus derselben Schicht stammen zumeist auch seine epischen Dichtungen in Versen, während seine landschaftlichen Schilderungen die Natur in ihrer Wirklichkeit darstellen. So hatte

Pichler in seiner Heimat gründlich Wurzeln gefaßt. Allein er blieb durchaus nicht einseitig; da er über dieselbe hinaussah und hinausging, legte er an das heimische stets den richtigen, vergleichenden Maßstab. Wenn von einem, so darf man von Pichler behaupten, er habe sich seine meisten und besten Kenntnisse „erwandert". Große Reisen machte er nicht. Ein paarmal zog es ihn nach Deutschland, nach München, wo er Bodenstedt, Paul Heyse und H. Lingg kennen lernte und noch 1893 die Kunstausstellung besuchte, nach Stuttgart, an den Rhein und nach Berlin; hier traf er 1856 mit A. von Humboldt zusammen. Am öftesten weilte er in Italien, 1852 in Venedig, von 1869 ab machte er fast jedes Jahr einen Ausflug dahin, um Kunststudien zu machen und seine Seele mit neuen Bildern zu erfüllen. Der Ausblick vom Campanile in Venedig und die Kunstschätze von Florenz boten ihm den höchsten Genuß. Im andern Falle begnügte er sich mit dem Gardasee. Gewöhnlich brach er zu Ostern nach dem Süden auf, denn als großer Freund der schönen, lebenden Natur wollte er dem ersehnten Frühling ein Stück entgegengehen, wenn es in Nordtirol etwa noch wetterte und schneite. Auf diesen Fahrten, von denen er 1887 eine in dem reizenden Aufsatze „Allerlei aus Italien" schilderte, trat er gelegentlich mit bedeutenden Männern in Verkehr, wie mit Carducci und Angelo de Gubernatis. Dies gab ihm weiter Veranlassung, sich mit italienischer Literatur zu befassen und in zahlreichen Aufsätzen seinen deutschen Landsleuten das beste daraus zu vermitteln. Pichler kannte übrigens auch die ältere italienische Literatur und war mit Dante so vertraut,

daß er ihn im Originale las. Ähnlich verhielt er sich zum französischen Schrifttum und später zum englischen. So ging er nach allen Seiten zugleich in die Breite und in die Tiefe. Pichlers Leben, seit 1850 äußerlich wenig bewegt, ist durch die vielen Beziehungen interessant, die er nach den verschiedensten Richtungen anknüpfte. So schuf er sich neben der Natur eine neue geistige Welt, in der er sich glücklich fühlte. Er gewöhnte sich daran, abseits von der breiten Lebensstraße seine eignen Wege zu gehen und sich selbst genug zu sein, ohne indes menschenscheu zu werden. Seine näheren Freunde waren daher überrascht, als er sich 1857 mit Josefine Groß, einem sehr jungen, lebensfreudigen Mädchen, vermählte, die sich an seinen Gedichten begeistert hatte. Dem Ehebunde entsprangen drei Kinder. Pichler fühlte nun, daß das Leben doppelten Wert für ihn habe, und lieh dieser Empfindung energisch Ausdruck in dem schwungvollen Gedichte „Jahr und Tag" (1858). Aber er meinte auch, seine Kräfte doppelt anspannen zu müssen. Mit großem Eifer betrieb er wieder die Geognosie, ohne dabei die Poesie zu vernachlässigen. Im Gegenteil entstanden in den Jahren 1858—59 zahlreiche Epigramme und Elegien und 1860 wurde im Album des literarischen Vereins zu Nürnberg sein Römerdrama „Die Tarquinier" gedruckt, wovon Abzüge in den Buchhandel kamen. Es beleuchtet den Gegensatz zwischen Recht und Willkür und spielt in der Zeit des Unterganges des römischen Königtums. Schon 1852 hatte ihm Fr. Hebbel eine Zukunft verheißen, allein der Erfolg blieb aus. Im wesentlichen episch und als Drama mit schweren

Konzeptionsfehlern behaftet, wird es wohl immer Buchstück bleiben. Pichler arbeitete und änderte auch später noch beständig daran (namentlich 1887) und ließ es nochmals drucken (Leipzig 1898), nachdem vorher schon Roseggers „Heimgarten" Teile davon gebracht hatte. Dagegen kam das spanische Drama „Rodrigo" 1862 in Innsbruck mit Beifall zur Aufführung und wurde auch gedruckt. Es hat mit dem Römerstücke dieselbe prächtige Sprache und einzelne hübsche Szenen gemein, teilt aber mit demselben die Fehler der Anlage. Zur Totenfeier Pichlers wurde es in Innsbruck und in Bozen mit geringem Erfolge gegeben. Auf diesem Felde blühten also seinem wesentlich epischen Talente keine Lorbeeren. Das entmutigte ihn jedoch nicht, sondern er entfaltete gerade von 1860—74 eine sehr rege poetische und schriftstellerische Tätigkeit. So treffen wir ihn bereits 1861 auf einem neuen Felde, als er in München sein erstes Wanderbuch „Aus den Tiroler Bergen" herausgab. Es sollte in Tagen, da man das Land wieder nach außen abzuschließen hoffte, auf die Schönheiten desselben aufmerksam gemacht und der Fremdenzug nach Tirol geleitet werden. Diese Schilderungen Pichlers fassen die Natur vom Standpunkte des Naturforschers auf, sie geleiten und belehren den Wanderer auf Schritt und Tritt und sind ihm besonders in wenig begangenen Gegenden ein verläßlicher Führer. Der Naturforscher tritt uns hier als Naturschilderer entgegen. Sage, Geschichte und Kunst erfahren gebührende Berücksichtigung und so sind die einzelnen Aufsätze mit „Kulturgehalt" gesättigt. Der Charakter der Leute wird durchaus wahr dargestellt

und nichts kritiklos beschönigt. Das bildet das Bleibende an Pichlers landschaftlichen Schilderungen. Die Sprache ist wahrhaft klassisch, die ganze Darstellung, obwohl die sogenannten Witze fehlen, durchtränkt von echtem Humor. Da er sich manchmal aber in herbem Tadel über öffentliche Verhältnisse erging, brachte es ihm nicht selten Verdruß, so der Aufsatz „Ein Ausflug ins Oberinntal", der 1866 im „Ausland" erschien. Nur dadurch, daß er überall auch bereitwillig das Gute anerkannte, schützte er sich vor Verfolgung. Im Verlaufe der Jahre brachte Pichler noch eine stattliche Anzahl von landschaftlichen Schilderungen zusammen, die in den verschiedensten Blättern erschienen. Eine zweite Sammlung kam in Leipzig 1896 unter dem Titel „Kreuz und quer" heraus. Ähnlich ging es mit seinen Erzählungen. Die berühmten „Allerlei Geschichten aus Tirol" erschienen 1867 bei Frommann in Jena und trugen Pichlers Namen in die weitesten Kreise. Schlicht und einfach, aber wahr und scharf treten da die handelnden Personen auf den Plan, die Landschaft muß ihnen den richtigen Hintergrund geben, der Dichter tritt nach kurzer Einleitung meist völlig zurück, oder er bleibt als Führer an der Seite des Lesers. Dadurch erreicht er einen hohen Grad von innerer Wahrheit, so daß man Personen und Örtlichkeiten aufzeigen und an wirkliche Erlebnisse denken möchte. Pichler hat wohl öfters Modelle vor Augen, aber die Erzählung ist bis auf einzelnes Episodische erfunden. Als die besten Stücke gelten „Im Allbach" (Beim Hochmair, 1863), „Die Franzosenbraut" und „Ein Brautpaar", die auch technisch am besten gefügt

sind. Allein der buchhändlerische Erfolg entsprach nicht den Lobpreisungen, die in den Blättern angestimmt wurden, und so unterblieb eine Nachlese zu diesen Geschichten, die bereits für den Sommer 1869 unter dem Titel „Über Berg und Tal“ angekündigt war. Pichler ließ darum in der Folgezeit nur da und dort einzelne Erzählungen erscheinen, so die Geschichten „Der lateinische Bauer“, „Der Einsiedler“, „Die Ziegelschupferin“, „Der Galgenpater“ und „Der alte Bartl“ (1866). Erst spät erlebten die „Allerlei Geschichten“ eine 2. und 3. Auflage (1899) mit zwei Fortsetzungen „Jochrauten“ (1897) und „Letzte Alpenrosen“ (1898). Diese Erzählungen aus dem Volke „sind etwa nicht von Fall zu Fall der Natur abgeschrieben, sondern voll aus der Natur gedichtet“, so daß sie mit der Natur, in der ihre Helden leben, eins sind und zugleich mit ihrer Zeit; sie besitzen darum kulturhistorischen Wert selbst dann noch, wenn man diese gesunden und unverkünstelten Geschichten nicht mehr aus diesem Grunde lesen mag. Pichler hat sich überhaupt so tief in den Boden seiner Heimat eingeschrieben, daß sein Name niemals wird ausgelöscht werden.

Nebenher liefen etwa seit 1859 Elegien und Epigramme, in denen er das, was ihm näher ans Herz griff, in kleiner Münze ausprägte. Sie erschienen unter dem Titel „In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Alpen“ 1869 in Gera. Pichler bezeichnete sie selbst als epochemachend für seine Poesie, indem er damit von der Romantik zur Renaissance fortgeschritten sei. Wenn er die klassizistische

Form meinte, die hier von selbst geboten war und oft an Goethes römische Elegien erinnert, so ist dies in der Hauptsache richtig, aber nicht durchaus. So wie er schon früher manchmal diese Tonart angeschlagen, kam die heimatliche „Romantik" noch später oft genug zum Durchbruche. Namentlich in den Epigrammen finden sich recht derbe Sachen und hier sind die späteren, die in einem dünnen Heftchen „Zu Literatur und Kunst" 1879 in Innsbruck herauskamen, noch viel schärfer und „saftiger". Aber Pichler erwies sich dadurch, daß er sie in die antike Jacke zwang, als großen Meister der Form. Bei ihm erscheinen eben Realismus und Idealismus künstlerisch ausgeglichen. Das gilt natürlich auch von vielen seiner übrigen Werke. Die Sammlung „In Lieb' und Haß" erlebte eine zweite, stark vermehrte Auflage (Leipzig 1898). Der scharfe Widerspruch, den sie da und dort erfuhr, ist leicht erklärlich, da Pichler Abrechnung hielt mit Halbheit und Verkehrtheit in Literatur und Kunst. Seltener sind dagegen politische Ausfälle, die dafür an anderen Stellen um so häufiger wiederkehren. Die Tagebücher geben darüber jetzt die nötigen Aufschlüsse. Pichler hatte in Innsbruck kein angenehmes Leben, da man den „Achtundvierziger" überwachte und ihn für einen eingefleischten Revolutionär und Gottesleugner hielt. Der Statthalter Graf Bissingen soll ihn für einen der gefährlichsten Menschen erklärt haben, die ihm je untergekommen seien*), und 1859 machte er sich bereits zum „Sprunge" bereit. Erst der Konstitutionalismus

*) Aus Tagebüchern von A. Pichler, S. 38; vgl. K. v. Thaler in der „N. Fr. Presse" vom 12. Februar 1905.

brachte auch ihm eine Erleichterung und die Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität (23. April 1867) — Ruhe. An den Verfassungskämpfen nahm er anfangs regen Anteil. Er half den konstitutionellen Verein in Innsbruck gründen und sprach mehrmals in liberalen Versammlungen. Allein bald wurde unter den Strebern das Losungswort ausgegeben: „Den Pichler dürfen wir nicht aufkommen lassen!" Er war den Herren wegen seiner „Deutschtümelei" unbequem. Daher zog er sich langsam zurück: „Liberal, aber nicht mit den Liberalen." Seine deutsche Gesinnung erhielt bald auf andere Weise kräftige Nahrung. Pichler dachte allerdings großdeutsch und sah nicht ohne Bitternis, wie der „Kaiseraar von Wien, wo er Äonen fast gehorstet, mit stolzem Fluge fort nach Norden" zog, aber die deutschen Siege von 1870 versöhnten ihn damit. Bezeichnend ist sein Trinkspruch auf dem Unuz zur „Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte", der gegen alle Feinde des deutschen Volkes gemeint war.*) Pichler brachte damals wie seit Jahren die Sommerferien in Pertisau am Achensee zu und verfolgte mit Spannung den Gang der kriegerischen Ereignisse, den er auch mit begeisterten Gedichten begleitete. Zu einer literarischen Weihnachtsgabe „Für Straßburgs Kinder" (Berlin 1870) steuerte er die „Deutschen Tage" bei, Zeitgedichte aus Tirol. die ihm jedoch in Innsbruck nur Verdruß eintrugen.**) Einen stark nationalen und antiklerikalen Einschlag weisen nun auch die nächsten Dichtungen Pichlers auf,

*) Aus Tagebüchern S. 100.

**) Ebenda S. 102 ff.

zunächst „Der Hexenmeister" (1871, gedruckt 1872 in Amthors „Alpenfreund"), ein kleines Epos von 699 Quinaren, das zu den bedeutendsten Werken Pichlers zählt. Nach den Tagebüchern*) traf der Dichter 1852 in einer Klause neben der Rumermuhr einen armen Einsiedler, an dem er dann fast 20 Jahre später die vorliegende, durchaus erdichtete Erzählung aufrankte. Als Lehrer im Unterinntale hatte ihn die Liebe zu einer Schönen ergriffen, die zur Probe seiner Liebe den silbernen Stoßring des gefürchteten bayerischen Forstwarts Adler verlangt. Es gelingt ihm durch List und Gewalt, Kathi wird die Seine, aber bricht die Treue, der betrogene Ehemann erschlägt den Nebenbuhler, einen Offizier, und dafür sind zehn Jahre Zuchthaus sein Lohn, denn auf Erden gibt es keine Gerechtigkeit, da herrscht der bloße Schein. In dieser Zeit stirbt jedoch sein Weib, nachdem sie alles dem Pfarrer vermacht hatte. In seiner Heimat verfehmt, zog er nach Verbüßung der Strafe hierher „in die Buchen" und kümmerte sich nicht mehr um die Menschen, bei denen er im Rufe der Hexerei stand:

„Des Teufels ist, wer nicht mehr ihrer ist!"

Pichler wählt als Hauptpersonen für seine erzählenden Dichtungen mit Vorliebe brave Leute aus dem Volke, denen auf die eine andere Art von den Menschen Unrecht zugefügt worden ist. Sie finden in der Einsamkeit und bei sich selbst den Trost der Ergebung und die Ruhe des Herzens. Äußerlich arm und oft un-

*) S. 59. Vgl. A. Englert in der Bayr. Zeitschr. f. Realschulwesen 17, 154 (1896) und J. Seemüllers Gedenkrede auf Pichler, Innsbruck 1900, S. 12 ff.

geschlacht wie der „Zottelbart" an der Rumermuhr besitzen sie ein edles Gemüt und ein tieffühlendes Herz. Manche haben auch einige Jahre studiert und sind gewöhnlich aus Armut von der gelehrten Bahn abgedrängt worden, wie „Der Student" aus Hötting (1872), „Der Einsiedler" (1885) und der „Zaggler Franz", von dem noch zu handeln sein wird. Der Dichter selbst spricht manchmal aus so einer Gestalt, die Fleisch von seinem Fleische ist und dieselbe stolze Abkehr von der Welt zeigt wie ihr Schöpfer, der sich in seiner Lebensführung mehr und mehr an die Einsamkeit gewöhnte — doch nicht aus Weltverdrossenheit allein, sondern gewiß mehr der geistigen Arbeit wegen. In dem Vers-Hauptwerke „Marksteine" (Gera 1874, zweite vermehrte Auflage Leipzig 1898) zog er vorläufig die Summe seiner bisherigen poetischen Existenz. Es zerfällt in zwei Teile, einen lyrischen und in einen epischen. Die Gedichte sind der Zeit von 1840 bis 1873 entnommen und stellen so die wichtigsten Marksteine von Pichlers dichterischer Entwicklung dar. Unter den kleinen Gedichten finden wir „Die Fahne von Tirol" (1846), das vielleicht durch die Preisausschreibung für das beste Schützenlied angeregt wurde, die Emmalieder und den kleinen Zyklus „Maria" (1848), unter den erzählenden die umgearbeiteten „Legenden" (1842), „Die Vertreibung der Zillertaler (1846), den „Sakristan" (1851), den „Schmied zu Gossensaß" (1860) und endlich den eben besprochenen „Hexenmeister", unzweifelhaft das Glanzstück der Sammlung. In der neuen Auflage hat Pichler einige Veränderungen

vorgenommen. Die Gedichte ermöglichen nicht bloß eine Übersicht über die poetischen Motive und deren Behandlung, sondern lassen auch die stilistische Entwicklung Pichlers erkennen — von der „langhaarigen" Manier in seinen Jugendstücken bis zur markigen Gedrungenheit im „Hexenmeister". Einen größeren Erfolg errangen auch die „Marksteine" nicht, wofür wir kaum lange nach Gründen zu forschen brauchen. Wenn man von der Erhebung des deutschen Volkes vor allem einen neuen geistigen Aufschwung und eine frische Blütezeit der Literatur erwartet hatte, sah man sich bald arg getäuscht. Die Deutschen wandten sich nach dem großen Kriege ganz den wirtschaftlichen Aufgaben zu, die ihnen Wohlstand und materiellen Reichtum verhießen, und sie haben es hierin auch herrlich weit gebracht. Für Kunst und Literatur blieb wenig Zeit und Raum, am wenigsten für Gedichte, die südlich vom Main entstanden waren. Es durften auch „Marksteine" sein! Für die Deutschen in Österreich kam aber eine böse Zeit, da sie sich in nationaler Hinsicht um ihre Haut wehren mußten und für geistige Interessen keine Zeit mehr hatten. Es trat der große geistige Tiefstand ein, der bis zum Beginn der neunziger Jahre anhielt. In Tirol schenkte man dem dichterischen Schaffen Pichlers überhaupt wenig Aufmerksamkeit. — „Das ist traurig, wenn du in deinem Gewissen Zeugnis geben mußt gegen dein eigenes Volk," heißt es in den Tagebüchern.*) Kein Wunder also, wenn er mißmutig und grämig die herrschenden Verhältnisse anklagte und seine

*) S. 353. Vgl. dazu Prem, A. Pichler, Kufstein 1889, S. 30.

Sachen zu „verstecken“ oder an ungeeigneten Stellen zu veröffentlichen begann. Er gab sich nicht mehr die Mühe, einen passenden Verleger zu suchen, sondern schickte ohne Wahl meist an Zeitungen seine Gedichte, wo sie natürlich ihr frühes Grab fanden. „Es ist doch alles für die Katz',“ meinte er. Die Blätter zahlten wenigstens etwas dafür und er hatte die Sache vom Leibe! Ein deutlicher Ausdruck seiner Stimmung sind die erwähnten stacheligen Epigramme von 1879. Auf diese Weise mußte er in Vergessenheit geraten, zum Teil wohl durch eigene Schuld. So schwächte er das Interesse für das kleine Versepos „Fra Serafico“ dadurch, daß er es zuerst in der wenig gelesenen „Wiener Zeitung“ erscheinen und dann zu Innsbruck in einem höchst unansehnlichen Heftchen mit blauem Umschlage abdrucken ließ (1879). Es blieb auch lange genug völlig unbeachtet, obwohl es Pichlers schönste und abgeklärteste Dichtung ist. In einer glücklichen Stunde begann er in lebhafter Erinnerung an Italien und an seine Wanderungen im Apennin Ende 1876 diese Dichtung, die am 8. Oktober 1878 fertig wurde. Sie erzählt uns die Lebensgeschichte eines frommen Einsiedlers in den Bergen von Pistoja, dessen Hütte der Dichter auf einem geognostischen Streifzuge am Abende erreicht. Als strebsamer, für Kunst und Wissen begeisterter Student der Medizin hatte der Einsiedler ein braves Mädchen namens Maria kennen und lieben gelernt. Da brach im Frühlinge 1848 der Krieg aus, er nahm die Waffen, um für Italiens Einheit zu fechten, und war „voran in jeder Schlacht“. Maria widmete sich der Pflege Verwundeter und büßte treue Pflicht-

erfüllung mit dem Leben. Serafico gerät darob in Verzweiflung und flieht wie Parzival in die Einöde am Meere, wo ihn eine arme Fischerfamilie christliche Demut und Ergebung in Gottes Willen lehrt. So wird er nun Mönch und Einsiedler, um den Hirten im Gebirge Helfer und Tröster zu sein. Im Gegensatze zum „Hexenmeister“, der durch die Untreue des Weibes elend wird und sich zürnend von den Menschen wendet, herrscht hier die unentweihte Liebe, die nur der Tod löst und den Mann zum innerlichen Ausgleiche in der Entsagung führt. Schon äußerlich sind die Hauptgestalten der beiden Epen Pichlers voneinander verschieden: Der Hexenmeister ein struppiger Zottelbart, Fra Serafico ein milder Greis im langen Barte „so weiß wie an dem Schrofen dort des Bächleins Schaum“; jener geht, sobald er seine düstere Erzählung beendet, ohne Gruß in seinen stillen Gaden, dieser aber nimmt herzlichen Abschied von dem Dichter am Bahnhofe von Pracchia. Er hat Todesahnungen und im folgenden Jahre trifft der Dichter auf den „luft'gen Höh'n Pistojas“ auch einen jüngeren Einsiedler, der Seraficos Lehren fleißig befolgt und nach einer bewegten Jugend hier Ruhe gefunden hat. Das kleine Epos zeichnet sich durch wunderschöne Sprache und prächtige Naturbilder aus und ist reich an Aussprüchen wahrer Lebensweisheit. Stärker tritt hier in einzelnen Motiven die Ähnlichkeit zwischen dem Dichter und dem Einsiedler hervor, so daß jener wie vor seinem eigenen Porträte steht. Inbezug auf die Einheitlichkeit der Handlung ist der „Hexenmeister“ geschlossener, aber als Mensch überragt Fra Serafico ihn und alle übrigen Gestalten, die Pich-

lers Kunst geschaffen hat. Es fehlt auch die antiklerikale Tendenz, vielmehr ist in diesem „hohen Liede des vermenschlichten Christentums" der Katholizismus ins helle Licht gestellt — „insoferne er schön ist". Pichler stand dem Religiösen nicht fremd gegenüber und kannte das katholische Leben genau, das ihn oft freundlich anzog. Noch mehr! Im tiefsten Innern wohnte auch ihm eine Ahnung des Ewigen und die Sehnsucht, im Ewigen einst zu ruhen, sobald die Aufgabe hienieden erfüllt ist. Daher verabscheute er den rohen Materialismus. Eine „leichtere" Arbeit Pichlers war eine Dorfnovelle in Schnadahüpfeln „Für den Fasching" (1879), später „Werbung" und dann „Der Anderl und 's Resei" getauft*), allein der Dialekt erwies sich für seine Poesie als zu leicht. Auch der Jubelgruß zur silbernen Hochzeit des österreichischen Herrscherpaares glückte nicht völlig. Der Romanschriftsteller Fr. Uhl hatte ihn um ein Festgedicht für die von ihm geleitete „Abendpost" (der „Wiener Zeitung") ersucht. Pichler sagte dem alten Freunde zu, doch mit dem Bedeuten, er wolle keine „servile Sauschwanzerei" liefern. Dabei vergaß er des Umstandes, daß damals bereits Taaffe Slawenhätschelei trieb, und er dichtete vom Kaiseraar in dem Sinne von 1848, so daß ein Teil des Festpoems unterdrückt werden mußte**). Sich nach den Wünschen und dem Ge-

*) „Für den Fasching", Wiener Abendpost 1879, Nr. 36. „Werbung", Roseggers „Heimgarten" 1883; dann umgearbeitet in der „Tiroler Wochenschrift" 1897, Nr. 9 und in Sonderausgabe „Der Anderl und 's Resei") bei Georg Müller.

**) Aus Tagebüchern (Brief an A. Brandl 1879), S. 136.

schmacke des Publikums zu richten, verschmähte Pichler, er schrieb, wie es ihm gefiel, und übte Rücksichten nach keiner Seite. So wahrte er nicht bloß seine Eigenart, sondern auch seine äußere Unabhängigkeit. An dieser hielt er trotzig fest, je öder es um ihn wurde. Er sah sein Familienglück zusammenbrechen und manchen alten Freund zu seinen Gegnern übertreten. In den achtziger Jahren gab es darum literarische Streitigkeiten unerquicklichster Art. Die Gilmfehde, welche er in einem großen Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage 361, 1888), erläuterte, war am bedeutendsten. Pichler setzte nun seine Beiträge zur Geschichte der neueren deutschen Literatur eifrig fort und gab 1892 in der „Österr.-ung. Revue" eine zusammenhängende Darstellung, er verfolgte auch bis an sein Lebensende den Gegenstand und zog mit sicherer Hand die Grundlinien zur Bearbeitung der tirol. Literaturgeschichte. Doch auch für die Poesie warf das genannte Jahrzehnt manches ab. Im Frühling 1885 gab er in Gera eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte, „Vorwinter", heraus, mit welcher er auch ältere Gedichte vereinigte. Hier finden wir wieder die poetische Herzensgeschichte aus dem Süden: „Maria". Im Grenzkriege war ihm wie eine verklärte Emma ein Mädchen begegnet, dessen Bild ihm später noch oft vor das geistige Auge trat*). Er selbst verscherzte sein Glück dazumal „wie Parzival durch Schweigen". Ihr Name ist auch im „Fra Serafico" verherrlicht. In das Jahr 1885 fällt ferner Pichlers Elegie „Der Tod des großen Pan", in das

*) Aus Tagebüchern S. 266.

Jahr 1887 der Beginn einer neuen epischen Dichtung in Versen, die am 7. Juli 1888 fertig wurde und „Der Zaggler Franz" heißt. Sie erzählt von einem Studenten der Theologie, der aus dem Salzburger Alumnate wegen eines Sträußchens ausgestoßen wurde, das er einem Mädchen gereicht hatte, dann heimkehrte und Bauer wurde, nach einigen bösen Erfahrungen ein braves Weib gewann und in seinem Stande glücklich wurde, nachdem er der Philosophie mit ihren Zweifeln den Abschied gegeben und sich selbst überwunden hatte. Wie das Epos stilistisch bald an den „Hexenmeister", bald an „Fra Serafico" erinnert, so steht auch die derb-ideale Figur des Zaggler Franz zwischen jenen beiden Gestalten in Hinsicht auf ihren Charakter. Besonders zu erwähnen wäre noch die Raufszene, die in ihrer Wucht und plastischen Darstellung ein Meisterstück ist. Pichler bewies damit, daß er sich an der Schwelle des Greisenalters noch im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte befand. Im Sommer 1889 erreichte er sein 70. Lebensjahr, zu dem ihm von einem Teile der literarischen Welt lebhaft gehuldigt ward*). Er selbst hatte in seiner pessimistischen Stimmung derartiges nicht erwartet und wollte in seiner neuen Sommerfrische zu Barwies in aller Stille den Tag vorübergehen lassen. Es kam jedoch anders, und von nun an trat seine dichterische Gestalt wieder näher ans Licht. Es bot sich ihm Liebeskind in Leipzig als Verleger an, und bei diesem erschienen auch im Mai 1890 die „Neuen Marksteine", welche vorzugsweise Pichlers Dichtungen der

*) Vgl. Prem, A. Pichler, der Dichter und Mensch, S. 60 ff.

achtziger Jahre enthielten, darunter das schalkhafte Versepos „St. Aloysi“ (1880). Den Namen dazu mußte ein Hauslehrer seines Sohnes hergeben, die Geschichte selbst ist frei erfunden und lehrt, daß die Gesetze der Natur stärker sind als die gesellschaftlichen Rücksichten. Ferner finden wir hier den drolligen Schwank „Kätchen“, das groteske Faschingsmärchen „Ecke“ (1890) und den „Zaggler Franz“, der vorher unvollständig in der „Wiener Zeitung“ abgedruckt worden war. An erster Stelle aber gab er den „Fra Serafico“ als zweite Auflage mit dem „Abendliede des Fra Serafico“, das er am 15. August 1889 gedichtet hatte. Wie die alten, so bieten auch die neuen „Marksteine“ eine Übersicht über Pichlers Schaffen in der vorausgehenden Lebensperiode, über seine innere Entwicklung und schließliche Vollendung. Hier steht der Dichter auf dem Gipfel seiner Kunst. Er hat später auch Größeres nicht mehr geschrieben, nur galt es da und dort noch auszufüllen, wo sein scharfes Auge eine Lücke sah. Nach dem Rücktritte vom Lehramte (1890) und als ihm Gicht und Schweratmigkeit das Bergesteigen verboten, fand er hierzu die nötige Zeit, die er weise ausnützte. Man traf ihn nie müßig. Bis in die letzten Lebenstage oblag er der Lesung deutscher und fremder Bücher mit allem Eifer, um sich zu beschäftigen und selbst zu befruchten. Sein reger und tätiger Geist wandelte das Gelesene häufig in innerlich Erlebtes um. So blieben als Niederschlag der Lektüre Aphorismen, kritische Bemerkungen und andere Lesefrüchte zurück. Im letzten Jahrzehnt seines Erdenwallens brachte er auf diese Weise noch vieles und vielerlei zusammen. Auf alles

drückte er dem Stempel seines starken, mannhaften Geistes. Wo aber Künstler und Mann sich vereinigen, da gibt's Vollendung — sagt Rosegger. Bewunderswert ist es, wie er stets für den Gedanken den passendsten Ausdruck fand und oft mit einem einzigen Worte den Kern der Sache traf. Pichler ist eben auch ein großer Sprachmeister gewesen, unter dessen Hand sich das Wort willig dem Gedanken fügte. Darum die Plastik des Ausdrucks, die Fülle der Ideen bei der größten stilistischen Knappheit und die Tiefe der Auffassung! Breite Verschwommenheit haßte er ebenso wie alles Unnatürliche und Platte, weshalb ihm die Hypermodernen zuwider waren. Die ästhetischen Sprüche in den „Spätfrüchten" S. 162 ff. zeugen dafür besonders laut. Im ganzen war Pichler ein „schwerer Gedankendichter". Abgesehen davon, daß ihm in Tirol der Boden fehlte, mag hier der Grund gesucht werden, daß er nie an einen Roman dachte und verhältnismäßig früh auch die Erzählungen in Prosa aufgab. Als letzte lyrische Sammlung erschienen in Leipzig die „Spätfrüchte" (1896), die außer den Gedichten des „Vorwinters" die „Totentänze" in der Art Holbeins, „Arabesken" und „Sprüche" darboten.*) Die Sinngedichte, oft symbolisch gedacht, und das Spruchartige überwiegen weitaus und lassen uns in des Dichters reiche Seele blicken. Auch da ist alles fest ausgeprägt, treffend und ursprünglich, manches von derber Kraft und voll heiligen Zornes über das Niedrige und Gemeine. Pichler hatte wohl im Alter noch manches persönlich Widrige zu befahren und

*) A. Brandl in der Beil. z. Allgem. Ztg. 1897, Nr. 21.

manchem Sturm zu trotzen, doch blieb er fest wie die „Wettertanne“, die den Föhn überdauert. Er erlebte sogar ab und zu eine Freude und fand als Ersatz für schwere Verluste neue Freunde. Ich erwähne da in erster Linie Rosegger, den er im Herbst 1889 in München kennen lernte und als treuen Freund betrachten durfte*), und die poetisch veranlagte Lehrerin Maria Engl. Für gewisse Kunden aber hatte er sich „einen Knüppel hinter die Tür gesteckt“ und so fand er mit der Welt sein leidliches Auskommen. Ja, er wurde milder, obgleich er noch hier und da einmal den „Streitkolben“ führen mußte. Die Sommerfrische zu Barwies, in einer zwar einsamen, aber schönen Gegend des Oberlandes, brachte ihm jedes Jahr Erholung und Kräftigung. Hier verkehrte er gerne mit seinem alten Freunde, dem Spruchdichter K. Speckbacher in Obermieming, und mit — den Musen. Am Schlusse der „Spätfrüchte“ steht die kleine Erzählung in Versen „Der Jörgel von Lahnsteig“ (1895), die auf dem Mieminger Plateau spielt und zur Abwechslung nicht durch das „geologische Motiv“, sondern mit einer schönen Volkssage eingeleitet wird. Sie zeigt ganz Pichlers Art zu erzählen und trägt durch die Erinnerung an Konradin, dessen Andenken das nahe Kloster Stams erhält, ein nationales Gepräge. Die Stimmung der siebziger Jahre tritt bei dem alten deutschen Recken wieder schärfer hervor. Sein Gedicht „Die deutsche Flotte“ (1900) enthält seinen letzten Wunsch für

---

*) Rosegger, Eine Erinnerung an Ad. Pichler, Heimgarten 25, 278 (1901).

Deutschlands Macht und Größe. Eine bedeutsame Dichtung ist ferner das Märchen „Der schwarze Ring" (Wr. Z. 1897 Nr. 87) wegen seiner tiefen Symbolik. Während so fortwährend Neues entstand, erlebten seine älteren Schriften frische Auflagen. Das hatte zur Folge, daß er da und dort änderte und ergänzte, oder in neuen Versen einen Gedanken näher ausführte, der in anderer Form schon vorhanden war. In Pichlers Schaffen „waltet überall die Notwendigkeit; er muß von Zeit zu Zeit abstoßen, was in ihm fertig geworden ist, daran kann ihn nichts hindern, selbst nicht das Alter", denn er suchte alles zur Vollendung zu führen.*) Pichler hatte das Glück, bis in die spätesten Tage geistig frisch zu bleiben und sich voll „auszuleben". Daher legte er auch das Bekenntnis ab: „Das Schicksal hat mir vieles versagt, viel Leid verhängt, aber auch manches gewährt; ich danke ihm!" Reich an Blüten und Früchten waren selbst seine letzten Jahre. Ich hebe einiges heraus. Ende 1898 entstand „Das zweite Gesicht", 1899 folgten Gedichte hohen Stiles, wie „Segesta", „Taormina" und „Kolosseum", 1900 „Die Norne" und „Der Locherboden". Die „Wiener Zeitung" brachte 1900 noch „Frühblumen", darunter die tiefgefühlte Elegie „Mein Zimmer", ferner die Epigramme „Venedig", „Jahreszeiten" und zu Allerheiligen „Aus den Tagebüchern des Fra Serafico"; auch einige Lieder dichtete er, die zwischen den ersten und zweiten Teil des Epos eingeschaltet werden sollten. Manches Kampfgedicht erschien im „Scherer", denn die bewegte Zeit rief ihn aufs

*) R. M. Werner, Vollendete und Ringende (1900), S. 98.

neue zum Streite. Anderes bringen erst die „Gesammelten Werke", welche endlich einen vollständigen Überblick über sein dichterisches Schaffen ermöglichen.

Die Feier seines 80. Geburtstages gestaltete sich zu einem großen Triumphe für ihn und die nationale Sache im Lande; der letztere Umstand freute ihn besonders. Der „Scherer" gab dazu eine gehaltvolle, illustrierte Festnummer heraus. Er selbst hielt das Tagewerk seines Daseins für beendet und begann seine Schriften für eine Gesamtausgabe vorzubereiten, die nunmehr seine Tochter Mathilde besorgt. Den Sommer 1900 verbrachte er noch in dem lieb gewordenen Barwies, wo er allerlei bosselte und ordnete und sich an der erhabenen Natur erfreute. Anscheinend rüstig kehrte er im Herbste in seinen Wohnsitz in dem seither zur Stadt Innsbruck geschlagenen Vororte Wilten zurück, aber alsbald ergriff ihn wieder das alte Herzleiden, das seinem Leben ein Ende setzte. Er war längst darauf gefaßt; ihm, dem Weisen, stand „des Todes rührendes Bild nicht als Schrecken" vor Augen. Und so schied er klaglos und ergeben am Frühmorgen den 15. November 1900 von dieser Erde, die er so sehr geliebt und mit unsterblichen Werken bedacht hat.

Vorwort.

Seit den gewaltigen Kämpfen von 1809 leuchtet auf den Bergen Tirols ein Strahl unvergänglichen Ruhmes; Land und Leute blieben aber dennoch lange fast unbekannt. Wohl vermittelte die Weltstraße über den Brenner den Verkehr zwischen Deutschland und Italien; nur selten verirrte sich jedoch ein Wanderer aus Freude an der erhabenen Natur, aus Teilnahme für die Eigentümlichkeiten dieser Senner und Schützen über schneeige Jöcher in die abgelegenen Seitentäler. Wissen wir doch alle, wie wenig Goethe mit seinem hellen Auge auf der Reise nach Italien in unseren Alpen sah! — Mancher besorgte in jenen Schluchten und Tobeln bei rohen Urbewohnern jede Bequemlichkeit, jeden Lebensgenuß entbehren zu müssen. Der Protestant fürchtete die finstern Blicke eines tückischen Ultramontanismus, die ihn tatsächlich nirgends belästigen, während in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Preise unserer guten Landwirtshäuser sehr billig waren, gewiß billiger als in der längst abgelaufenen Schweiz. Gar greuliche und leider nur zu wahre Geschichten erzählte man von der Polizei; bei Sturm und Schnee auf einem unbedeckten Karren mit Schub an die Grenze gebracht zu werden, wie es wohl einem harmlosen Studentlein geschah, das beim roten Wein zu viel schwatzte, war kein angenehmes Abenteuer.

Schon vor dem Schlagbaum beschnüffelten argwöhnische Mautbeamte jede Falte des Gepäckes, griffen in die Taschen und prüften den Paß, womöglich auch Herz und Nieren mit mißtrauischer Täppigkeit. Die Spitzelei galt bekanntlich als die sicherste Regierungsform, man wollte durch jedes Mittel hindern, daß in die chinesische Mauer, welche uns absperrte, eine Bresche gelegt werde, obwohl es damals „draußen" auch nicht viel besser stand als herinnen und die Demagogenriecher ebenso niederträchtig waren wie unsere Naderer. Wurde doch der alte Professor Schuler zu Innsbruck, den ein durchreisender Kollege besucht hatte, vom Polizeidirektor vorgeladen und über alles, was bei Tisch gesprochen worden, genau verhört. Das war in Österreich überall gleich; die Verhältnisse Tirols erhielten jedoch durch Natur und Geschichte ein so besonderes Gepräge vor den übrigen Kronländern, daß die Schilderung dieser Zustände im großen Kulturbilde Deutschlands nicht fehlen darf, soll dieses vollständig sein.

Meine Jugend fällt in jene Zeit, wo noch der Odem des „weisen" Metternich alle auftauchenden Wölkchen wegblies, ohne den allmählich erwachenden Freiheitsdrang der Völker hemmen zu können; als Mann beobachtete ich die Kämpfe, die jeden Übergang einleiten und begleiten. Zugleich habe ich mich vielfältig in der Welt umgesehen und dadurch einen Maßstab für die Heimat gewonnen, der zwar manche, die nicht über den Kirchturm hinausguckten und deswegen alles Tirolische für trefflich halten, verletzen wird, aber auch Vorurteile Fremder, welche hochnasig die Bedingungen von Zeit

und Ort vergessend fordern, was nicht vorhanden sein kann, und übersehen, was vielleicht Beachtung verdient, berichtigt.

Dann halte ich für meine Pflicht, wenn auch nur mit leichten Umrissen das Streben und Wirken von Männern zu zeichnen, die einen Platz im Gemälde deutschen Geisteslebens beanspruchen dürfen und wahrscheinlich einen klangvolleren Namen hinterlassen hätten, wären sie an den Brennpunkten der Literatur aufgetaucht. Wohl kann ich mein Urteil unbefangen nennen, denn ich habe mich über viele Verhältnisse hinausgelebt und solche zu Lebendigen gelöst, als wären sie längst gestorben, oder ich, — was das gleiche bedeutet, durch Zeit und Raum weit von ihnen geschieden. Die Absicht, aus verglommenen Kohlen Feuer zu blasen, liegt mir wahrlich ganz fern; die Kämpfe jener Tage haben in der Art, wie sie sich abwickelten, für das heutige Geschlecht kaum noch eine Bedeutung, aber die Gegenwart kann aus der Vergangenheit lernen, wenn sie will und dazu die Fähigkeit hat.

Ich bin längst ganz unabhängig, ich gehöre keiner Partei an, weder der klerikalen noch gar der liberalen, obwohl ich manche Ideen des Liberalismus in den Tagen der brutalen Reaktion nicht ohne Gefahr mündlich und in außerösterreichischen Blättern verfocht. Als der Erzherzog Karl Ludwig Statthalter von Tirol war, schickte man sogar einen Beamten nach Augsburg an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung. „Wer denn gewisse mißliebige Berichte verfasse?" Der Herr wurde natürlich scharf abgefertigt. Dank erhielt ich keinen. Ich habe freilich nie bei einer Partei um irgend

etwas kandidiert, ich bin keiner verpflichtet und brauche keine zu fürchten, weil ich nie eine belog oder betrog. Als die falsche Morgenröte unter Schmerling anbrach, konnte ich mein Mißtrauen nicht verbergen, denn ich wußte, daß Staaten und Dynastien ihre Art nicht ändern, half zwar den konstitutionellen Verein gründen, zog mich aber bald zurück als ich merkte, daß er nur als Leiter für einige Ehrgeizige und hungrige Streber dienen sollte. Weil ich mich der Diktatur einer solchen Partei nicht fügte, folgten bald die Kotwürfe — ich muß den Ultramontanen, die ich manchmal bekämpfte, das Zeugnis geben, daß sie sich anständiger gegen mich benahmen, als jene. Jetzt bin ich ein Greis. Ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst der Menschen, kenne ich nur noch ein Maß der Dinge: Mein Gewissen.

Meinem Lande blieb ich stets in treuester Liebe zugetan, auf seinen Boden hat mich das Schicksal hingestellt, um für Wissenschaft und Kunst mit voller Teilnahme am Fortschritt und der Größe des deutschen Volkes, dessen unveräußerliches Gut ja auch die herrlichen Gebirge am Inn und der Etsch sind, nach Maß meiner Kräfte zu arbeiten und zu schaffen.

Konfessionen will ich keine schreiben und auch nicht für andere beichten. Schuld und Irrtum streifen jedes Menschenherz, ob wir darin versinken oder uns heldenhaft erheben, hängt auch nicht nur von uns ab. Wer am Schluß eines langen Lebens auf die Vergangenheit zurückschaut, denkt oft mit Schaudern an die furchtbaren Abgründe von Elend und Schande, wo ihn das Schicksal oder die Vorsehung, was vielleicht schließlich

dasselbe bedeutet, wie einen Schlafwandler vorüberführte. Still und ruhig blicke ich als Greis auf jene Tage zurück, wo ich verblendet nur zu oft das Flittergold haschte, das unter meiner Hand in Schaum zerfloß, sie vielleicht manchesmal sogar beschmutzte.

Etiam sapientes gloriae cupidinem novissimam exuunt.

Was ich hier kurz angedeutet, läßt es wohl schwerlich als Selbstüberschätzung erscheinen, wenn ich diese Blätter nicht bloß handschriftlich meinen Kindern vermache, sondern der Öffentlichkeit übergebe. Ob sie einfach Zustimmung finden oder in manchen Kreisen Abneigung erregen, — ist mir völlig einerlei: über Lebende reden die Mitlebenden, dann entscheidet das Totengericht und dem kann sich doch niemand entziehen.

Was die Art dieser Aufzeichnungen betrifft, so wird der Leser hier neben Porträten auch Genrebilder und Landschaften finden, daß der Verfasser oft vor dem Beiwerke zurücktritt und, indem er andern das erste Wort läßt, nur als Nebenperson erscheint.

Memoiren halten den Augenblick fest, Briefe beichten und berichten, die Geschichtsschreibung siebt das Wesentliche scharf aus dem Unwesentlichen: jede dieser Gattungen hat ihren bestimmten Stil; ich habe mich an keine Einheit desselben gebunden; die Abschnitte mögen ihr Gesetz vom Inhalt empfangen, der manchmal fertig ausgearbeitet schon seit Jahren gedruckt vorliegt und einer Schablone zulieb nicht geändert werden soll. Es bleibe frischer Unmittelbarkeit und späterer Überlegung, wo es zweckdienlich, gleiches Recht!

Und nun vorwärts!



I.

Den Wert des Hauses, wo der Mensch so recht in einem warmen Neste zu körperlicher und sittlicher Kraft gedeiht, die Bedeutung einer Reihe von Ahnen, die den altererbten Sitz mit wachsender Ehre schmückten, habe ich stets hochgeschätzt, umsomehr, als mir beides fast ganz versagt blieb und mich nur der Ursprung aus dem Marke eines Stammes, dessen Tüchtigkeit niemand bestreiten darf, hob und trug.

Die Wurzeln meines Geschlechtes verlieren sich in Südtirol bei Neumarkt: Gegenden, wo immer der Kampf zwischen Deutsch und Welsch auf und abwogte, bis vielleicht unsere neu erwachsende Volkskraft dem Romanismus einen ehernen Riegel vorschiebt.

Meine Vorfahren waren Bauern auf einem schönen Gute; ein jüngerer Sprößling des Hauses machte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den bedenklichen Sprung in eine k. k. Kanzlei. Der Besitzer des Hofes hatte keine Erben, er wollte ihn jedoch mit echtem Stolze seinem Namen erhalten und berief daher den Sohn des Bruders: eben jenes Beamten, zur Übernahme des Gutes. Das Bürschchen war zu Innsbruck aufgewachsen; als es nun nach Neumarkt kam, fand es den Alten wie Job halb im Misthaufen vergraben hinter dem Hause hocken: auf diese Art heilte man damals das

an der untern Etsch häufige Fieber, wie es noch jetzt in Ungarn geschieht.

Als nun das Stadtherrlein ihn so erblickte, da erschrak es und lief ohne Gruß und behüt Gott über den Brenner zur Mutter heim. Der Bauer jedoch ärgerte sich und gab das Gut an ferne Anverwandte, nachdem er die fahrende Habe an Klöster und Geistliche verteilt hatte.

Der Zusammenhang mit der Heimat im Süden ward vergessen, meine Ahnen blieben in der Kanzlei. Das Porträt meines Urgroßvaters zeigt einen Mann in behäbiger Tracht, den Dreispitz mit Silbertressen unter dem Arm; auf der Stirne, die klar und hoch aus den steifen gepuderten Locken ragt, würde ein Lavater Verstand bei vorwaltender Phantasie lesen, die großen dunkeln Augen unter buschigen Braunen leuchten von südlicher Glut; Stumpfnase, volle Lippen, breite Wangen deuten auf sinnliche Behaglichkeit. In einer Ecke steht: Joseph Antonie Bichler aetatis 34 anno 1742.

Gegenüber die Urgroßmutter: Mariane Bichlerin, geborne Reinischin, aetatis 29. Die Kleidung mit Borten und Stickerei, die silberne Halskette, das Kreuz von blitzenden Granaten an der schwarzen Samtschnur läßt auf den Hausstand eines wohlhabenden Mannes schließen. Mit wahrer Verehrung blickte ich stets zu den reinen edlen Zügen dieser Frau empor, die von seltener Schönheit gewesen sein muß. Sie tragen den Zauber einer ernsten, echten Weiblichkeit, welche oft genug die leidenschaftliche Seele meines Urgroßvaters beruhigt haben mag, so wie sie noch auf den späten Enkel



wirkt, der gerne zu ihr emporschaut. Ich habe mich viel um das Schicksal, um das Grab dieser Lieben erkundigt, denn der Mensch ist nichts wert, der seine Vorfahren vergißt und verdient auch bei der Zukunft kein Andenken, konnte aber nirgends eine Spur entdecken; war es doch nur ein Zufall, der mir die übrigens vollständig beglaubigten Porträte verschaffte! Das ist ja der Fluch des Beamtentums und darin gleicht es dem Proletariate nur zu sehr: daß es von Ort zu Ort fahrend seiner Heimat vergißt, und weil überall zu Hause nirgends zu Hause ist. Wie oft habe ich den Bauern beneidet, der als echter Edling seine Scholle vom Urahn überkam und sie dem Urenkel überläßt, der in Tauf- und Sterbbüchern der Dorfkirche seine Väter verzeichnet weiß, und am Allerseelentag die lange Reihe ihrer Gräber mit Kerzen und Blumen schmückt!

Mein Großvater starb zu Reutte als Zollbeamter am 3. April 1795. Die junge Witwe zog nach Innsbruck, wo sie von einer kleinen Pension kümmerlich lebte und ihre vier Kinder mit redlichem Gottvertrauen erzog. Sie war eine Plattner von Pettnau, ein Ahnherr von ihr besaß 1550 das Wirtshaus zu Barwies, wie urkundlich nachgewiesen ist.

Da meine Eltern weder auf meine geistige Entwicklung, noch auf mein Fortkommen wesentlich eingewirkt haben, wie der Verlauf dieser Geschichte klar dartun wird, so kann ich mich über sie kurz fassen.

Der Vater Joseph Anton, geboren am 20. Dezember 1790, trat am Gymnasium zu Innsbruck als Schüler ein. Dort spielte er 1809 mit einem Kameraden die

Geige, als plötzlich auf dem Rennplatz die Trompeten der anrückenden Bayern schmetterten. Er ließ alles liegen und stehen und lief mit einer Schachtel Schupfnudeln im Sacke durch Wiltau dem Brenner zu, wo er den Bauern beim Aufwerfen der Schanzen half. Als der Rummel vorbei war, konnte er, obwohl es ihm nicht an Talent fehlte, aus Armut das Studium nicht mehr fortsetzen und wurde Schreiber bei der Zollstätte zu Kufstein. Dort lernte er die Nichte des Aufsehers kennen, welche ihm am 19. April 1819 im Portiuncula-Kirchlein zu Kleinholz unweit der Stadt angetraut wurde.

Es war ein gutmütiger Mann, der soweit als möglich auf äußeren Anstand und Kleidung hielt. Phantasievoll und nicht ohne geistige Regsamkeit las er gern, besonders Walter Scott; überdies hatte er Neigung für die Kunst; Landschaften und Tierstücke schätzte er sehr, ohne jedoch die Mittel zu besitzen, etwas zu kaufen, außer einigen Kupferstichen des trefflichen Ridinger, die er unter der Hand erwarb. Da er selbst nicht zeichnen konnte, auch nie Gelegenheit hatte, echte Kunstwerke zu sehen, war sein Geschmack nur wenig geläutert, sonst wäre nicht sein höchster Wunsch gewesen, die schlechten französischen Kupferstiche der Tellsage zu besitzen, ein Wunsch, der übrigens auf seine Gesinnung schließen läßt.

Als die Mundharmonika erfunden wurde, kaufte er sich eine solche. Ich erinnere mich, wie er nach den Amtsstunden in der Dämmerung auf einem Stein sitzend oder an die Fensterstäbe gelehnt, die langgedehnten Töne blies und dann schwermütig träumerisch

in die Ferne schaute. Wenn sich poetische Anlage vererben läßt, habe ich sie von ihm, sowie mich auch Gestalt und Züge als seinen Sohn bestätigen. Leider fehlte ihm die Neigung etwas aufzuzeichnen, er erlebte manches und hatte in der Jugend auch geistigen Verkehr. Als er später mit einem Jugendfreunde zusammentraf und beide bei einem Glase Wein auftauten, weckten sie alte Erinnerungen, sprachen von Poesie, ja sogar von einer Art Wertherzeit in Tirol, von der sich freilich keine Spur erhielt. Jener Freund stürzte sich später ins Wasser, mein Vater sagte mir das mit zwei Worten und trauerte lang um ihn, einsam und verschlossen, wie's seine Art war.

Fast immer auf dem Lande, hatte er viel Natursinn; seine liebste Erholung war es, hier und da ein Häschen oder Eichkätzchen zu schießen, jede freie Stunde verwendete er zum Aufrichten von Dohnen, mit denen er Schnepfen, Drosseln und anderes Wildgeflügel fing. Bot das Wasser Gelegenheit, so legte er den Fischen Nachtschnüre. Eine Stellung als Forstmann hätte ihm wohl besser entsprochen, doch erfüllte er alle Pflichten seines Amtes, und waren sie auch noch so mechanisch, mit fast pedantischer Genauigkeit. Beifügen darf ich noch, daß er stets reine Hände behielt und deswegen allgemeine Achtung genoß. Ich war zufällig gegenwärtig, wie er einem Viehhändler, der ihm die Hälfte des Zolles für eine Ochsenherde bot, wenn er die andere Hälfte für sich behalten dürfe, zornig die Türe wies, so daß er sich betroffen und dunkelrot im Gesicht zum Gehen wandte.

Trotz mancher bitteren Erfahrung liebte er Öster-

reich aufrichtig: er sah mit Stolz auf die Kleinhäusler jenseits der schwarzgelben Pfähle, obschon auch er Gelegenheit genug hatte, die Mißgriffe der Regierung zu beobachten und noch mehr über dieselbe durch bayrische Blätter aufgeklärt wurde, die er leicht über die Grenze erhielt.

Was die Kirche anlangt, so genügte er den Pflichten des Gottesdienstes, achtete jedoch den Klerus nicht sehr hoch und sprach dieses gelegentlich unverholen aus. Der positive Gehalt des Christentums hatte sich ihm nie verflüchtigt, er suchte in der Hoffnung auf eine bessere Welt seinen Trost. Besonders richtete sich seine Andacht auf „Christus im Elende"; in den letzten Jahren seines Lebens trug er stets einen schlechten Holzschnitt: das blutige dorngekrönte Haupt des Erlösers vorstellend, bei sich. Wenn das Unglück von allen Seiten auf ihn eindrang, seufzte er oft: „Mir ist sterberisch!" Damals habe ich ihn noch nicht verstanden. Es war etwa anfangs der vierziger Jahre im September. Ich mußte zum Beginn der Vorlesungen nach Innsbruck und mußte in aller Frühe aufbrechen. Mein Vater begleitete mich bis zu den letzten Häusern des Städtchens. Dort blieb er plötzlich stehen und brach in Tränen aus. Er schilderte mir das Elend, das er zu tragen habe, ich schwieg seufzend, denn ich wußte alles, aber keinen Trost dafür. Wir reichten uns die Hände, er verschwand in der Nacht, ich rannte vorwärts und begann mit grimmigem Hohn ein Lied zu singen:

Wohlan, denn getrunken!

Ein Stück außerhalb Kundls, der Heimat meiner Mutter, blieb ich vor einer öden Brechelstube stehen. Hier

war mein Oheim, nachdem er aus seinem Dienste entlassen worden, als armseliger Bettler unterstandslos gestorben. Das sind Jugenderinnerungen!

Ich habe aber auch in meinem Alter Dinge erlebt, daß sie in einem Sensationsroman einen Platz verdienten. Der Rest ist Schweigen!

Er starb als armer Pensionist mit 200 fl. jährlich am 7. Mai 1852 nach kurzer Krankheit. Bei seinem Verscheiden sang eine Tannenmeise, die ihm ein Fuhrmann geschenkt hatte, — sie sang ihm vielleicht die letzte Erinnerung an die geliebten grünen Wälder ins Ohr.

Die Mutter Josefa Seebacher war die uneheliche Tochter eines Bauernknechtes in Kundl. Sie wuchs völlig verwahrlost auf, bis sie endlich der Oheim zu sich nahm und ihr den notdürftigsten Unterricht in Schulfächern und weiblichen Handarbeiten erteilen ließ.

So lange mein Vater noch im Amte war, ging alles leidlich, als er ihr jedoch später, abgestumpft von Sorgen und Kummer, das Hauswesen ganz überließ, galt nur noch der traurige Spruch: „Kommt der Tag, bringt der Tag," und die Wirtschaft verlotterte bald gänzlich, weil sich zum Mangel an Einsicht leider auch noch eine Gutherzigkeit gesellte, die wie es eben Weltbrauch, überall geprellt wurde. Nach seinem Tode bot ich alles auf, sie ins Gleichgewicht zu bringen; vergebens! Endlich mußte ich mich darauf beschränken, ihr monatlich so viel zuzulegen, daß sie sich anständig aber sparsam hätte durchbringen können, und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Sie starb am 15. Juni 1865.

Wer erzählt solche Dinge gern? Es kostet Selbstüberwindung, sie nur anzudeuten; denn die Nachrede ist

oft übler als die Wirklichkeit. Begleitet viele die traute Erinnerung an den häuslichen Herd, so möchte ich mir letheische Wasser wünschen, um manche Szenen aus der Seele wegzuwaschen und so manche Narbe zu tilgen.

An den Folgen dieses Verhältnisses mußte ich schuldlos leiden, ohne bei dem besten Willen etwas ändern zu können; die Gemeinheit der Leute und ihr elender Neid, der mir später jeden Gulden, jede Anerkennung mißgönnte, weil sie einmal ohne mir jedoch zu helfen auf mich als einen armen Burschen herabgeschaut hatten, mißgönnte mir auch später meine soziale Stellung. Sie suchten mir meinen Standpunkt klar zu machen, wo sie konnten; wer sich aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hat, glaubt anfangs, er müsse alles einstecken, weil er als junger Mensch emporschauen mußte, bis ich endlich selbstbewußt mich zu wehren begann und dann vielleicht manchem unrecht tat, der es nicht um mich verdient hatte. Ich wünsche meinem niederträchtigsten Feinde all das Herzeleid und so manche bittere Demütigung nicht, die ich lang' schweigend duldete; den finstern Groll, die Menschenverachtung, die sich in mein Herz senkte, hat keine Zeit mehr ganz auszutilgen vermocht.

Selbst als Professor an der Universität hatte ich noch von der Gehässigkeit einiger Kollegen zu leiden, die mich in jeder Weise herabzudrücken suchten. Soll ich sie nennen?

„Non ragionar di loro, ma guarda e passa. Dante.“ Manchen Schlag hätte ich noch wiederzugeben, aber vor Gräbern verstummt der Zorn, wenn auch manche Narbe zurückblieb.

Weil ich aus Ursachen, die ich später mitteile, nur wenige Jahre zu Hause blieb, knüpfte mich auch an meine Schwester kein innigeres Band. Um zwei Jahre jünger als ich heiratete sie einen Mechaniker von Zürich und starb dort 1868. Als viel später ein Bruder geboren wurde, stand ich längst auf eigenen Füßen und mein Verhältnis zu ihm beschränkte sich darauf, daß ich ihm durch einen Lehrer Unterricht erteilen ließ, damit er sich wie ich auf der Welt sein Brot verdiene.

Der Vater wurde bald nach seiner Verheiratung als kontrollierender Amtsschreiber nach Zollhaus bei Erl versetzt. Hier erblickte ich am 4. September 1819 nachmittags um 2 Uhr das Licht. Ein Freund, der sich mehr im Scherz als Ernst mit Astrologie beschäftigte, rechnete die Konstellation dieser Stunde aus und prophezeite mir allerlei Glück und Ehre, eingetroffen ist freilich das wenigste. Die Leser mag ich weder mit Jupiter, noch Venus und Luna, die bei meiner Geburt leuchteten, weiter behelligen.

Zollhaus liegt bereits zwischen den Ausläufern der Alpen, bewaldete Kalkalpen mit steilen Felsenkronen erheben sich durchschnittlich zur Höhe von 1200 Meter; dahinter der prächtige Kaiser als Wächter am Tore von Tirol, auf das der stolze Brunnstein trotzig aus Bayern herüberlugt. Gerade unter dem Amt fließt der Inn hinaus in die Ebene, das rechte Ufer österreichisch, das linke bereits bayrisch, beide damals durch das Seil einer Fähre verbunden. In dieser lieblichen Gegend erwachte ich zum Bewußtsein; ich erinnere mich gar wohl noch an manche Stelle; insbesondere eine kleine Kapelle im Wald unweit der Straße, die ich gerne besuchte,

weil mir die Mutter Gottes mit dem Flitterkleid und den künstlichen Blumenstöcken zu beiden Seiten so wohl gefiel. Auch in anderer Weise trat mir der Katholizismus freundlich entgegen: jenseits des Flusses lag ein Karmeliterkloster, Sonntags durfte ich nicht selten mit zur Kirche fahren und was gab es da zu sehen und zu hören! Noch tönen die mächtigen Klänge der Orgel in mein Ohr, mächtiger als das Rauschen des Stromes und Windes; noch sehe ich den Weihrauch sich emporkräuseln und an der rechten Seitenwand den heiligen Elias, wie er auf dem Flammenwagen zum Himmel schwebt! Besonders gefielen mir die Priester in den schimmernden bunten Seidengewändern; voll kindlicher Einfalt glaubte ich lange, die mir so lieben Goldkäfer hätten unter den Tierlein das gleiche Amt und tat manche Frage, bei der die Erwachsenen lachten. Am Ostertage pflegten die Mönche den Honoratioren der Gegend Konfekt zu schicken: wie schmeckte das gut und süß! Von nun an wünschte ich Geistlicher zu werden, und wollte mir jemand eine besondere Freude machen so durfte er mir nur einen bunten Papierbogen schenken. Dieser wurde in der Mitte eingeschnitten und als Meßgewand beiläufig wie der Kotzen eines Fuhrmannes getragen. Einen wenig günstigen Eindruck brachten die bluttriefenden Legenden und schauerlichen Geistergeschichten hervor, die man mir erzählte, teils um mich zu unterhalten, teils von manchem kleinen Mutwillen abzuschrecken. Meine lebhafte Phantasie beschäftigte sich mit diesen Dingen mehr als zuträglich; ich träumte von Hexen und Gespenstern und fürchtete mich abends gar sehr nach dem Gebetläuten allein zu sein. Erst nach

langen Jahren wurde ich diese alberne Angst, die mir manche Verlegenheit bereitete, allmählich los. Im nämlichen Hause wohnte der Einnehmer J. Schlumpf. Sein ältester Sohn Sigmund, ungefähr gleichviel Jahre mit mir zählend, war mein Spielgefährte, ein kränklicher, schwermütiger Knabe, von dem später noch die Rede sein soll.

Unvergeßlich blieb mir lange der Brand von Oberaudorf, dessen Häuser schräg über dem Inn zwischen den Feldern lagen. Es war heller Tag, die Beamten versammelten sich am Ufer, ich gesellte mich zu ihnen. Hoch züngelten die Flammen über den Dächern empor und brüllten und sausten im Sturm, der schwarzbraune Rauch verschlang sich zu dichten Ballen, die Glocken tönten, bis sie im Feuer verstummten und deutlich vernahm man das Schreien und Jammern der armen Leute.

Einen alten Bauern mit kurzer Lederhose und blauen Strümpfen könnte ich noch jetzt zeichnen, wie er durch die Wiesen floh und über einen brennenden Zaun hüpfte. 27 Gebäude sanken in Asche; das war am 15. September 1823. Eine Tafel in der Kapelle neben der Pfarrkirche erinnert an das Ereignis.

Als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde mein Vater nach Leutasch, einen Posten an der Grenze unweit Mittenwald in einer wilden düstern Gegend versetzt. Hinter den zerfallenen Schanzen der Porta Claudia von Medici stand die befestigte Kaserne, die man zur Wohnung von Beamten und Zollwächtern umgebaut hatte. Die gewölbten feuchten Räume mit den dicken Mauern und Schießscharten, die zerbröckelten Trümmer,

aus denen hin und wieder eine verrostete Waffe gezogen wurde, waren eine Mahnung an die Geschichte meiner Heimat; denn hier hatten einst blutige Kämpfe stattgefunden. Die Kapelle war in Schutt gesunken, die einst darin angebrachten Stationen lagen unter dem Dach der kleinen Feste zerstreut, sie beschäftigten mich an den kurzen Wintertagen und weckten die ersten Äußerungen meines Talentes zu zeichnen, das weiter zu bilden mir meine Mittellosigkeit später nicht erlaubte. Die Bauern in der Nachbarschaft, die ich mit meinem Vater hier und da besuchte, priesen den frommen Knaben, der solche Freude an geistlichen Dingen habe. Unter andern zeichnete ich den heiligen Joseph mit der Säge in der Hand und einem Barte bis zur Zehenspitze. Auf die Frage, warum ich ihn so darstelle, gab ich den Bescheid: Der Nährvater Christi, der als Gott uralt sei, müsse jedenfalls noch älter sein und daher einen längeren Bart tragen als gewöhnliche Zimmerleute.

Schon im nächsten Frühjahr mußte mein Vater wieder wandern, jedoch nur in die Nähe nach Scharnitz, jenseits des Berges an der Kommerzialstraße, wo Fremde und Fuhrleute häufiger verkehrten, wenn auch die Gegend keinen andern Charakter trug und blos Schanzen und Befestigungen in einem größeren Maßstabe angelegt waren. Der Aufenthalt in diesem öden Tale ist für mich dadurch von Belang, daß ich hier zum ersten Male die Schule besuchte, wobei ich es freilich nur zum Buchstabieren brachte. Wichtiger war mir ein Naturereignis. Der Paß erstreckt sich von Süd nach Nord, ist also im eigentlichen Sinne des Wortes

eine Leite für den Scirocco, der zwar den Schnee etwas früher schmilzt, jedoch auch durch seinen mächtigen Anprall Lawinen loslässt und sonst allerlei üblen Spuk treibt. Einen solchen Sturm erlebte ich im Spätherbst. Ich sah mit Entsetzen, wie sich die Bäume bogen, trotz der schweren Belastung mit Steinen die Schindeln von den Dächern flogen, Felsblöcke am Gehäng niederstürzten und Menschen und Tiere ängstlich von der Straße fliehend eine sichere Zuflucht suchten. Wie gewöhnlich deuteten die Älpler dieses als Vorzeichen eines künftigen Unglückes, als ob sie am gegenwärtigen Schrecken nicht genug gehabt hätten! Die Prophezeiung wurde noch durch ein angebliches Mirakel an der Statue des Heilandes an einer kleinen Kapelle unweit Seefeld verstärkt. Sie stellt ihn nackt dar, wie er, die Dornenkrone auf dem blutigen Haupt, das Schilfrohr in der Hand, den Purpurmantel zum Hohn über die Schultern dasitzt und die Stirne gesenkt die Bosheit der Menschen betrauert. Wie man dies öfter sieht, war das Haar nicht aus Holz geschnitzt, sondern echt. Nun verbreitete sich das Gerücht, es sei fast um Handbreite gewachsen und hänge in langen Strähnen auf die Brust. Alte Leute schüttelten bedenklich den Kopf, in den Häusern wurde nachts ein Rosenkranz mehr gebetet, um den Zorn der Gottheit zu versöhnen. Auch ich hörte mit bangem Vorgefühl von diesen Dingen reden und erkundigte mich angelegentlich bei einem Bauern, was das alles bedeute. „Ja Bub, Buße tun heißt es jetzt: fasten und beten; der Himmelvater ist böse und du bist noch jung genug, um zu erleben, was alles geschehen soll.“ In der Schule hörte ich den

Katecheten von der unendlichen Liebe Gottes reden, der für uns das Kreuz getragen und für den auch wir das Kreuz tragen sollten. Das rührte mich auf das tiefste und ich beschloß, dem Erlöser auf seinem Dornenpfade nachzufolgen. In einer alten Kasematte fand ich Stücke von Palissaden; ich band sie in Form eines Kreuzes und schleppte dieses alle Abende unter verschiedenen Stoßgebeten mit eingemischten Seufzern auf der Schanze herum. Nachdem ich es mehrere Tage getan, hatte ich mir die Schultern so zerschunden, daß ich es aufgeben mußte. Wie jedoch das Volk allmählich die Prophezeiung vergaß, weil das gefürchtete Unheil nicht eintraf, so dachte ich auch nicht mehr an mein Kreuz, es wird wohl längst vermodert sein. Ich besaß einige Anlage zu einem Heiligen des Mittelalters, da sich aber glücklicherweise niemand um das schöne Talent kümmerte, so überwand meine ursprünglich kerngesunde Natur diesen Hang, sowie manche andere Torheit die unter Jünglingen meines Alters Mode ging. Freilich kehrte ich unter Umständen von Zeit zu Zeit darauf zurück; denn es braucht meist länger, einen geistigen Krankheitsstoff auszuscheiden als einen körperlichen; ich will jedoch hier nicht vorgreifen.

Auch Romantik anderer Art rückte mir unangenehm nahe. Scharnitz lag vor der Grenze, das Gebirg hatte viele Übergänge und Schlupfwinkel und so war es durch den Schmuggel, der hier mit großer Verwegenheit getrieben wurde, berüchtigt. Der Winter unterbrach das Geschäft kaum; sobald der Schnee fest gefroren war, wagten sich die Leute mit den Reifen hin-

auf und schleppten schwere Ballen Tabak und Gespinste nach Tirol. Dieser Erwerb selbst war schon traurig genug; aber noch trauriger, daß man die armen Teufel, denen der Boden nicht ausreichend Korn zum Unterhalte trug, mit Spießen und Stangen von Amts wegen verfolgen mußte. Mancher darunter war auch als kühner Wildschütz berühmt und setzte einen Stolz darein es zu sein, denn das Volk bewunderte ihn als einen Helden; es brachte daher oft Gefahr, seiner Fährte zu folgen. Vor allen wurden die Ragg genannt, Burschen keck genug, dem Teufel selbst die Ohren abzureißen. Sie sind mir nach vielen Jahren als unverwüstliche Greise oft genug mit dem Stutzen in der Hand auf meinen Bergfahrten begegnet und ich hatte dann ebensoviele Freude sie zu sehen, als damals Angst, wenn ich ihren Namen hörte. Mein Vater war als treuer Beamter von selbst ein Feind des Schmuggels. Da gab es Verräter, welche für Geld die Wege ihrer Kameraden und den Tag, wo sie aus Bayern zurückkehrten, anzugeben versprachen. War die Nacht angebrochen, so zogen die Grenzwächter und oft die Beamten, denen ein Teil der Beute als Gewinn zufiel, bewaffnet aus, um zu lauern. Mit welcher Angst lauschte ich in die sternenklare Nacht hinaus und horchte auf das Knittern des Schnees, bis hoch oben im Gebirge ein Schuß, dann ein zweiter und dritter, begleitet von gellendem Jauchzen den Widerhall weckte und mir fast das Blut gerinnen machte! Es hatte aber nichts zu bedeuten, die Schwärzer waren gescheiter als die Zeisige, so nannten sie die Finanzler wegen des gelbgrünen Anzuges: die Aussage der Spione, die mit jenen im Bunde

waren, hatte sich als irrig erwiesen und von der Spur abgelockt. Unterdes zog Ragg mit seinen Brüdern hoch oben über das Joch und machte, als er in Sicherheit war, dem Gefühle höhnischen Übermutes durch Losbrennen des Stutzens und lautes Jauchzen Luft. Dieser Schmuggel wirkte jedoch auf die Grenzer verwildernd und entsittlichend, nicht selten hörte man von Ausbrüchen schrecklicher Rache; einmal wurde ein Finanzler nackt bei den Füßen aufgehängt, so daß sein Kopf einen Ameisenhaufen berührte, tot gefunden. Die Schmuggler zeigten bisweilen heimlich selbst die Käufer verbotener Waren an, um sich dadurch noch einen schändlichern Gewinn zu sichern. Im Jahre 1809 sellen Wilderer fahnenflüchtige Tiroler, welche die bayrische Armee verließen, um sich den Ihrigen anzuschießen, auf den Bergpfaden niedergeschossen und ausgeraubt haben, weil nach Deserteuren nicht gefragt wurde: die Bayern glaubten sie nämlich in die Alpen entwischt, die Tiroler wähnten, sie wären in der feindlichen Armee. So mag mancher durch schmählichen Verrat an der Grenze verblutet sein, über dessen Grab sich kein Kreuz erhebt.

Der Frühling brachte ein Dekret, das meinen Vater nach Leitenhofen unweit des Bodensees gehen hieß: eine liebliche Gegend außerhalb des Kreises wie auch im Angesicht der Hochalpen, gesegnet mit einer Fülle von Obst- und Feldfrüchten. Auch der Charakter des Volkes war verschieden, so daß es selbst dem Knaben auffallen mußte, wenn er an die schroffen schweigsamen Schmuggler der Scharnitz zurückdachte und dabei den schwäbischen Dialekt der Vorarlberger hörte, die voll

Behaglichkeit schwätzten und ihm gern da oder dort eine Kirsche oder Zwetschke vergönnten.

Ich war mehr auf Obstbäumen und Wiesen der Nachbarn zu treffen, als im väterlichen Hause, am unliebsten ging ich in die Schule nach Hohenweiler, wo man mir eben nicht viel Zufriedenheit bezeugte. Um mir das Schlendern zu verleiden, erzählte man mir von dem schwarzen Klaushunde, der groß wie ein Pferd mit funkelnden Augen herumlaufe und bösen Buben nachsetze. Der Sage nach war ein Schelm so verwandelt worden, weil er im Dreißigjährigen Kriege den Schweden einen Pfad verraten hatte, auf dem sie die Talsperre bei Bregenz umgingen, so daß die reiche Stadt mit ihren aufgespeicherten Schätzen ihre Beute wurde. Das fruchtete wenig, denn wenn ich auch anfangs besorgt hinter jeden Busch guckte, so verschwand doch allmählich die Furcht, weil ich nie erfuhr, daß jemand gefressen worden. Derlei Züge tun am besten dar, wie sehr mir jede Leitung fehlte, doch schlug die Sache nicht schlecht an; ich wurde körperlich gekräftigt und behende; die Eindrücke, die mir Feld und Wald von allen Seiten boten, waren gewiß so viel wert, als die unverstandenen Phrasen, mit denen die armen Stadtkinder in der Stube genudelt werden.

Da hieß es plötzlich: der Bischof kommt nach Bregenz, um dort zu firmen! Das brachte unter der Jugend eine große Aufregung hervor und obwohl ich von dem geheimnißvollen Sakramente nicht die leiseste Vorstellung hatte, so wünschte ich doch dabei zu sein. Oft hatte ich von einem Hügel in der Ferne den Bodensee erblickt, wie er sich weithin dehnte, so daß das Himmels-

gewölbe auf ihm zu ruhen schien, ich hatte gestaunt, wenn die Sonne feurig golden in seine Wellen tauchte und eine Brücke aus funkelnden Lichtern fast bis an das Ufer reichte: bei der Firmung mußte ich nach Bregenz kommen, das lag am Wasser und da konnte sich manches Rätsel in nächster Nähe lösen.

Meinem Verlangen ward entsprochen, ein Wirt übernahm Patenstelle und versprach mich in die Kirche zu geleiten. Wir fuhren nachmittags fort; zuerst nach Lindau, denn dort hatte er Geschäfte. Es war eines der zahlreichen Halbfeste, wo die meisten Katholiken Gott dem Herrn dadurch dienen, daß sie ihm den Tag abstehlen; verwundert sah ich hier Leute mit Feldbau beschäftigt. Ich erhielt den Bescheid, das seien Lutheraner, die unsere heilige Religon nicht achten. Also Lutheraner! Wie oft hatte ich über diese Verruchten schimpfen gehört, so daß sich mir nach und nach die Vorstellung befestigte, sie könnten gar nicht ausschauen, wie andere Menschen und müßten irgendein Brandmal, wo nicht gar Hörner tragen. Davon war jedoch nichts zu bemerken und da die Gegend so überaus schön und reich, die Häuschen so nett und sauber waren, meinte ich, auch diese Leute seien nicht schlecht. Nur eines bekümmerte mich: ob die Kinder an solchen Tagen, die wir frei hatten, auch in die Schule müßten? — Der Pate bejahte es. „O dann werde ich nie lutherisch!" rief ich aus. Lindau erreichten wir bei Nacht. Früh morgens eilten wir zum Hafen, uns einzuschiffen. Da war für mich so viel zu schauen, zu fragen, zu bewundern, daß ich zu Bregenz vor der Kirchentür stand ohne zu wissen, wie mir geschah und die heilige Handlung

fast spurlos an mir vorüberging. Als sie vollzogen war, drängte ich rasch aus Reih und Glied und zupfte meinen Paten, er möge mich wieder an den See bringen. Er meinte aber, es sei Mittagszeit und so gingen wir ins Wirtshaus. Da war schon ein langer Tisch besetzt von Buben jeder Art und ihren Paten, die ihnen, wie es einmal der Brauch, reichlich süßes Gebäck und Wein spendeten. Das brachte bald Wirkung hervor und es ging zu wie in einer Menagerie. Auch ich nahm dankbar in Empfang, was mir vorgelegt wurde, mehr als mir zuträglich und so endete der herrliche Tag, anstatt rein vor meiner Erinnerung zu stehen, mit dem ersten Katzenjammer.

Im Jahre 1828 erhielt mein Vater die Stelle des Einnehmers zu Weißenhaus, etwa eine halbe Stunde von Füßen. Hier war die Szenerie wieder eine andere. Das Amtsgebäude lag in einem Engpaß zwischen dem Lech und dem Schwarzenberg, dessen Marmorfelsen ganz von Föhren und Tannen bewachsen waren. Am Gehäng stieg die rote Almrose und der weiße Steinbrech bis an die Straße herab. Jenseits des Flusses, der nach Art der Wildwässer in einem breiten kiesigen Bette häufig das Rinnsal wechselte, lief ein langer Hügelzug einsam und dicht bewaldet. In der Richtung gegen Füßen war die Aussicht von dem kahlen Schrofen geschlossen, wo sich der Fluß eine schauerliche Schlucht gebrochen hat, in die er brausend stürzt. An der schmalsten Stelle hatte sich nach einer Sage St. Magnus, von Feinden verfolgt, hinübergeschwungen; noch zeigte man die Spuren des Fußes tief dem Stein eingeprägt; nach anderen sei Julius

Cäsar zu Roß hinübergesprengt. Westlich lag das Städtchen Vils mit seiner Schloßruine und einigen höheren Bergen. Die Gegend war sehr eng begrenzt; zwischen Füßen und der Lechbrücke nur Viehweiden und Wiesen, auf die bayrische Hirten ihre Rinder trieben. Ursprüngich gehörte dieser schmale Fleck tirolischen Gemeinden, bei einer großen Hungersnot sollen sie ihn für einige Laibe Brot an Bayern abgetreten haben. Auf der Straße verkehrte viel Fuhrwerk, oft sah man die Getreidewagen in langer Zeile die mautliche Behandlung erwarten. Um den Schmuggel zu hindern, sperrte eine Reihe hoher Palissaden von der Felswand bis zum Flusse das Tal. Das Haus war beiderseits von Gärten eingefaßt, die den Beamten zum Gemüsebau überlassen blieben. Bald lernte ich mit Schaufel, Rechen und Hacke umgehen; ich arbeitete gern und hatte die größte Freude, als auf dem von mir umgegrabenen Beete Samen aus der schwarzen Erde keimte, allmählich im Sonnenschein und Regen üppig emporwuchs und schöne farbige Blüten entfaltete.

So brachten nur die Jahreszeiten einige Abwechslung. Mit Sehnsucht harrte ich eine Wbche zum vorhinein auf die Tage, wo zu Füßen Markt war. Da zogen die Leute aus Tirol über die Grenze um einzukaufen, die Finanzwächter spähten mit Argusaugen nach Schmuggelware und so gab es oft bewegte Auftritte. Mich nahm die Mutter mit. Bald hatte ich mich im Gedränge von Käufern und Verkäufern verlaufen. Ich stellte mich vor einen Laden und begaffte mit offenem Munde die schlechten buntscheckigen Lithographien. Die Türken hatten furchtbare Schnauzbärte,

sie trugen rote Pumphosen und fochten mit krummen Säbeln. Selbstverständlich floß Blut in Strömen. Mein Vater hielt eine Augsburger Zeitung und redete gelegentlich von den Kämpfen auf der Balkanhalbinsel, welche damals die politische Welt aufregten. Noch einmal wurde ich später daran erinnert. „Die Bayern kommen.“ Im November 1832 liefen wir Gymnasiasten den Soldaten entgegen, die zur Stütze des jungen Königs Otto nach Griechenland geschickt wurden. Am 7. Dezember kam er selbst und besichtigte am nächsten Morgen die Stadt. Ihm stellten sich die Abgeordneten des griechischen Volkes vor. So hatten auch wir Gymnasiasten Gelegenheit all die Helden, deren Namen und Taten uns nicht ganz unbekannt waren, leibhaftig zu bewundern. Wir liefen ihnen auf Schritt und Tritt nach und konnten uns an den bunten orientalischen Trachten kaum satt sehen. Freilich stimmten die kurzen weißen Kittel nicht zu dem Bilde, das wir uns von Miltiades und Themistokles gemacht hatten, eher erinnerten sie uns an die Wiflinge der Durer Bäuerinnen. Des behelmten Kolokotronis mit seiner Geiernase erinnere ich mich noch heut, ich erkannte ihn auf dem Bilde von Heß in der neuen Pinakothek, das den Einzug Ottos zu Nauplia darstellt, allsogleich wieder. Später besuchte ich auch die Ottokapelle bei Kufstein, wo der junge König von seiner Mutter Abschied nahm, um im fernen Süden auf einen wenig beneidenswerten Tron zu steigen.

Die edlen Hellenen haben dem Hause Wittelsbach auf echt asiatische Weise gedankt und man begreift es, wenn König Ludwig nach all den Opfern, die er für

sie gebracht, nicht mehr durch den Prachtbau der Propyläen und die Bilder im Hofgarten an sie erinnert werden wollte. Er hatte einst Fallmerayer gezürnt, weil dieser in den Skipetaren von Attica und den Slaven des Peloponnes nicht die Enkel des Phidias und Platons erkennen wollte, vielleicht verzieh er ihm jetzt, wo sein enttronter Sohn landflüchtig nach München zurückkehrte.

So erreichte die Woge einer Brandung, die einst Europa durchzittert hatte, auch unsere Schulbänke. Daß sie in die Legitimitätstrottelei des greisen österreichischen Staatskanzlers einen unheilbaren Riß machte, verstanden wir freilich damals nicht. Jetzt ist der Philhellenismus längst verduftet.

O Mesolunghi, o Byron!

Meine Gesellschaft war sehr klein. Der Aufseher hatte zwei Söhne, böse Rangen, mit denen ich mich oft balgte, bisweilen auch Frieden schloß und dann gemeinsam mit ihnen im nahen Walde aus Tannenzweigen Hütten baute, in die wir Bilder, Blumen, buntes Glas, kurz alles mögliche schleppten, was wir zum Schmuck dienlich erachteten. Ein innigeres Verhältnis knüpfte ich mit Heinrich, dem Sohne des Kontrolleurs. Die Eltern dieses Knaben waren von Adel, er unterließ nicht, mich auf diesen Vorzug in jeder Weise aufmerksam zu machen. Er hatte eine Rüstung aus Pappendeckel, überzogen mit Gold- und Silberpapier, ein hölzernes Schwert mit Kreuzgriff, dazu Lanze und Sporn. Voll stolzen Selbstgefühls trug er diese Waffen als junger Ritter und erzählte mir von Turnieren, Fehden, Fräulein und Kreuzfahrern, was er aus alten

Scharteken zusammengeklaubt hatte. Ich meinte nun ebenso gut einen Ritter vorstellen zu können und lag den Eltern an mir Schild und Panzer zu kaufen. Er tat jedoch Einsprache, weil ich nicht von Adel sei; sollte ich auf meinem unziemlichen Vorsatz beharren, so würde er mich zum Kampfe fordern. Das war mir eben recht. Ich lief nach Füßen, kaufte Pappendeckel, strich ihn schwarz an und verknüpfte die Stücke so gut es ging mit Bindfaden zu einer Rüstung. Das Schwert lieferte der nächste Strauch und so ging es mit lautem Geschrei zum Kampf. Wir gerieten hart aneinander, nach einer Weile meinte der Gegner: es sei genug, wenn ich den Adel auch jetzt nicht hätte, könne ich ihn ja kaufen, denn er habe gehört, für Geld sei alles feil; übrigens sei er bereit, mir ein Stückchen von dem seinigen abzulassen. So war der Frieden hergestellt.

Neue Nahrung, neuen Schwung erhielt unsere Vorliebe für das phantastische Ritterwesen durch einen Trupp Schauspieler, die im Ratshause zu Füßen das Gerüst aufgeschlagen hatten. Wir besuchten einige Vorstellungen, unter andern „Die Teufelsmühle am Wienerberg"; so erbärmlich auch die Aufführung war, daß sie selbst dem bescheidenen Publikum des Kleinstädtchens mißfiel, uns entzückte und begeisterte sie dennoch. Kinder ahmen alles nach, was nur einigermaßen ihre Phantasie reizt und erregen dadurch bekanntlich oft falsche Vorstellungen von schlummernden Talenten; auch wir bereiteten uns sogleich zur Wiedergabe dieser Schauspiele. Ein Leintuch wurde im Hausgange als Vorhang aufgespannt, wir warfen uns in Kostüm, malten uns mit Kohle tüchtige Schnauzbärte und traten

vor die versammelten Bewohner des Mautamtes. Die Wechselrede wurde ausgelassen, dafür aber die Zweikämpfe mit solchem Ernste ausgeführt, daß sich die Zuschauer einmischten und dem Stück schon im ersten Akt ein Ende machen mußten. Unsere Lust an der Ritterschaft war jedoch keineswegs erloschen, sie suchte nur andere Auswege. Es sollte ein Verließ angelegt und mit einem unterirdischen Gang verbunden werden. Wir wählten dazu den sandigen Rain, der vom Garten zum Flusse zog und hatten bald ohne Mühe ein tiefes Loch ausgehöhlt. Die Sache verleidete uns jedoch, weil die Buben des Aufsehers stets Dinge zurückließen wie Ritharts Veilchen. Die Gegend selbst bot uns manche Anregung: dort ragte die Burg Vilseck, gegen Pfronten auf steiler Wand die Bergfeste Falkenstein, wo einst Räuber hausten, das zierliche Städtchen Füßen beschirmten die hohen Türme eines Schlosses mit ihren Storchnestern, weiter hinten lugte Hohenschwangau über den Hügel. Sagen woben sich um diese Stätten und wie gern horchte ich, wenn man mir von den alten Zeiten erzählte und ihre Mannen zu Riesen erwachsen ließ. Ich nahm wieder Bleistift oder Kohle zur Hand und bekritzelte alle Wände mit solchen Gegenständen. Da kaufte mir der Vater eine Zeichenmappe und riet mir, anstatt die Wände zu beschmieren, die Gegend aufzunehmen, nachdem ich einige Kupferstiche kopiert. Ich wählte einen Platz auf dem Lechschrofen, der nach meiner Meinung der beste war, und zeichnete, so gut es ging, nach der Natur. Freilich fehlte jede Belehrung, daher hatten diese Versuche nur den Wert, mein Auge zu üben und zu schärfen. Zu Füßen sollte

ich nach altem Schlendrian architektonische Schnörkel, Laubwerk von Säulenknäufen und steife Blumen nachkritzeln, und so verging mir bald alle Lust am Lernen und am Lehrer.

Die Schule vereinigte Knaben und Mädchen, jene vermutlich aus Ähnlichkeit mit den Böcken des jüngsten Gerichts links, diese als Lämmchen rechts, durch einen Gang geschieden, wo der Lehrer Lindner auf und abmarschierte um auszufragen oder wenn einer wie die Verdammten in Dantes Hölle zu keck auftauchte, ihn mit dem Stabe zu tupfen. Er war ein braver, gutmütiger Mann; ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er keine Schuld hat, wenn ich nichts lernte, sondern eher das Gegenüber in der Ecke der Bank: des Arztes wunderliebliches Töchterlein mit dem blonden Engelskopfe so frisch und munter, wie ein Eichhörnchen, daß es eine wahre Freude war, ihr nachzuschauen, wenn sie aus der Schule hüpfte. Ich sah sie an und immer an und hatte nie genug, so reizend war sie, doch fiel mir eben nichts anderes ein; und ich hatte kein Arg zu erzählen, wobei die ältern Leute freilich lächelnd den Kopf schüttelten. Ein anderes Mal bewunderte ich auf einer Hochzeit ein prächtige, fast übergroße Frau und trat ihr, an die Ideale der Ritterwelt denkend, so unvorsichtig entgegen, daß ich durch eine rasche Bewegung beim Tanz an die Wand gewirbelt wurde. Diese Verehrung der Schönheit, oder wie man die Seligkeit ihres Anschauens nennen mag, begleitete mich lange völlig ungetrübt, bis man es mir endlich als den Anfang der Sünde und des Verderbens bezeichnete und mich dadurch verdüsterte.

Etwas verfänglicher war ein anderes kleines Erlebnis. Wie auf Befehl des Kaisers Augustus die Juden an ihren Stammsitzen aufgeschrieben wurden, entbot König Ludwig die schönsten Mädchen Bayerns nach München, um sie dort für seine Galerie malen zu lassen. Eine solche Blume war nun auch im Gerichte Füßen aufgeblüht und es wurde überall von ihr geredet. An einem Sonntag nahmen mich die Eltern nach Binswang mit, wo der edle Rebensaft, den der Wirt aus dem Etschland geholt hatte, zur Abwechslung mit dem täglichen Bier besonders die blauweißen Nachbarn anlockte, die dann gewöhnlich — Männlein und Weiblein abends zum Spaße für das Mautamt schwer beladen, heimtorkelten.

Wir saßen unter den blühenden Obstbäumen des Gartens, da kam die Holde umschwebt von einer Wolke brünstiger Jünglinge. Alles wurde aufmerksam, ich auch; noch erinnere ich mich, als wäre es heute, an den schlanken Wuchs, die blonden Locken, den feuchten Glanz des blauen Auges, die zarte Pfirsichwange; — ich könnte den Platz schildern, wo sie stand und mit gesenktem Blick die Huldigungen entgegennahm. Sie war für mich die Prinzessin eines Zaubermärchens. Nun begannen aber die Gäste allmählich ihre Reize von oben bis unten in einer Weise zu kritisieren, die zwar meine ästhetischen Begriffe erweiterte, mich jedoch über manches belehrte, was zu wissen nicht gerade nötig war.

„Es sind Schindeln auf dem Dache!" — Darum seid vorsichtig ihr Erwachsenen. Geistig rege Knaben merken auf alles geschlechtliche oft früher, als ihr vermutet; die Mädchen sind ihnen meistens ohnehin

um ein paar Jahre voraus, wenn sie auch zurückhalten.

* *

*

Das führt mich auf eine Frage, die Eltern und Erziehern oft und viel zu schaffen macht. Die Verfertigung und Ausstellung von Schandbildern gehört unbedingt vor den Strafrichter, der sie geradezu mit Körperstrafen ahnden sollte. Eine Grenze ist aber schwer zu ziehen: Ort und Zeit, Sitte und Lebensanschauung bedingt vieles. Auf den Antillen bedienen nackte Neger bei der Tafel, den stolzen Pflanzern gelten sie eben nicht als Menschen. Die prüden Engländerinnen müssen sich am Kap von Hottentotten, die sich nur mit dem Zylinder von Zündhölzchen verhüllten, aus dem Schiff tragen lassen; eine römische Kaiserin stieg entkleidet vor ihrem Sklaven ins Bad: er war ja doch kein Mann! Solche Beispiele ließen sich noch dutzendweise beibringen. Aber auch die Zeit hat manches verändert. Was sich einst in Griechenland und Italien auf offener Gasse zeigte, ist jetzt nicht mehr zulässig. Man erinnere sich an Adam und Eva des keuschen Mittelalters oder an die Mosaiken in der Vorhalle von St. Marco. Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Venedig nackte Buben auf dem Geländer der Brücken kauerten und bettelten, man möge ihnen einen Soldo ins Wasser werfen, nach dem sie dann untertauchten. Auch bei öffentlichen Monumenten wird die Kunst — sollen wir sagen dezenter? Die Statuen auf der Berliner Schloßbrücke, vor denen sich die spröden Damen mit dem Fächer schützen, wären jetzt kaum möglich; bei einem

Kriegerdenkmal, wo der Held mit dem bayrischen Biergesicht einen Griechenhelm trägt, schwingt sich ein Lappen des Mantels recht absichtlich auf die Blöße und deutet sie auf diese Weise an; . . . nun ja, mit dem Feigenblatt reichen wir nicht mehr aus, so empfehle ich Schwimmhosen. Wie gesagt, eine Grenze ist hier schwer zu ziehen.

Die Berechtigung des Nakten in der Kunst kann wohl nur ein marianischer Sodal bestreiten, manchmal ist sie sogar durch den Gegenstand bedingt: ein Christus am Kreuze, der leidende Prometheus, die Magdalena; obwohl man jüngst ein schönes Gemälde von Pollak, das ihren Busen enthüllte, in Brixen vom Altare nahm, den es seit fast zwei Jahrhunderten schmückte. Ein Kunstwerk kann — es soll naiv sein, absichtslos, dann ist es keusch und stellt sich nicht aus. Beachtet jedoch folgendes. So wie die Natur den weiblichen Körper gebildet hat, regt sie den Mann sinnlich an, das gleiche gilt umgekehrt. Die Spartaner ließen ihre Jünglinge bei den Wettspielen der nackten Jungfrauen zusehen, um sie zur Ehe zu reizen. Ein Bartolomeo nahm seinen Sebastian vom Altare, weil er den jungen Florentinerinnen andere Gefühle erweckte, als die der Andacht. Aus dem gleichen Grund haben schöne junge Prediger den größten Zulauf von Mädchen, namentlich im Beichtstuhle. Man beobachte junge Burschen vor Darstellungen der Nackten in Galerien und horchte was sie sich dabei zuflüstern. Unsere Sitte verhüllt den Körper von Kind an, so daß jede Entblößung gewissermaßen die Neugierde reizt, Dinge kennen lehrt, die man verbergen

möchte. Es ist Mangel an Erfahrung, wenn man in Schulen die holdselige Venus, den strahlenden Apollo hinstellen will, um ästhetisch zu bilden. Bei Kindern ist der Sinn für die Farbe weit frischer als der für die Form; das Spektrum des Prismas, der Regenbogen, gefallen ihnen eher als ein plastisches Werk. Die Kenntnis der Schönheit des nackten Körpers fordert Studien, die wir nicht so leicht machen können, während der sinnliche Instinkt oft früh rege ist und manche Künstler geraden Weges die Geilheit als den stärksten Trieb reizen wollen. Dieser birgt jedoch die schwersten Gefahren für das Glück des Menschen und sehr oft der Nebenmenschen. Man sollte ihn daher so lange als möglich schlafen lassen und ist er erwacht, ihn zu sänftigen trachten. Darum muß ich mich auch — allerdings unter Vorbehalten .gegen die Nacktheiten der Kunst aussprechen und ich glaube, daß hier nicht der Zweck das Mittel rechtfertige, um so mehr, weil das Mittel in den meisten Fällen nicht wegen des angeblichen Zweckes verwendet wird. Das ist eben Unkeuschheit. Grobe Zoten schaden hier sogar weniger als die feine raffinierte Kunst. Ich rechne mit der Natur des Menschen, wie er einmal ist; das hat mit der Askese gar nichts zu tun. Bekanntlich haben auch die Hellenen in ihrer großen Zeit die Götter bekleidet, als sie der Schönheit zu lieb ihnen die Gewande nahmen, begann auch ihre Religion sich aufzulösen und es nahte der Untergang durch den peloponnesischen Krieg.

Das führt mich vor die mediceische Venus. Ich habe in der Tribuna das Verhalten der Mädchen und Frauen beobachtet, namentlich die tugendhaften Eng-

länderinnen, wie sie sich hinstellten und aus Murray pflichtgemäß bewunderten. Die heißen Verse Childe Harolds, der hier vor allen mitreden kann, dürfte man ihnen freilich nicht ins Ohr flüstern. Wäre ihre Prüderie Wahrheit und nicht Heuchelei, so müßten sie schamrot davonlaufen, daß ihre Heimlichkeit, wenn auch nur als Marmor, dem jedoch die Alten durch die Farbe volleres Leben verliehen, nackt in Gesellschaft von Männern auf dem Piedestal ausgestellt ist. Ich glaube ein keusches unbefangenes Mädel, das noch nicht durch einen ästhetischen Katechismus verpfuscht ist, tut es auch, ja ich habe ähnliches schon erlebt und würde so euer Geschwätz vom Schönen an sich, das ihr eigentlich zu einem Gespenst macht, widerlegen.

In der Poesie ist man strenger. Warum nehmt ihr in eure Lesebücher nicht die fünfte Elegie von den Amores Ovids, oder Walters fast antikes „Decke bloß" oder das Tagebuch Goethes? Und doch wirkt das Wort weniger als Form und Farbe.

Der Kunst bleibe ihr göttliches Recht gewahrt, das Schöne darzustellen wo und wie sie will, aber Kindern gibt man keinen feurigen Wein.

Properz war kein ägyptischer Joseph. Er sagt aber L. II 5 El.:

Quae manus obscoenas prima depinxit tabellas
  Et posuit casta turpia visa domo,
Illa puellarem ingenuos corripit ocellos
  Nequitiaeque suae noluit esse rudes.

Ähnliches meint auch der sonst so lüsterne Diderot im Salon 1762 Nr. 73 von Baudouins „le coucher de la mariée".

Also Keuschheit! Was ist denn aber Keuschheit und hat sie einen Wert? Über die Bedeutung des Wortes lassen wir Theologen und Physiologen streiten; was wir meinen, weiß der gewöhnliche Menschenverstand.

Den zweiten Teil der Frage bejahen wir unbedingt und zwar nicht bloß deswegen, weil die Unkeuschheit schädliche Folgen für Leib und Seele hat. Wer den so schwer bezwingbaren Geschlechtstrieb überwindet, ist ein ganzer Mann und als solcher auch in anderen Kämpfen seiner selbst mächtig, weil er bereits im schwersten gesiegt hat. Darum sind wir dem Christentum dankbar, daß es die Keuschheit so hoch stellt und sogar vor der stummen Begierde warnt, obwohl wir uns nicht auf die Gründe der Religion berufen.

Ich wagte diese Andeutungen auf die Gefahr hin, daß man mir einen Zopf anhängt, wenn man mich auch als alterfahrenen Schulmann kaum für einen Frömmler erklärt.

* *
*

Der Verkehr mit den Kameraden gab zu Streichen Gelegenheit, wie sie seit den Kindern Evas überall vorkommen. Einigemal brachte ich arglos Schnadahüpfeln heim, die meine Eltern zu einer Anzeige veranlaßten. Die Vorlagen der Zeichenschule gefielen mir, wie gesagt, wenig, desto besser jedoch die Bilder, welche die Buben mitbrachten und herumzeigten. Einmal Szenen aus dem Soldatenleben der Österreicher: Grenadiere mit Bärenmützen, Kanonen zwischen Kugelpyramiden, Marketenderinnen mit dem Fäßchen am Riemen, spitz-

bärtige Juden, die den Jägern die Beute abschachern, ein armer Kroat, der, an die Bank geschnallt, seine fünfundzwanzig auf die blaue Hose aufgezählt erhält Höhnisch riefen die Buben: „Das sind die A**streicher, das tut man bei uns nicht mehr!" Ich schimpfte dagegen: „Dafür haben die Tiroler euch Bayerfacken den Stutzen um die Ohren gehaut!" So ging es hin und her und es war gut, daß die Schulferien den Streit endigten, um so mehr, da mir zum Schluß ein Stücklein gelang, das schlimme Verwicklungen herbeiführen konnte. An der Grenze stand der Pfahl mit dem bayerischen Wappen. In einer müßigen Stunde zeichnete ich rechts und links neben dem Rautenschild statt der Löwen zwei aufrechte Schweine; eine Anspielung auf den Spottnamen, mit dem wir Tiroler die Bayern bezeichneten. Auf mich fiel kein Verdacht, weil mir niemand die Geschicklichkeit zutraute, so was zu machen. Sobald mein Vater davon hörte, befahl er mir als ein friedfertiger Mann allsogleich, die Zeichnung auszuwischen und so war jedem Unheil vorgebeugt. Dafür vernahm man allerlei spöttische Bemerkungen über Österreich und seine Regierung, auch für den Kaiser Franz schienen die Leute nicht sehr begeistert; das kümmerte mich wenig, denn was verstand ich von Politik; mehr Eindruck machten auf mich die Reden mancher Tiroler von 1809. „Was haben wir uns herausgeschlossen? Neue Steuern und Lasten. Wären wir bei Bayern geblieben, da hieß es: ‚Wein heraus, Korn herein!' und das trug Geld. Warum ließ man den Passeirer Anderl erschießen? Wir rühren keinen Stutzen mehr an!" Nie mißbrauchte man ein treues, argloses

Volk schändlicher, belog und betrog es und opferte es dann so herzlos und undankbar, wie die Tiroler von 1809. Es ist eine Mythe, daß Hofer bei seinem Todesgang den Kaiser Franzel leben ließ, seine mir zuverlässig überlieferten Worte, die ich hier nicht drucken lassen darf, zeigen, daß er über die Verhältnisse und die Leiter derselben im Gefängnis zu klarer Einsicht gelangte. — Jenes Geschlecht ist vergangen, das folgende äußert sich wieder loyaler, es galt ja das Linsengericht der Glaubenseinheit und ähnliche heilige Sachen. Den Erzählungen über die Taten jener Tage horchte ich jedoch mit gespanntem Ohre, voll Stolz war ich ein Tiroler und wollte ein solcher bleiben. „Wart nur," rief ich gelegentlich, „wenn die Franzosen wieder kommen, tu ich auch mit!" — und schnitzte mir Bogen und Pfeile.

Als ich das Schießen nicht mehr fürchtete, half ich bei Prozessionen böllern; sehr gern besuchte ich an Sonn- und Feiertagen die Schießstände. Da hingen an der Wand der Halle Scheiben mit merkwürdigen Treffern, wenn etwa einer das Zentrum hinausgebohrt hatte, oder auch Abbilder von Kämpfen in Schluchten und Pässen, wie die Inschrift erzählt:

„Wo Miliz und Tirolerschützen
So tapfer auf die Feinde blitzen".

Manchmal zeigen sie eine Allegorie: zwei brennende Herzen als Erinnerung an ein Hochzeitsschießen, die Bozner ließen einmal ihre Hausfrauen malen, wie sie wursteten und setzten die bekannten Verse aus Schillers Frauenwürde darunter.

Wie klopfte mein Herz, wenn die „Mander" unter

der grün-weißen Fahne, die oft eine Kriegsmedaille schmückte, den Stutzen auf der Schulter beim Tschin tschin und bum bum der türkischen Musik anrückten, die Seidenbänder der Beste flatterten eingesäumt von funkelnden Dukaten und Talern in der Luft; wer da eines gewann, den staunte ich an, so oft er mir begegnete. Ich sah jauchzend dem Zieler zu, der in der roten Jacke um die Scheibe tanzte, wohl auch zu Schwegel und Trommel einen Purzelbaum schlug und so den glücklichen Schützen begrüßte.

Wir Buben machten das selbstverständlich nach. Ein Fetzen, am liebsten brennendrot, war die Fahne, unsere Büchse ein Stock, vorn mit einem Spalt, in den man einen Kloben steckte und mit Spagat herausriß, daß es klatschte, — Generaldecharge! — manchmal barfuß, um ja nichts zu versäumen.

Bei solchen Ausmärschen begegnete uns der Landrichter Marberger, der 1809 mitgetan hatte, er lachte herzlich und führte die Kompagnie in eine Bierstube, wo er uns bewirtete.

Nach dem Elternhaus und neben der Schule ist für die Jugend die Geschichte ihres Landes von hoher Wichtigkeit, wenn sie nur lebendig greifbar vor die Augen tritt: die ruhmvolle Geschichte als Tat des Volkes und nicht erst vom Willen hoher Herrschaften oder für ihre Zwecke auferlegt.

Das haben wir Tiroler, darum sind und bleiben wir auch vor allem andern Tiroler und nur Tiroler und was ich bin und wie ich bin — gut oder schlecht — danke ich zumeist dem Boden, wo ich die Wurzeln schlug, aus denen ich aufwuchs.

Mit dem Herbste begannen nun die Ferien. Ich lernte die Kunst des Vogelfanges und überlistete die armen Tierchen zu Dutzenden mit Schlageisen, Fallen und Leimruten. Sie wurden grausam auf einem Steine totgeworfen, gerupft und abends gebraten. Ich wußte damals noch nichts von zarten Empfindungen, sondern verfuhr nach einem Naturrecht, wie es Adler und Geier oder auch die poetische Nachtigall, die trotz der rührenden Töne Würmchen verspeist, täglich üben. Ich tat eben, was niemand verbot und jeder für recht hielt. Übrigens hat sich die massenhafte Vertilgung der kleinen Sänger in Tirol durch alle Arten von Ungeziefer bereits schwer gerächt, so daß man sich sogar langsam bewußt wurde, man müsse auf dem Wege der Gesetzgebung helfen und damit Schritt für Schritt beginnen. Auch die Fische im Wasser hatten nicht Ruhe; manche prächtige rotgetupfte Forelle mußte der Angel auf den Tisch folgen. Pfrillen und Weißfische fing ich massenhaft im Handnetze. Mein ritterlicher Freund kränkelte indes und konnte mich daher auf meine Raubfahrten nicht begleiten; als sich die Blätter röteten, welkte er in das Grab. Es war der erste Schmerz, der durch meine Seele zuckte; ich habe ihn tief und wahr empfunden, wie ich mit den trauernden Eltern seinen Sarg nach Binswang geleitete. Den Marbelstein, den sie ihm auf das Grab setzten, fand ich nach fast fünfzig Jahren nicht mehr, der Meßner konnte oder wollte mir nicht mitteilen, wo er hingekommen; man hatte ihn wohl als Baustein eingemauert, oder die Schrift abgeschliffen, um ihn wieder zu verwenden. Zum Andenken erbat ich mir die Bett-

statt, in der Heinrich gestorben war; ich habe lange darin geschlafen und jeden Abend, ehe ich die Augen schloß, treu für seine ewige Ruhe gebetet.

Indes war der Oheim meiner Mutter von Kufstein nach Reutte als Kontrolleur übersiedelt; bei ihm wurde ich zum Beginn des neuen Schuljahres in Kost und Wohnung gegeben, um endlich einmal in eine tüchtige Lehre zu kommen. Und es tat wahrlich not; die wilden Sprößlinge und Triebe mußten beschnitten werden, sollte je eine Frucht ansetzen und reifen. Mein Oheim war ein langer hagerer Mann, einsilbig und von trockenem Humor, der jedoch selten bemerkbar wurde. Er hatte seine Hauptfreude an einer Sammlung von Pfeifenköpfen jeder Art, welche zierlich gruppiert an der Wand hingen. Dabei war er jedem Aberglauben ergeben, und meinte, mit zwei schwarzen Wachskerzlein, die auf dem Altare zu Loretto geweiht waren, die Zukunft erforschen zu können. Er hielt in jeder Hand eines an der Spitze und brachte die freien Enden in leise Berührung. Darauf murmelte er im Namen der heiligen Dreifaltigkeit seltsame Beschwörungen und stellte die Frage auf Ja und Nein. Stiegen die Enden der Kerzlein dort, wo er sie aneinander gelegt, so bedeutete es Ja, im entgegengesetzten Falle Nein. Wer denkt nicht dabei an unsere moderne Geisterklopferei und die schreibenden Tische? Besonders gern hätte er eine Abschrift vom letzten Blatte des kirchlichen Meßbuches erlangt, in der Meinung, daß es allerlei Zauberformeln enthalte, mittels deren man den Teufel zwingen könne, Geld zu liefern. Das Kartenlegen und die symbolische Bedeutung desselben hatte ich längst schon

von meiner Mutter gelernt; überhaupt war ich in alle Geheimnisse des Volksglaubens eingeweiht und wußte in der Hierarchie der Geister, Hexen und Teufel so gut Bescheid als irgendein Beschwörer, der Kräuter unter die Türschwelle band oder Kuhhaare in der Pfanne röstete.

Die Frau meines Oheims hatte kaum die dürftigsten Schulkenntnisse, sie war eine Bauerntochter, die er nach langer Liebschaft zu Kundl aufgeheiratet. Als ich einst in der deutschen Sprachlehre blätterte, sah ich hinter der Form eines Zeitwortes die Silbe Konj. als Abkürzung für Konjunktiv. Da ich den Sinn nicht verstand, fragte ich sie darum, sie erläuterte mir nun, es heiße: „Kon is?" in gutes Deutsch übertragen: „Kann ich es?"

Bei diesem Stande der Dinge genoß ich auch hier außer der Schule Freiheit genug. Ich konnte herumlaufen, im Weidle baden, zu Johannis auf den Steinberg steigen, dort ein Sonnenwendfeuer anzünden und mit den Buben darüberspringen. Zu meinem Heil fand ich jedoch im Oberlehrer Josef Kögl meinen Meister. Als ich nach Reutte kam, sollte ich zuerst die unterste Klasse besuchen; ohne daß ich mich aber bisher viel bemüht hatte, waren mir doch manche Kenntnisse angeflogen; zudem malte meine Hand die Buchstaben mit Geschick, so daß ich nach einer Woche in den oberen Kurs versetzt wurde. Der Lehrer, mit dem ich unten zu tun gehabt, war noch ganz nach dem alten Schlage, auf den der unberufene Witz so gern seine Pfeile schoß: der Rücken gebeugt, ein grüner, vorn von Tabaktropfen braunbetupfter Frack mit langen Schößen,

die Weste gelb gestreift, zwischen Brust und Bauch eine klaffende Lücke lassend, Hosen von Zimtfarbe, welche bald unter den Knien aufhörten und blaue Strümpfe, so steht er noch vor mir, hebt den Haselstock und wackelt mit dem kahlen Kopfe, dessen Farbe ihm den Namen Steinrötel eingetragen. Anders sah Kögl aus: ein junger Mann mit energischem, geistvollem Gesicht und strammer Haltung des schönen Körpers. Er hatte sich durch eigenen Fleiß und ohne Anleitung Kenntnisse weit über seinen Beruf erworben und besaß viel Sinn für Natur und Kunst. Zwei schätzbare Büchlein: die Geschichte seiner Heimat Vils und des Marktes Reutte bestätigen dieses, ebenso die kleine Naturaliensammlung, die er aus eigenem Antrieb erwarb und bei der Schule aufstellte. Mit raschem Blick erkannte er die Grundzüge meines Wesens und gebrauchte bei unserem ersten Zusammentreffen tüchtig den Stock, gegen den sich eine verzärtelte Pädagogik nicht so auflehnen sollte; er ist bei einem Knaben, dessen Ehrgefühl noch nicht erwachte, oft das einzige Mittel, Eindruck hervorzubringen. Bald war dieses nicht mehr nötig, denn er hatte meine Einsicht entwickelt und mich zum Bewußtsein der Pflicht gebracht, ein Wort von ihm genügte, mich auf der rechten Bahn zu erhalten. Zudem war er nicht von jenen Schulmeistern, welche Großes geleistet zu haben meinen, wenn sie den Zögling auf dem Stuhle festnageln und ihn zu einem künftigen Staatshämorrhoidarius drillen. Bald nahm er mich auf Spaziergängen selbst tagelang mit, erzählte mir an Ort und Stelle die geschichtlichen Ereignisse, machte mich auf die Schönheit der Landschaft nach Luft, Licht, Farbe

und Linien aufmerksam, zeigte mir die Kirchen, die Bilder von künstlerischem Werte und begann an die Wurzeln des Aberglaubens, der mir eingesäet war, eine leise, vorsichtige Hand zu legen. Daß ich unter seiner Leitung große Fortschritte machte, versteht sich von selbst. Als das Ende des Schuljahres heranrückte, war ich der erste Preisträger: zur Prüfung wurden der Landrichter, der Dekan und die angesehensten Personen des Bezirkes geladen. Ich sollte am Schluß eine vom Lehrer aufgesetzte Rede vortragen, die ich einige Tage vorher zum Einlernen erhielt. Bald wußte ich Wort für Wort vor- und rückwärts auswendig, es handelte sich nur noch um die Mimik. Als abends die Jungen vor der Dogana, wo wir uns sehr gern heimlich einschlichen, weil hier und da aus einem schlecht gepackten Ballen ein Stückchen Süßholz, Lakritzensaft, Johannisbrot oder eine Mandel fiel, versammelt waren, stellte ich mich auf einen Scheiterhaufen und trug mit all dem Pathos und jenen tollen Gesten, mit denen mich die Schauspieler zu Füßen entzückt hatten, mein Thema vor. Väter und Mütter gesellten sich dazu und priesen das „Einnehmerbüble", weil es die Sache gar so rührend mache. Mit stolzem Selbstbewußtsein trat ich vor meinen Lehrer und freute mich schon zum Vornherein auf seinen Beifall. Wie fühlte ich mich aber gekränkt, als er lachend meine Arme in der Luft fing und mich erst aus der gespreizten in die natürliche Stellung brachte. Er leitete mich zu einem einfachen Vortrage an, es bedurfte aber seiner vollen, in meinen Augen unantastbaren Autorität, mich zu überzeugen, daß ich Unrecht habe.

Sehr wichtig sind für Kinder auch die Mitschüler; ich hatte deren zu Reutte gar viele aus allen Ständen. Erwähnung verdient nur Josef Wolf. Damals war er ein stiller, braver fleißiger Knabe, der mir einmal den ersten Preis streitig machte. Später beteiligte er sich als Priester in Donaueschingen am Kampfe, der den konfessionellen Frieden störte und wurde von der badischen Regierung des Landes verwiesen. Er ging nach Brixen, wo man ihn als Professor des Kirchenrechtes anstellte. Hier geriet er, wie mir Professor Schöpf schreibt, mit dem damaligen Bischof Vinzenz in einen Prozeß, dessen Akten er mir schickte. Er war im Rechte. Allein in Rom, wohin die Sache ging, wurde dem Kläger Recht gegeben, weil der Papst wegen des leidigen Peterpfennigs mit den Bischöfen, welche die Hauptlieferanten desselben sind, sich nicht verfeinden will. Der Inzinger Gerberssohn war ein Tyrann und nebenbei ein Hauptpharisäer. Schöpf als geborener Tiroler kannte ihn genau; er hatte sich aus der Diözese Brixen, wo man ihm sehr abgeneigt war, nach Salzburg gezogen.

Wolf wurde abgesetzt.

Um nicht noch einmal auf dem Bischof Vinzenz Gaßner zurückzukommen, will ich hier einiges zur Ergänzung der Angaben von Wurzbach mitteilen. Ich sehe ihn noch, wie er im Konferenzzimmer des Gymnasiums steht, groß gewachsen, etwas vorgebeugt, auf dem blonden Haar das rote Seidenkäppchen, um die Lippen süßes Lächeln, der „sanfte Bischof", und ruhig geschehen ließ, daß ihm der Katechet J. Greuter die geweihte Pfote leckte. Soviel mir erinnerlich, spielte

er auf dem vatikanischen Konzil zu Rom eine Rolle, wenigstens wird sein Name auf der Marmortafel unter denen aufgezählt, welche für die unbefleckte Empfängnis stimmten.

Als Professor in Brixen galt er für freisinnig und hochgebildet, er führte gern Stellen aus Goethe an und war mit Schuler, Flir und Ruf befreundet. Als er 1856 den bischöflichen Thron bestieg, gab ihm letzterer seine Briefe zurück, was er später mir gegenüber oft bereute, das Verhältnis auf du und du hörte dem Kirchenfürsten gegenüber auf. Daum und ich begrüßten seine Ernennung mit Freuden, weil wir viel von ihm erwarteten. Töricht! als ob man ihn zu Wien nicht gekannt hätte, als man ihn zum Bischof ernannte. Wir unterschrieben auch gerne den Glückwunsch den der Direktor Sibinger an ihn richtete, wenn wir auch nicht ganz mit der Fassung einverstanden waren. Als er später feurig für die „Landesperle", die Glaubenseinheit Tirols auftrat, fand ich mich, wenn ihm der Lehrkörper aufwartete, nicht mehr ein, ich beauftragte den neuen Direktor Gaßner ihm zu erklären wenn er mich vermissen sollte, daß er mich von jetzt an nicht mehr sehen werde, und auch den Grund warum nicht. Der schmiegsame Herr — ebenfalls ein Geistlicher, erzählte ihm jedoch, ich sei auf einem Berge. Nachzuschießen war mir nicht der Mühe wert. Später erfuhr ich jedoch, daß er auch mir an den Bart greifen wollte. Ich hatte nämlich 1852 ein Bändchen Gedichte veröffentlicht: Es war darin erzählt, wie die Klosterfrauen im Halltale bei der Reformation sich mit den Knappen des nahen Salzberges einließen und

davonliefen. Da ließ nun, bei einem Aufenthalt, der Bischof nachforschen, ob es sich so verhalte. Der Inhalt meiner Gedichte wurde bestätigt und so konnte er nichts machen, sonst wäre ich vielleicht gemaßregelt worden. Schöpf nannte ihn in einem Briefe gewaltsam. Sogar Greuter, der Vorkämpfer des ultramontanen Tirol mußte erfahren, daß er vom Klerus unbedingte Nachgiebigkeit fordere und sie streng durchsetze. Auch er wagte einmal verschiedener Meinung vom Bischof zu sein, „tamen se laudabiliter subjecit“. — Das machte uns, namentlich mir viel Spaß. Man hieß ihn scherzweise, weil er an Podogra litt, den Bock. Ich schickte ihm nun eine Zeichnung. Auf dem Rücken liegt ein Bock mit der roten Leibbinde der Prälaten, er streckt alle Viere von sich, große Tränen fallen aus seinen Augen, vor ihm steht der Bischof mit der Mitra auf dem Kopf und bearbeitet ihn mit dem Krummstabe.

Er verfocht auf dem Landtage und auch bei Hofe die tirolische Glaubenseinheit mit allen Mitteln. Da trat 1863 der Abgeordnete Florian Blaas gegen ihn auf und wies ihm nach, daß er beim Parlament zu Frankfurt ganz anders gesprochen habe. Der Bischof hatte nicht erwartet, daß jemand wagen würde, ihn an seine Vergangenheit zu erinnern, er entschuldigte sich einem Freunde gegenüber, daß er von seinem Klerus gedrängt worden sei. Der ultramontane Heerbann wußte sich vor Wut nicht zu fassen. Obwohl Beamter, konnte Blaas so auftreten, denn wir lebten damals schon in der „neuen Ära“.

Sein schlichter wackerer Bruder besaß das Bad

Heiligen Kreuz bei Hall. Ab und zu besuchte ihn der Bischof und da wußte sich der gute Wirt vor Freude in seiner christlichen Demut kaum zu fassen. Das ganze Haus kam in Aufruhr, er befahl wie ein Feldherr und sprengte die Mägde hin und her: „Seine Heiligkeit kommt, Madlen laft's, tuat die Füaß ausanand" das wurde fast sprichwörtlich.

Wenn ich hier den Zusammenhang unterbrochen und diese Anekdoten, die übrigens charakteristisch sind, nicht an einem geeigneten Orte später erzähle, so geschieht es, weil ich den Plan aufgegeben habe das Buch zu meiner Zeit in die späteren Jahre fortzusetzen.

Mit Trauern gedenke ich eines blassen Buben, des Sohnes einer armen Witwe, den wir Schnotte tauften, er sah unsern Spielen schüchtern von fern zu, wir Schlingel verspotteten ihn; die ungezogene Jugend hat weder vor dem Alter noch vor der Schwäche des Kindes Achtung, sie beugt sich nur vor der Kraft. Armer Schnotte! ich sehe dich noch in deiner zerwaschenen Jacke, den geflickten Hosen; wie gern möchte ich dir noch die Hand drücken, du liegst aber wohl längst unter dem Rasen und so siehst du auch diese Zeilen nicht mehr, die ich reuevoll dir in treuer Erinnerung widme.

Die Ferien brachte ich zu Hause zu. Heinrichs Vater war pensioniert worden, seine Stelle als Kontrolleur nahm ein altes Männchen ein, das in der Jugend Pharmazeut gewesen war. Aus seinem Munde hörte ich die ersten lateinischen Worte, welche ich sorgfältig merkte, ebenso zeigte er mir manche Heilpflanze, die ich dann trocknete und aufbewahrte. Als mein Vater dieses beobachtete, legte er für mich bei der Ver-

zollung bisweilen ein Stückchen ausländischer Drogen beiseite, so daß ich mir eine kleine Sammlung anlegen konnte, die durch Brachiopoden von Vils, Marmorarten aus der Gegend und bunte Rollsteine, die der Fluß gebracht, vermehrt wurde. Wie schnell verflossen diese Wochen; blickte ich darauf zurück, so schien es eine unendlich lange Zeit! Das Leben bemißt sich überhaupt nach dem Inhalte, der es von Schritt zu Schritt erfüllt; deswegen dehnt sich der Tag, wo uns viel begegnet, so sehr, obgleich der Augenblick fliegt; deswegen erscheint dem Alter das Jahr so kurz, die Stunde so lang, weil es unserer vielfältigen Erfahrung wenig neuen Stoff mehr bietet.

Als ich aus den Ferien wieder auf die Schulbänke zurückgekehrt war, sollte ich mit den Elementen des Latein beginnen, um mich auf das Gymnasium vorzubereiten. Ein Franziskaner hatte die Gefälligkeit, mir und einigen anderen Knaben den ersten Unterricht zu erteilen: es ist Pater Vital Franzelin, später Direktor des Gymnasiums zu Botzen, dem ich dafür verpflichtet bin. Bei diesem Anlasse konnte ich in den Gängen des Klosters herumwandeln; die einsame Stille desselben, die nur vom Pendelschlage einer großen Uhr unterbrochen wurde, an den Wänden die Heiligenbilder und Gemälde aus der Legende des Antonius von Padua, wie er den Fischen predigt und manches sonderbare Wunder tut, der Ausblick durch die Fenstergitter in den ummauerten Garten, wo zahlreiche schöne Blumen zum Schmucke des Altares an hohen Festen erblühten, erfüllten meine Seele mit mannigfachen Eindrücken. Zuzeiten half ich dem Portier beim Auszieren der Kirche,

und rechnete mir keinen kleinen Teil des Verdienstes zu, wenn es gut gelungen. Dabei lernte ich all die Legenden mit den zahllosen Heiligen, von denen der eine dies, der andere jenes Amt zu Nutz und Frommen der Christen versah und den Engeln, die sich um den Tron Gottes und zum Kampfe gegen den Teufel in Chöre scharten, genau kennen; hoch über allen die Himmelskönigin, welche den Schlüssel zum ganzen Schatze der Gnadenmittel in reinen Händen verwaltete, fast wie der Apotheker die Medikamente, die er gegen allerlei Übel in Büchsen und Flaschen der Reihe nach aufbewahrt, wie es ein Bild in einer Kapelle bei Telfs zeigt.

Nähere Bekanntschaft machte ich mit einem alten Mönche, den ich in freien Stunden besuchen durfte. Er legte mir große Folianten vor, erklärte mir die prächtigen Kupfer und knüpfte manche Erzählung daran. Noch mehr als diese gefiel mir sein zahmes Rotkehlchen, bald pickte es auch mir Würmchen und Ameiseneier aus der Hand, während es mich lang mit den schwarzen Augen anguckte, ob ich es nicht fangen wolle und dann mit einem kleinen Bückling davonhuschte. Der Friede Gotes atmete in dem Raume, den der ehrwürdige Greis bewohnte; als ich später zu Pisa auf dem Friedhof das Wandgemälde mit den Einsiedlern sah, erinnerte ich mich seiner mit Rührung wieder.

Hat mich der Besuch des Klosters in mancher Weise gefördert, so will ich auch eine schreckliche Gefahr nicht verschweigen, in die ich geriet. Ich erzähle zur Warnung für Eltern und Erzieher, weil das Laster Sodoms noch überall im Dunkeln schleicht, oft wo man es gar nicht vermutet.

Ein Mönch, dessen Name mit seinem Gebein verfaulen möge, hatte sich als Beichtvater unter den Knaben großen Zulauf erworben, weil er nur sehr kleine Bußen auferlegte und ihnen süß zu schmeicheln wußte. Auch mich hatte er an sich gezogen; meine erwachende Eitelkeit freute sich über den Namen Engelskind, den er mir beilegte; in seiner Zelle gab er mir öfters Konfekt und Obst. Er schmeichelte mir auf jede Weise. Endlich wollte er mich küssen. Da störte ihn ein Geräusch vor der Türe und ich wurde vor einer Befleckung gerettet, an die ich auch jetzt nur mit Entsetzen zurückdenken würde.

Zwar lud er mich auch später öfters ein, ihn zu besuchen, ein dunkles Gefühl hielt mich jedoch trotz seiner Vorwürfe über meine Ausreden für immer von ihm fern.

Für solche scheußliche Verbrechen macht man den Zölibat verantwortlich, als ob der Klerus die Mehrzahl der Schuldigen lieferte. Bei jeder Sitzung werden jedoch den Geschworenen Fälle von Unzucht gegen die Natur vorgelegt und sie haben auch Ehemänner aus allen Ständen zu verurteilen. Diese Sünde kommt sogar im frommen Tirol unter den Bauern nur zu häufig vor; sie wird wahrlich nicht erst aus der Stadt auf das Land getragen.

Ob sich Gregor VII. mit den Aposteln in Widerspruch setzte, darüber mögen sich die Professoren der Theologie bibelfest und kunstgerecht streiten. Der Zölibat läßt sich jetzt nicht mehr so leicht aus dem Organismus der Kirche streichen; das Urteil Renans ist wohl unbefangen: „Mariez le prètre et vous

detruirez un des elements le plus necessaires, une nuance des plus delicates de notre société." Es ist eine Tatsache, daß die verheirateten Popen der griechischen Kirche beim Volke wenig Achtung genießen und sich dieses in der Beichte lieber an den Mönch wendet, als an diese Schnapsbrüder. Der Hinblick auf die Familie erschwert den Priestern die Erfüllung mancher Pflicht, sobald er den Mächten dieser Welt nicht mehr frei und unabhängig gegenübersteht oder der Würgeengel der Seuchen die Türen zeichnet.

Ich ehre und achte das Weib, wie es Gott Vater in der Bibel dem Manne als Gehilfin zuführt, wir sind jedoch leider bei der Dame, der gnädigen Frau angelangt, diese macht aber ihre Erziehung ungeeignet für ihren heiligen Naturberuf. Was soll einem Manne so ein überreiztes histerisches, nervöses Ding mit den tausendfachen Bedürfnissen des Luxus? — Brave Frauen sind an ihren schlechten Männern zugrund gegangen, nach meiner Überzeugung weit mehr wackere Männer an ihren Frauen, die ohne Teilnahme am idealen Streben ihres Gatten, ohne wahre Liebe, welche der Aufopferung fähig ist, ihn zu Boden zogen. Je edler er ist, um so tiefer verbirgt er sein Elend schon der Kinder wegen. Und wenn dann auch diese mißraten, nicht selten durch die Schuld des Weibes? — Wie denn ein alter Spruch, den ich schon in der Schule nachschreiben mußte, sagt: „Der Segen des Vaters baut das Haus, doch der Fluch der Mutter stürzt es."

Eine Dame fragte mich vorwitzig: „Was für ein geschichtliches Eeeignis bedauern sie am meisten?" — Ich erwiderte: 'Die Einführung des Zölibates"! —

Sie lächelte, ich fuhr fort: „denn ich sehe nicht ein, warum es die üppigen Pfaffen besser haben sollen, als wir unglücklichen Laien." — Das war Scherz; Geistliche aber erzählten mir und anderen oft im Ernste: „Als wir jung waren, murrten wir auch heimlich, nachdem wir jedoch mehr erfahren und in das Elend, den Jammer so vieler Ehen als Gewissensräte einen Blick getan, dankten wir der Kirche, daß sie uns den Zölibat auferlegte." Ein Herr führte den Spruch im Munde: „Ein Witwer, der heiratet, verdient gar nicht, daß seine Frau gestorben ist."

Ein Freund meinte: „Warum die Geistlichen lebenslang verpflichten? Wenn sie heiraten wollen, so erlaube man ihnen in den Laienstand zurückzutreten." Darüber ließe sich reden, denn mit der Dogmatik haben die von mir eingebrachten Einwände nichts zu schaffen.

Wenn man alles genau erwägt, so drängt sich die Ansicht auf, daß junge Männer nur zu oft aus Sinnlichkeit, Unerfahrenheit und Übereilung vor den Traualtar treten. Hängt ihnen die Modezeitung, das Wehrgesetz und das Steuerbüchlein über das Bett an die Wand, so vergeht ihnen gewiß die Lust. Wenn die Ehe ein Glück ist, — nun — müssen es nicht auch andere Stände entbehren, oder nur der Klerus?

Vielleicht kommt bei der Behandlung der sozialen Frage neben Alkohol und Nikotin auch der Zölibat in Betracht. Ich will diesen Gegenstand hier nicht berühren, sondern eine kleine Geschichte erzählen, die ich der Mitteilung des bekannten Pfarrers Adolf Trientl verdanke und die er mir nachträglich, als sie bezweifelt wurde, auf meine Anfrage in vollem Umfang

bestätigte. Zu hinterst im Ötztal mitten unter Gletschern liegt das Dorf Gurgl. Wie überall im Oberland ist auch hier die Güterzersplitterung Erbrecht und Vätersitte. Auf der geteilten und beim Zuwachs der Bevölkerung wieder geteilten Scholle kann sich kaum mehr eine Familie zur Not erhalten und so entsteht ein trauriges Bauernproletariat. Als nun die Bewohner jenes Dorfes sahen, wie das Elend mit jeder Geburt fort und fort wuchs, traten an einem Sonntag Jünglinge und Jungfrauen vor den Altar und machten das feierliche Gelöbnis, dreißig Jahre lang nicht mehr zu heiraten. Sie haben es hoch und heilig gehalten; dadurch kam alles wieder in das Gleichgewicht. Der Pfarrer hatte auch nicht ein uneheliches Kind zu taufen. Was sagt ihr — ihr Herrn Arbeiter dazu? Ihr glaubt mit der Geschlechtsreife auch das Recht der Fortpflanzung zu erlangen; mögen die Kinder auf der Straße betteln und wenn sie heranwachsen, euch bei jedem Bissen Brot, bei jeder Zigarre, jedem Gläschen Schnaps Konkurrenz machen! Wenn es sonst nicht geht, können sie ja der Gemeinde zur Last fallen. Nehmt das Entsagen jener — dummen tiroler Bauern zum Beispiel.

Weil ich im Erzählen bin, noch ein Geschichtchen aus dem Ötztal. Muhren hatten das Gütlein eines armen Bauern überschüttet. „Was nun tun," rief das Weib schluchzend und zeigte auf die Kinder. „Müssen wir schon betteln gehen," antwortete der Mann, „so wollen wir es tun, wenn die da schlafen, damit wir uns vor ihnen nicht zu schämen brauchen." — Da fiel aus den grauen Wolken, die ihnen die

Verwüstung geschickt, plötzlich ein heller Sonnenstrahl in die Stube, . . . sie haben nicht gebettelt, sondern bei magerer Brennsuppe und trockenem Türkenwirler die Steine fortgeschleppt — Block um Block, den Schotter weggeführt — Schubkarren um Schubkarren und ihre Felder gedeihen jetzt wie in den besten Zeiten. Das ist sittliche Größe!

In diesem Jahre empfing ich auch zum ersten Male die Kommunion. Die Erinnerung an den Eindruck dieser heiligen Handlung, an das Gefühl unmittelbarer Gottesnähe, die sich dort warm und innig in meine Brust ergoß, wird nichts mehr austilgen. Glücklich wer an dieser Feier in ähnlicher Weise teilnahm; sie drückt der Seele ein Merkmal ein, das nie erlischt, wenn der Mensch auch tief versinkt und erhebt ihn oft noch aus dem Schlamm über sich selbst: ein Adel, den er versuchen mag, in frecher Tollheit wegzuspotten, der ihm jedoch in einsamen Stunden mit allen Schmerzen der Wehmut das Andenken besserer Tage wachruft. Ja der Glaube macht selig und verdammt; verblaßt er aber auch wie ein schönes Abendrot, so sollen wir die reinen Genüsse, die Erhebung, die Zucht der Sitten, die wir ihm schulden, nie verleugnen.

Mit anderen Büchern fiel mir damals auch die Bibel in die Hand; ich las den geschichtlichen Teil sehr eifrig, wobei ich nur wünschte, es möge mir auch einmal ein Goliath begegnen, denn im Werfen hatte ich große Übung und Steine fehlten ebenfalls nirgends. Freilich traf ich auch Kapitel, die meine Neugier in bedenklicher Weise weckten und mich zu Fragen veranlaßten, welche die Erwachsenen nicht beantworten

mochten und mir von einem Franziskaner, an den ich sie auch richtete, eine sehr derbe Abfertigung zuzogen. Daß hier ein Geheimnis sei, spürte ich bald, um so mehr grübelte ich, bis mir endlich das Hausbuch des Kolerus, das aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend diese Dinge mit der jener Zeit eigentümlichen Naivität behandelte, die erwünschten Aufschlüsse bot. Das ist eine gefährliche Sache: — nicht das Wissen, sondern der Weg dazu! Es wäre wohl am besten, Kindern, die der Zufall auf diese Fährte führt, einiges Tatsächliche mitzuteilen, weil sie es fast immer merken, wenn man ihnen einen Storch vorführen will.

Ich erhielt auch in diesem Jahre ein Prämium. Nach der Preisverteilung ging ich mit meinen Eltern auf die Post, wo uns ein gutes Mittagsessen erwartete. Leider wurde die Freude durch ein unangenehmes Nachspiel gestört. Es erschien nämlich der Dekan von Breitenwang. Das Gespräch wurde lebhaft, der Wein floß reichlich; er schalt den Unglauben der Zeit und erzählte verschiedene Dinge, die wahr seien und wenn sie auch jedermann bestreite. Manches davon stand mit meinen geringen Kenntnissen der Naturgeschichte, die ich mir zumeist aus Raff angeeignet, in Widerspruch und ich konnte ein selbstgefälliges Lächeln: daß ich es besser wisse, nicht verbergen. Der Dekan bemerkte es und fragte zornig: „Warum lacht der Bube?" Erst betroffen, platzte ich endlich heraus: „Weil's halt nit wahr sein kann!" Da legte er mir die Hand auf den Kopf, blickte mir unwillig in die Augen und rief: „Der wird auch noch ein Feind der Kirche und Religion, wie der verruchte Voltaire, ich seh' es ihm an!"

Zornig riß ich mich los, lief auf die Gasse und erwartete hinter einem Zaune meine Eltern. Diese Ferien waren für mich die letzten in dem mir liebgewordenen Weißenhaus. Ich sollte nach Innsbruck, um dort am Gymnasium einzutreten. In den letzten Tagen des Septembers fuhr ich in einer Kalesche mit meiner Mutter dahin ab, um mich bei einem Onkel einzuquartieren. Da war jedoch gerade die schreckliche Cholerazeit; auch zu Innsbruck besorgte man den Ausbruch der Epidemie; weil er nun bei der drohenden Gefahr nicht ein neues Glied in seine Familie aufnehmen wollte, wies er mich trotz früherer Zusage ab und zwang uns unverrichteter Sache zu großem Verdruß meines Vaters heimzukehren. Ich schied mit stiller Freude; denn die enge Wohnung, wo mich gleich in der ersten Nacht die Wanzen abscheulich zerstachen, wollte mir nicht gefallen, ebensowenig die Stadt, wo zierlich gekleidete Büblein von ihren Lehrern durch die Straßen geführt wurden und weder rechts noch links abspringen durften.

Auf dem Rückwege wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß der Vater in das nahe Vils als Einnehmer versetzt sei. Die Übersiedelung von Weißenhaus wurde leicht vollzogen. Damit ich das Latein nicht vergesse, ward der greise Frühmesser ersucht, meinen Unterricht zu übernehmen. Der gute Mann wußte aber selbst nicht viel und so gab er mir ein vergilbtes Schulheft mit lateinischen Aufgaben aus seiner Studienzeit. Hatte ich es fertig,, fing ich es wieder von vorn an, bis sich in den nächsten Ferien ein heimkehrender Student der Aufgabe unterzog, mich neu einzupauken. Ich traf ihn vor etlichen Jahren als be-

häbigen Kuraten, wie er im Wirtshause einem mißtrauischen Bäuerlein eine Kuh aufschwatzte; da ich ihn bei seinem Handel nicht stören wollte, gab ich mich nicht zu erkennen.

Ich war damals der einzige junge Lateiner zu Vils; der Frümesser meinte, ich solle als Ministrant in der Kirche Dienst tun. Schnell bereit lernte ich die Formeln auswendig und übte die Gebärden, wie ich mich vor dem Altare zu benehmen habe. Schon hatte ich bei einigen Messen ministriert und an Selbstvertrauen gewonnen. Da schritt ich im Winter mit dem dicken Buch aus der Sakristei dem Priester voran, wie es das Ritual vorschreibt. Am Rande der glatten Marmorstufe glitschte ich jedoch aus und rutschte in das Schiff der Kirche hinab. Die Gemeinde war von diesem Intermezzo wenig erbaut und der Geistliche, der seinen frommen Fridolin kannte und ihm daher wohl eine Schelmerei zutraute, verbot mir die Sakristei für immer.

Sonst glich das Leben zu Vils dem in Weißenhaus; ich las mancherlei Bücher durcheinander, auch Bürger, dessen Leonore mich so bezauberte, daß ich sie auswendig lernte. Unmittelbarer hallte mir die Poesie aus dem Munde des Volkes entgegen. Wenn sich in der Gemeinde etwas zutrug, was den Spott herausforderte, so ertönten gar bald Knittelverse vor dem Fenster des Schuldigen und liefen zu seinem Verdrusse von Mund zu Mund. Solche Reimereien hörte ich viele, oft über Dinge, die sich in guter Gesellschaft eigentlich nicht singen und sagen lassen, obschon ihre derbe Charakteristik sehr ergötzlich war. Eigentümlich überraschte

mich ein Lied der Schulmädchen an einem Feierabend: vom stolzen Grafen, der zu einem Bauernmädchen niederstieg, das Haupt auf ihrem Schoß entschlief und erwachend sie in das Elend stieß. Den Hintergrund dazu bildeten die nahen Trümmer von Vilseck. Die Mauern des gewaltigen Berchfrit, wo die Hexen eingesperrt und gefoltert wurden, waren gut erhalten. Mächtig und stolz erhob sich der steile Schrofen, den die Reste des Falkensteins krönten; hier hauste ein Raubritter, der den Wanderern auflauerte und, um nicht entdeckt zu werden, den Pferden die Hufeisen verkehrt aufnageln ließ. Düstere Sagen erzählten von dem Blutbann des aufgehobenen Gerichtes, ein Bürger besaß noch Hebel und Wellbaum, die zum Foltern dienten, und als erläuternden Text die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., die Karoline mit ihren schrecklichen Kupfern. All das erregte meine Phantasie mächtig und wirkte lange nach.

Im Spätherbst sollte ich mich neuerdings zur Fahrt nach Innsbruck rüsten, da brachte das Schicksal plötzlich eine verhängnisvolle Wendung. Mein Vater erhielt Befehl, beim Hauptzollamte Feldkirch als Offizial einzutreten. An seinen ersten Aufenthalt in Vorarlberg knüpften sich für ihn keine angenehmen Erinnerungen, zudem fühlte er sich, obgleich vielleicht mit Unrecht, gekränkt, daß er, bisher Vorstand eines kleinen Amtes, jetzt in einer untergeordneten Stelle dienen sollte. Bei seiner übergroßen Reizbarkeit brach eine Art Geistesstörung aus, deren heftige Anfälle wir zu ertragen hatten, so daß wir auf der Reise anstatt des Genusses nur Sorge und Angst litten. Zu Feldkirch

beruhigte er sich zwar, erklärte jedoch, er könne hier nicht aushalten, ließ zusammenpacken, aufladen und nach Tirol zurückfahren. Der noch rüstige Mann wurde mit der Hälfte seiner Besoldung pensioniert und blieb vorläufig in Innsbruck. Obwohl um 14 Tage zu spät gekommen, wurde ich dennoch am Gymnasium aufgenommen und hier beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens, zwar äußerlich einförmig, doch reich an innerer Entwicklung.

II.

Mir eröffnete sich eine andere Welt. Hatte ich bisher halbwild in abgelegenen Mauthäusern gelebt oder die Schule eines kleinen Marktes besucht, so erschien mir jetzt alles neu, groß und prächtig. Herrliche Kirchen, stolze Häuser, lange Hallen, wo ein reger Verkehr herrschte, Soldaten bei klingender Musik marschierten.

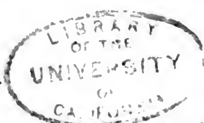
Geistliche verschiedener Tracht wanderten die Wege des Heiles. Die Kirchen schmückten prächtige Gemälde, Bilder und Schnitzereien, was meinen angeborenen Sinn für die Kunst förderte und entwickelte.

Oft und gerne besuchte ich die Hofkirche und stand vor den Erzstatuen der berühmten Helden, der hohen Frauen. Im ungewissen Lichte der Dämmerung schienen sie sich zu beleben, bis mich die Nacht verscheuchte. In der silbernen Kapelle über einer Treppe rechts ruhte Philippine Welser, ihre Haut war so zart, daß man den roten Tirolerwein durchfließen sah. Man erzählte zu Amras, in der Badestube habe ihr ein Arzt die Ader aufgeschnitten und sie verbluten lassen. In der Bierstube zu Büchsenhausen erinnerten wir uns an

den unglücklichen Kanzler Bienner, der ein Opfer schändlichen Justizmordes zu Rattenberg enthauptet wurde. Der Geist seiner Frau könne nicht zur Ruhe kommen und luge noch hier und da durch ein Fenster des oberen Stockes. Zu Weiherburg hätten wir gerne den Nachtstuhl gesehen, auf dem sitzend Kaiser Max die Gesandten der Venezianer abgefertigt hatte.

Weiter abwärts erhoben sich die Trümmer des Schlosses Thaur, von hier ritt der heilige Romedius auf einem Bären in den Nonsberg, wo er selig starb. Unten am Felsen waren verfallene Stollen und Schächte, die wir für unterirdische Gänge aus der Ritterzeit hielten und darin mit Kerzenstümpfchen herumkrochen.

So belebte sich mir Schritt und Tritt an den Gestalten der Sage, der Geschichte. Aber noch lebten auch Männer, die in der nächsten Vergangenheit mitgetan hatten. Voll Teilnahme betrachteten wir den greisen Sweth, den treuen Schreiber Andreas Hofers, der mit ihm alle Leiden der Gefangenschaft überstehen mußte. Abends saß er gewöhnlich bei einem Seitele Roten an einem Wirtstisch und erzählte; wenn er auf Hofer zu reden kam, gingen ihm die Augen über. In die Tage des alten Fritz führte uns ein kleines ausgedörrtes Männchen, es trug einen Rock von seltsamen Schnitt, auf dem Rücken hing wie ein Rattenschwanz ein Zopf. Er sei ein Sohn des großen lutherischen Königes und beziehe von Preußen eine Pension. Wenn ihm die Gassenbuben nachriefen, fluchte er französisch daß es wetterte, schwang drohend den Rohrstock und ging langsam weiter. Ich habe nichts mehr von ihm



gehört. An die große Kaiserin erinnerten uns die plumpen Mariatheresiakreuzer, die damals noch landläufig waren. Sie zeigten auf der Vorderseite ihr Bild mit den langen Locken, rückwärts eine Arabeske im Zopfstil. Häufig waren sie eingekerbt oder angefeilt; der Sage nach hatte sie einen Diener geneckt, indem sie ihm sechzig Stück schenkte. In jedem derselben steckte ein Dukaten, was er leider zu spät erfuhr. Ich habe zwar manches Weggele gekauft, aber auch nie etwas gefunden.

Zu Wien fand ich dann die großen kupfernen Platten des Scheingeldes, die aus den Tagen des französischen Krieges stammten und jetzt im Werte sehr verkürzt waren.

Das sind einige Züge zum Bild meiner äußeren Umgebung.

Unser Gymnasialwesen vor 1848 ist bereits so vielfältig geschildert worden, daß ich nur einige Worte dafür zu verwenden brauche. Innsbruck erfreute sich des besten Rufes, die Professoren, teils Laien, teils Chorherren des Stiftes Wiltau, leisteten, was mit den gegebenen Vorschriften und Lehrbüchern, die allerdings mittelmäßig waren, aber doch nicht das Urteil der Schüler verwirrten wie manche neueren oder sie unter der Last überflüssigen Stoffes erdrückten, den mancher Lehrer, der sich als Universitätsprofessor fühlte, noch vermehrte, geleistet werden konnte. Wir lernten Latein und ein bischen Griechisch, vielleicht nicht viel weniger als jetzt gelernt wird, den Sinn für die unsterbliche Schönheit der Antike öffnete man freilich nicht, geschieht das aber heutzutage trotz aller Reklame und philologischen

Wurzelgräberei? — Weil jeder alle Fächer vorzutragen hatte, darf man sich nicht wundern, wenn Geographie, Geschichte und Mathematik ziemlich zu kurz kamen. Man konnte auch nicht fordern, daß der Lehrer für alle Sättel gerecht sei und so ging es durch sechs Jahre fort, in denen wir die verordnete Dosis von Kenntnis erhielten und bei leiblichem Gedeihen durch Mißgriffe in die natürliche geistige Entwicklung nicht verkrüppelten. Naturgeschichte benötigten unsere künftigen Priester und Beamten, für die der ganze Schulplan berechnet war, kaum, sie blieb daher seitwärts liegen; die Kenntnis deutscher Sprache und Literatur war ohnehin im Staate Metternichs verdächtig, so daß angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder auch nur orthographisch zu schreiben vermochten, was man übrigens, wie viele Klagen bestätigen, auch jetzt noch nicht überall nachgeholt zu haben scheint.

Meine Professoren waren brave Männer, schlecht und recht taten sie ihre Pflicht; Norbert Oberhauser las uns bisweilen ein Gedicht vor, das ihm eben gefiel und so wurde ich schon in der vierten Klasse mit Grillparzers Sappho bekannt.

Geistig bedeutender war Adalbert Inama, wie jener ein Chorherr des Stiftes Wiltau. Er verwies uns auf die Griechen und las in Freistunden wohl auch einiges mit uns, dabei sah er freilich mehr auf den Inhalt als auf grammatische Silbenstechereien und ihm verdanke ich es zum Teil, daß ich jetzt noch die Klassiker lese, wenn ich auch bei einer Maturitätsprüfung schlecht bestünde.

Hier und da ließ er auch „deutsch schreiben“ das heißt, er gab uns einen Stoff, den wir behandeln mußten. Auch Metrik lehrte er; wir trampelten ganz lustig in Hexametern und flickten Jamben zusammen. Das gelang aber nicht jedem. Einmal hatten wir den Herbst zu besingen; ich erinnere mich, daß ein Kamerad bei mir Hilfe suchte. Ich steckte ihm die Reime zu:

„O Wälder, wo sind eure Vögel,
O Wirtshäuser, wo sind eure Kögel?“

Sie wurden unter schallendem Gelächter vorgelesen. Inama ist jetzt Priester in Nordamerika; sollten ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, so mögen sie ihm zeigen, daß ich mich seiner dankbar erinnere.

Aber nicht überall war es mit dem Unterricht so leidlich bestellt.

An einem Mönchsgymnasium hielt ein Professor, der den Homer frischweg einen „Zochen“ nannte, folgenden Vortrag: „Mei wißt's wol: der Goethe ist halt a Fack g'wöst und was ist dös an der Iphigenie? Der Thoas hat sie halt heiraten wöll'n, sie hat 'n aber nit g'mögt und nachher hat er a Weil brummelt und hat sie endlich laffen laßen. Ist lei nix dahinter als a narret's G'röd.“

Unser Katechet David Moriz, in seiner Art ein pflichttreuer Priester, war ein langweiliger Pedant, den man jedoch zu Innsbruck für einen großen Gelehrten hielt, weil er in sein ungeheures Gedächtnis alle Werke stampfte, die bei den Buchhandlungen einliefen und ihm als Zensor vorgelegt werden mußten. Einmal besann er sich, ob er einem Trinkliede Senns das „admittitur“ erteilen solle, denn er befürchtete, es

möchte dadurch jemand zu Fraß und Völlerei verleitet werden! Diesem unglücklichen Dichter tat er viel zuleide, dafür widmete er ihm einige Sonette, wie alles der Art von vernichtender Schärfe. Sie wurden durch boshafte Leute weit verbreitet.

Seine langen Predigten, die er uns jeden Sonn- und Feiertag ohne die Stimme zu heben oder zu senken aus einem Heft vorsandelte, waren kein Harfenspiel. Dennoch fanden auch sie Bewunderer und wurden, weil er sie sorgfältig ausbosselte als Muster der Beredsamkeit gepriesen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er im blauen Kragenmantel auf der Kanzel steht, die kurzgeschnittenen weißen Haare starrten wie Borsten empor, die Haut des Gesichtes war wie Pergament, dessen Farbe sich schwerlich auf der Palette eines Malers fand. Mir war er nicht abgeneigt, weil ich gelegentlich das Sonntagsevangelium auswendig lernte und ihm einmal sogar eine Skizze seiner Predigt überreichte. Aber ein zweitesmal nicht wieder. — Ob der Mann wohl in seinem Leben einmal lächelte? Näheres wußte niemand von ihm. Er war aus Imst — 1781 — gebürtig, verschwand, nachdem er sein Lehramt niedergelegt als Beichtvater bei den Ursulinerinnen und starb, wohl von niemand betrauert oder angefeindet 1860. Einzelnes bietet Wurzbach über ihn; ich trage eine kleine Geschichte nach, die seinen Horizont und unsere Zustände unmittelbar nach 1848 und also auch vorher charakterisiert. Im April hatte ein Platzregen die Knöllchen der Feigwurzel bloßgelegt. Weiber aus St. Nikolaus sahen dies und glaubten, es sei ein Erdäpfelregen. Sie sammelten, was sie im Hofgarten und

der englischen Anlage unter den Büschen fanden. „Ich habe recht viel von dieser himmlischen Speise gegessen," hörte ich eine sagen. Der Redakteur der Innzeitung, Franz Wiedmann, machte sich nun darüber lustig. Allsogleich trat unser David gegen diesen Goliath in die Schranken: Ob er es für unmöglich halte, daß Gott noch ein Wunder tue? — Jener mußte klein beigeben, sonst wären die frommen Frauen wohl mit Besen angerückt. Auf dem Marktplatze hatte ihn kurz vorher ein Bauer als Freimaurer und Lutheraner beim Bart gezerrt. Da war nicht zu spaßen. Jetzt sind unsere Katholiken gegen Andersgläubige, besonders wenn sie Geld bringen, nicht mehr so grimmig. So möge denn unser Moriz für immer unter der Arkade zu Innsbruck ruhen!

Der Vorstand der Anstalt, Alois Schnitzer, ein wohlmeinender Hypochonder, war nicht unbeliebt, obgleich er mit uns nur dann in Berührung kam, wenn er irgend einen kranken Professor vertreten sollte. Trotz aller Furcht vor der langen, hageren Hopfenlatte und dem finstern Gesicht nannten wir ihn doch stets nur den „Bäckenlouis", weil er der Sohn eines Bäckers war; am Schlusse des Schuljahres hingen ihm einige kecke Burschen Brezeln mit seidenen Schnüren an die Türe; ein Scherz, der in der Stadt viel Gelächter verursachte. Die Gymnasiasten redete er durchgehends mit „Er" an. Besondere Sorge machte ihm die Überwachung ihrer Lektüre; nicht selten überfiel er sie in der Wohnung, durchstöberte dort alles und trug dann brummend Bücher, Schriften und Tabakpfeifen unter dem Arme fort. Desungeachtet lasen wir oft vor

seinen Augen unter den Schulbänken kreuz und quer Ritterromane von Spieß, Kramer und Dellarosa, Volksbücher vom Schinderhannes und Eulenspiegel, darunter auch manches, was nicht für uns geschrieben war. Streng untersagt war der Besuch von Kneipe und Theater; man ließ dafür bei einem Kollegen, der im Wirtshaus wohnte, Bier auf die Stube bringen, rauchte, trank, kartete und erging sich in Roheiten, die unterblieben wären, hätte man vor den Augen der Bürger und so gewissermaßen unter ihrer Aufsicht ein anständiges Gasthaus besuchen dürfen. Das Theater war lockend genug; wir schlichen heimlich zur dunkeln schmutzigen Galerie empor, wo Soldaten und Dienstmädchen Beispiele einer keineswegs platonischen Liebe lieferten. Da war ein junger Mensch aus Ampaß, der sich jeden Kreuzer vom Munde absparte, um ins Theater zu schlüpfen; vor allem bewunderte er die Oper mit ihren Dulcineen und wollte selbst Sänger werden, weil er sich einbildete, eine herrliche Stimme zu besitzen. Er sang und deklamierte häufig, einmal bestieg er vor der Schule die Kanzel und begann mit schrecklichen Gestikulationen die Arie des Sever aus Norma. Plötzlich öffnet sich die Türe; Schüler und Präfekt stehen sich einen Augenblick starr vor Entsetzen gegenüber: jener aus Furcht vor der Strafe, dieser aus Zorn über die Entweihung des Katheders. Der Unglückliche wurde verurteilt eine ganze Stunde auf dem Boden zu knien und erhielt eine minder günstige Sittennote, wozu freilich auch einiges andere beitrug. Er wurde später Benediktiner in Fiecht und krähte als wohlbeleibter Expositus in Terfens lang den Bauern

das Hochamt vor, mit einer Stimme, von der sie am liebsten das „Ite missa“ hörten. Weil er jedoch viel erfahren war, wirkte er als braver, vernünftiger Geistlicher und genoß allgemeine Achtung.

In der vierten Klasse hatte ich auch am ersten Mai den einzigen gründlichen Rausch meines Lebens. Der Oheim führte mich mit seinen Söhnen auf die Gallwiese, wo die leckeren Karbonadel mit Rotwein getauft wurden. Der Bodensatz war aber so bitter und ekelhaft, daß ich von dort an nie mehr das Maß überschritt. Zu rauchen versuchte ich als Bube in Reutte, ließ es aber bald, ebenso wie das Schnupfen, das ich den Franziskanern nachmachte.

Sich ein festes Ziel zu stecken und alle Kräfte des Geistes darauf hinzulenken, bedarf reifen Sinnes. Das kann man bei einem Jüngling, der über die Welt und sich selbst im unklaren lebt, nicht erwarten. Er braucht einen weisen Führer, der ihn Schritt für Schritt auf einen Punkt leitet, wo sich dem Auge eine Übersicht erschließt und er sich über Vergangenheit und Zukunft besinnen kann. Dieses ist die Krone der Wirksamkeit eines tüchtigen Lehrers, weit weniger kommt es auf die Masse des eingepfropften Materials an. Das halte ich für einen großen Fehler unserer Erziehung, daß sie nicht selten das Stoffliche ohne den Geist anzuregen, vorwalten läßt, nichts zu sagen von der Art so vieler Volksschulen, wo man den Menschen für das ganze Leben versorgt glaubt, wenn er die unverstandenen Fragen des Katechismus Wort für Wort auswendig herzuschnattern weiß. Sätze wie: „Empfangen vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau“ oder

„Selig der Leib, der dich getragen hat, selig die Brüste, die du gesogen hast" eignen sich überhaupt nicht für die Schule und regen höchstens die Kinder zu Fragen an, die man ihnen vorläufig nicht beantworten kann. Ein plumper Katechet erklärte den Mädchen: „Ja, wißt's, Maria hat halt nie mit an Mannsbild z' tun g'habt". Dazu könnte als Illustration ein Bild von Gabriel Rosetti dienen: Sie kauert halb angezogen, mit aufgelösten Haaren auf dem Bette, wie der Engel zu ihr eintritt. Noch drastischer ist die Geschichte in einer Dorfkirche in Kärnten dargestellt, so drastisch, daß ich den heiligen Geist bei seiner Arbeit gar nicht zu beschreiben wage.

Ich tappte unsicher nach allen Seiten, las planlos, was mir in die Hände fiel und lernte weder eine rechte Verwendung der Kraft, noch ein sicheres Maß halten. So fand ich zwar, wie jeder, dem es ernst ist, stets aus der Verwirrung den rechten Weg, aber oft nach viel verlorener Kraft, nach viel verlorener Zeit. Es ist schon manches löbliche über Autodidaris gesagt worden — und zum Teil mit Recht: durch sie werde jeder Besitz echter, wahrer Besitz und in der Mühe selbst liege der reichste Lohn; er fehlt ihr jedoch leider oft das Urteil über den Wert des Erworbenen, das sie wegen des Aufwandes von Anstrengung überschätzt und sie vermag eben deshalb die Bezüge der Dinge nicht immer richtig zu bestimmen. Da braucht es denn wieder Zeit um zu berichtigen, und man dreht sich lange im Kreise herum, während uns der Ruck einer geschickten Hand schnell in die Mitte des Gegenstandes versetzt hätte.

Diese Übel mußte ich alle selbst erproben, doch förderte mich bei ihrer Überwindung das leidige Instruieren, das schon manchen talentvollen Studenten aufrieb und zugrunde richtete. Weil viele Knaben zur Prüfung nicht lernten, was sie hätten lernen sollen und doch ein bestimmtes Maß des Wissens, wenn auch nur mechanisch, erreichen mußten, war es nötig, daß sie zu Hause von Instruktoren Nachhilfe erhielten: ein undankbarer Dienst, bei dem mittellose Jünglinge der höheren Kurse ihre Zeit für eine Bezahlung elender, schlechter als sie ein Holzhacker erhielt, verkauften, um sich den dürftigen Unterhalt zu sichern. Auch ich war gezwungen, dieses Mittel zu ergreifen. Da ich nun Knaben in den Gymnasialgegenständen, Mädchen in Geschichte und deutscher Sprache unterrichten sollte, mußte ich diese Fächer ernstlicher, als für eine gute Note in der Schule genügt hätte, anfassen, und weil ich einen Ehrgeiz darein setzte, daß mich meine Zöglinge verständen, auch nachdenken nicht blos über die Sache und ihre Grundbegriffe, sondern auch, wie man sie am besten überliefere. So erhielt ich wenigstens in dem engen Kreise, wo ich mich bewegte, einige Sicherheit. Darüber hinaus fehlten mir die Mittel fast gänzlich. Aber die Universitätsbibliothek? — Die wird in jedem Zweige menschlichen Wissens mehr Stoff geboten haben, als einem zu bewältigen möglich! Allerdings! Doch herrschte hier an und für sich eine sehr strenge Zensur, und dann mußten wir Gymnasiasten stets einen vom Professor unterfertigten Zettel vorlegen, worauf das Werk, das uns der Skriptor anzuweisen hatte, genannt war. Da beschränkte man sich, um fleißig zu

erscheinen, fast nur auf Erläuterungen des in der Schule Vorgetragenen. Bat man um irgend etwas anderes, hieß es gleich: „Wo will er hinaus? Er hat an den Büchern für die Schule genug!“ Ja, es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen!

Die Klassiker hatten für mich zunächst nur stoffliches Interesse, ich las die Lateiner mit Interlinearversionen, bis ich allmählich erstarkte und mit einem guten Lexikon selbst weiter kam, die Griechen in den besten Übersetzungen, doch ließ ich die Dramatiker vorläufig liegen. Erst bei Homer ging mir ein Licht auf. Ich kaufte mir die Grammatik von Tiersch und eine Ausgabe der Ilias mit Scholien, auf diesen Krücken krabbelte ich von Rhapsodie zu Rhapsodie; hatte ich eine sprachlich und sachlich durchgenommen, so las ich sie von vorn und schaute freilich Dinge, von denen es mich zuerst wunderte, daß man in der Schule nichts davon höre. Bald aber kümmerte ich mich um diese wenig mehr; ich machte meine Aufgaben, lernte die Themata, und suchte meinen eigenen Pfad.

Lang meinte ich, ich sei eigentlich zum Maler bestimmt. Doch abgesehen davon, daß ich in diesem Falle mit einer Art Naturnotwendigkeit mir hätte Bahn brechen müssen, oder auch am Versuche zugrund gegangen wäre, belehrte mich über die Irrigkeit jener Voraussetzung auch noch Folgendes. Sieht ein Maler oder Plastiker ein Werk, das ihn durch Gestalt und Form tief ergreift, so fühlt er sich angeregt in seiner Sphäre zu schaffen; mir geschah und geschieht es jedoch, daß ich von einer Statue, einem Gemälde, das meiner geistigen Individualität entspricht, poetisch gestimmt

werde. Vielleicht ist ein großer Teil jener schönen Epigramme der Anthologie aus einer ähnlichen Quelle ensprungen. Von den Griechen lernte ich vorzüglich, wie man die Natur für die Zwecke der Kunst anzuschauen habe. In diesem Sinne waren sie ohne Zweifel große Realisten, doch schufen sie nicht nach der äußern, sondern aus der geistigen Anschauung der Natur und eben deswegen sind ihre Gestalten plastische Typen, während jetzt mancher wunder was geleistet zu haben wähnt, wenn er das Individuum als solches mit allen Warzen, Falten und Härchen hinstellt. Wer natürlich malen kann, hat noch nicht die Natur gemalt und eine Voraussetzung der Kunst ist noch nicht die Kunst selbst. Diese Art Realismus ist allerdings sehr realistisch, nur nicht oder blos zufällig künstlerisch, sie ist der Gegensatz von jenem ebenso unkünstlerischen falschen Idealismus. der vor der derben Wirklichkeit die Augen schließt, oder sie durch mystische Zauberformeln in Rauch aufzulösen strebt. Da bleiben Subjekt und Objekt völlig unvermittelt. Die Idee, die beide verbindet, aber nur zu oft mit dem sogenannten Ideal vrwechselt wird, steht auch über beiden, wer daher im einen oder andern befangen bleibt, ohne daß sich ihm jene offenbart, ist stets nur ein halber Künstler. Ebenso im Leben, in der Geschichte! Das Ideal ist nur zu oft Traum, Willkür, Phantasie; — die Idee Geist, Freiheit, Wirklichkeit und ein Idealist zu heißen für einen Mann wahrlich kein Lob.

Ein bischen Mathematik wurde uns in der Schule vorgekäut, ich hatte große Vorliebe für das Fach, so daß ich meinen Mitschülern schwierige Sätze erklären konnte, wie sollte ich aber weiterkommen, da mir niemand

nachhalf? Der Professor wußte selbst nicht mehr, als er eben für die Schule brauchte. Ähnlich ging es mir mit den Naturwissenschaften. Ich war froh, wenn ich gelegentlich den Namen einer Pflanze oder eines Steines erfragen konnte, und aus Reisebeschreibungen einiges über fremde Länder erfuhr. Die wichtigsten Sternbilder lernte ich mühsam mit Hilfe eines alten Globus kennen, den ein Freund in der Rumpelkammer seines Hauses entdeckt und mir geschenkt hatte. Wußte ich auch nicht der Natur mit dem krausen Schlüssel des Experimentes Geständnisse abzuzwingen, so war ich mit ihr doch in einem um so innigeren Verkehr der Empfindung, der aus ganz gesunden Wurzeln hervorging. Schon als Knabe liebte ich die Einsamkeit und Waldesdunkel; mit reger Anteilnahme folgte ich den Erscheinungen des Himmels, dem irren Flug der Wolken, nachts sah ich mit Staunen das geheimnisvolle Wandeln der Sterne, doch auch das Kleinleben der Kerfe und Vögel entging meinem Blicke nicht. Allmählich erschlossen sich die Sinne für die Schönheit der Alpenwelt, für die Erhabenheit der Berge, für den Wechsel des Lieblichen und Großartigen der Täler, besonders in den Ausläufern des Hochgebirges gegen die Ebene. Jede freie Stunde trieb ich mich im Feld und Gebirge herum, eine Fülle ungeahnter Herrlichkeit tat sich auf und, mit offenem Auge dem Laufe der Jahreszeiten folgend, erkannte ich nicht bloß das Neben- sondern auch das Nacheinander der Dinge: wie eines dem andern entspringt und die Umgestaltung des einen das andere voraussetzt. So hatte ich die Einheit des vielen, des mannigfaltigen längst geahnt, eh' mir das Werk eines

Philosophen dies in logischer Schlußfolge bewies. Besaß ich irgendeine Anlage zur Poesie, mußte sie hier erwachen und sich zunächst, weil ich mich nur von Anschauung nährte und mir das Leben der Tat entrückt bliebt, in jener Zwittergattung lyrischer Beschreibung entfalten, von der die deutsche und englische Literatur so prächtige Edelsteine zeigt, die aber leider oft durch Vermischen der Gattungen das ästhetische Urteil verrückten und die Anerkennung reiner Kunstwerke hemmten.

In Tirol ließ man sich stets Zeit und war daher so ziemlich zwanzig Jahre hinter dem jedesmaligen Stande der Literatur zurück, deswegen erhielt ich vom Neuesten, was freilich nicht schade war, sehr wenig, vorzüglich aber Dichter wie Hölty, Salis, Matthisson, Geßner, oder auch die Satiren Rabeners, welche ich, obwohl sie mir wegen ihrer Spießbürgerlichkeit innerlich widerstanden, pflichtgemäß hinunterwürgte, weil der Verfasser im Reigen der sogenannten deutschen Klassiker prangte. Ich lernte die Dinge bald ansehen, wie sie diese Dichter besangen, das heißt: wie sie eigentlich nicht waren und meine Auffassung blieb lange Zeit befangen. Ein Auge, daß den Sachen ihr Recht läßt und in dieselben nichts hineinschaut, was nicht herausschaut, ist überhaupt unter den Gebildeten viel seltener als man glaubt, und wenn hier ein Umschwung eintritt, so darf man dies, ohne zu fehlen, als ein Verdienst der erwachenden Liebe zur Naturwissenschaft betrachten. Ich verdanke die Befreiung von sentimentalen Angefühlen ebensosehr dieser als den Griechen.

Die Jugend macht gern Propaganda, so zog auch

ich meine Gefährten bei denen jedoch die Quelle der Dichtung bald mit der Jugend vertrocknete, in den poetischen Zauberbann. Der liebste darunter war mir Adolf Wildgruber, der eine Leichtigkeit der äußeren Form besaß, um die ich ihn oft beneidete, indem ich mit Vers und Reim sehr zu ringen hatte. Er blieb aber bald auf einer gewissen Stufe stehen: sein Bändchen „heiliger Gedichte", würden Leser, die vom Verfasser nichts Genaueres wissen, nach Stil und Inhalt in die Zeit Klopstocks und des Hainbundes zurückversetzen. Wir bildeten einen Verein, der unter dem Titel „Eiche und Buche" eine geschriebene Wochenschrift herausgab, wo unsere poetischen Versuche niedergelegt wurden. Die Aufschrift „Eiche" sollte auf einen Zusammenhang mit den Barden, „Buche" auf unsern beliebtesten Waldbaum deuten. Übrigens waren wir nicht die ersten, die von den Alpen Tirols zum Parnaß emporklommen. Die Litteraturgeschichte kennt Zoller Primisser, Weißenbach; sie hat den Kreis der „Alpenblumen" verzeichnet und auch Johann Senn nicht vergessen, dessen Gedichte 1838, zur Zeit als wir im Gymnasium den Pegasus bestiegen, herauskamen. Wir wußten damals seine Poesie nicht zu würdigen. Ein Urteil über ihn, mit dem wir alle übereinstimmten, enthält ein Brief Wildgrubers an mich: „Von Senn habe ich vieles gehört, er soll ein tiefer Denker und in der Geschichte sehr bewandert sein. Aber seinen Gedichten fehlt das jugendliche Feuer, desto passender sind sie vielleicht für unsere denkende Zeit. So hat denn Tirol auch einen Dichter, sonst ist es in bezug auf Literatur wohl das Böotien in Deutschland."

Wir betrachteten ihn neugierig, wenn er durch die Gassen schlich: ein kleiner, kurzstockiger Mann, den zerknitterten Zylinder tief im Nacken, der mächtige Kopf hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem Beethovens, um die felsige bleiche Stirn flatterten wie die Schlangen der Medusa lange schwarze Locken, die Augen blickten düster, der Mund war herb geschlossen. Die Züge waren der Ausdruck seines Schicksales. Oft saß er in der Bibliothek, einen Band Hegel „des Denktieres" vor sich ohne nur aufzublicken oder sich um jemand zu kümmern.

Damals näherten wir uns ihm nicht; was hatten wir windige Bürschlein bei dem Mann der Ideen, der Schmerzen zu suchen? Später wurde ich durch Purtscher mit ihm bekannt, als Professor sah ich ihn gelegentlich im Kaffeehause, wo er gewöhnlich ein Gläschen Rum schlürfte. Ich konnte mir nun vorstellen, mit welcher Ironie er uns vor Jahren begrüßt hätte, etwa wie ein Uhu einen Schwarm Zeisige.

Bisweilen sagte er mit bitterem Humor: „Meine Mutter hat mich in den April geschickt!" denn er war am ersten dieses Monates geboren. Sein Vater, der Landrichter von Pfunds verteidigte in den neunziger Jahren die Rechte der Bauern und Bürger gegen die Anmaßungen der „privilegierten" Stände scharf und schneidig und beteiligte sich an den ruhmvollen Kämpfen von 1809. Er wurde nach Wien versetzt, wo er bald starb.

Johann studierte die Rechte. Aufgenommen in einen Kreis strebsamer Jünglinge, befreundete er sich mit Feuchtersleben und Schubert, der zwei oder drei

Gedichte von ihm komponierte. Einmal wollte sich ein Spitzel einschleichen, man warf ihn hinaus. Nun griff die Polizei zu und fing die Mitglieder der Gesellschaft zusammen. Man bemächtigte sich ihrer Papiere. In einem Tagebuch hieß es: „Senn ist der einzige Mensch, den ich fähig halte für eine Idee zu sterben!" — Eine Idee in Österreich, das konnte nur die Republik oder sonst ein unter dem System, das man fälschlich nach Metternich benennt, denn dieser hatte auf die inneren Angelegenheiten keinen Einfluß, — verbotenes Naschwerk sein. Man behielt ihn in Haft und schob ihn endlich nach Tirol ab. Im Staatsdienste hatte er nichts mehr zu hoffen, er nahm daher für ein Muttersöhnchen Einstandsgeld und wurde Kaiserjäger. Als solcher machte er den Feldzug von 1831 in Italien mit. Nachdem er es bis zum Leutnant gebracht, verließ er mit einer kleinen Pension das Heer, angeblich wegen Leberleiden. So stand er nun da: arm, ohne Gönner und Freund, ohne Aussicht auf die Zukunft. Erst wendete er sich nach Salzburg, wo er bei seinem Freunde dem nachmaligen Statthalter Fischer als Tagschreiber eintrat; als sich dieses Verhältnis gelöst hatte, kehrte er nach Innsbruck zurück, wo er nebenbei als Winkeladvokat einiges verdiente. Eines der edelsten Opfer des vormärzlichen Österreich schlug er vergebens gegen die dunkeln, ehernen Kerkerwände, lange Zeit hielt ihn seine Energie aufrecht, endlich versank er in den trüben Wellen, während er alle Qualen eines langsamen geistigen Todes erduldete. „Es ist nichts, glauben Sie, es ist alles nichts!" rief er oft mit dumpfem Lachen.

Sein Jugendfreund R. Bruchmann, Provinzial der

Redemporisten in Deutschland schrieb mir über ihn: „Seit dem Schlusse des Jahres 1827, also seit beinahe 32 Jahren hat meine Verbindung mit Senn aufgehört. Er war von der Höhe eines idealen Lebens in eine traurige Wirklichkeit herabgesunken, aus der er sich ungeachtet mancher Lichtblicke nicht mehr bis zu seinem Tode zu erheben vermochte. Ein großes außerordentliches Talent voll Poesie und Schärfe des philosophischen Gedankens ist in ihm untergegangen."

Senn starb am 30. September 1857. Er liegt auf dem Militärfriedhof begraben. Mit gesammelten Beiträgen errichtete ich ihm einen Denkstein, rohe Hände haben ihn schwer beschädigt, — an jedem Allerseelentage schmückten meine Kinder seinen Hügel mit einem Mooskranze und Tannenzweigen. An seinem hundertjährigen Geburtstage rührte sich keine Hand ihn zu feiern, — das ist das Los eines Dichters, dem Tirol sein schönstes Ehrenlied verdankt! Es wird noch fortklingen in der Nacht, die auch den Ruhm meiner Heimat wie alles Irdische verschlingt — leise und leiser, . . . bis es ganz verstummt:

Adler, Tiroleradler
Warum bist du so rot?

Neben uns tummelten aber auch andere Gymnasiasten den Pegasus. So Nikolaus Rothmiller aus Schwaz; an der Totenkapelle bewahrt eine gußeiserne Tafel sein Andenken. Er starb 1852 als Priester zu Brixen. Die Elegie „Schloß Freundsberg" war eine Nachbildung von Mathisson, der sein Gedicht auf Hoheneppan machte und mit Bleistift an die Mauer der Kapelle schrieb. Dort konnte man es lange sehen,

bis es endlich übertüncht wurde. Unser Klaus — so nannten wir Rothmiller — bildete sich auf seine Leistung etwas rechtes ein und wir bewunderten sie geziemenderweise. Dann Guido von Unterrichter aus Mariahilf bei Innsbruck. Als alter Pensionist und gewaltiger Nimrod vor dem Herrn verbringt er seine Sommer zu Obsteig und läßt wohl manchmal ein Gelegenheitsgedicht fließen. Seine „Harfe von Alhambra" ist durch die Aufschrift charakterisiert. In weiteren Kreisen wurde Kaspar Speckbacher, der Postmeisterssohn von Obermiemingen bekannt. Er wendete sich dem Staatsdienste zu und wurde nach langen Jahren, die ihm manchen Orden brachten, als Bezirksvorstand von Imst pensioniert. Diesen dreien bot Magnus Beyrer in seiner „Erheiterungsbibliothek", die er 1837 zu Innsbruck bei Wagner herausgab eine Unterkunft. Beyrer war ein Justizbeamter aus Pflach bei Reutte, er gehört in den Kreis der älteren Tiroler Poeten, ohne jedoch etwas Hervorragendes geleistet zu haben.

Wir wurden an der Hand der Poeten, wie es öfters geschieht, zur Erotik geführt. Erotik! Liebe will ich nicht sagen, wenn es der eine oder der andere zu einem bischen Verliebtheit brachte, war das alles. La Rochefoucault hat recht: „Il y a des gens, qui n' auroient jamais été amoureux, s' ils n'avoient jamais entendu parler de l'amour." Unsere poetischen Vorbilder hatten von Chloe, Daphnis und Laura gesungen, da wir ihnen ganz gleichen wollten, so mußten wir nicht bloß ihre Naturgefühle teilen, sondern auch jeder irgendeinen Gegenstand haben, ihm weiche Seufzer und Verse voll Todesahnung, wo die Geliebte sich

auf das Grab setzt und um den zu spät erkannten Schäfer Tränen vergießt, nebst allem Zubehör dieser Poesie zu widmen. Es war lächerlich genug, wenn wir Bengel, die ebenso gut zu Sennern und Bauernknechten getaugt hätten, wie die Kater im März von Empfindungen miauten, die wir eigentlich gar nicht kannten, sondern uns nur anlogen, und dabei Herz und Schmerz, Sehnen und Tränen, Liebe und Triebe, Sonne und Wonne zum Erbarmen verreimten. Indem wir einander gegenseitig erhitzten und steigerten, blieb die Torheit nicht aus. Wildgruber liebte die Tochter des Bräuers im Löwenhaus, die täglich in die Stadt zur Nähterin ging. Da sie um 7 Uhr früh durch die einsame Allee heraufwandelte, war die Zeit recht gelegen, errötend ihren Spuren zu folgen, ebenso abends um fünf, wo sie heimkehrte. Weil er nicht schön war, wollten wir ihm sein Glück nicht glauben; er bestellte uns daher auf den nächsten Tag. So standen wir an einem kalten Wintermorgen mit erfrorenen Nasen hinter einer Gruppe dickstämmiger Pappeln, harrend der Sonne, die da aufgehen sollte. Plötzlich sahen wir ihn jedoch im gestreckten Galopp atemlos daherrennen, daß der rotgefütterte, schwarze Mantel in die Lüfte flog, hintennach fluchend und prustend zwei Brauknechte, derbe Knittel schwingend. Da sie den Leichtfüßigen nicht einholten, drohten sie von weitem ihm die „Haren" abzuschlagen, wenn er sich noch einmal sehen lasse. Das Mädchen fühlte sich nämlich durch die beständige Verfolgung belästigt und die Eltern machten auf diese nicht sehr idyllische Art der Sache ein Ende. Der Herzensschatz eines andern wohnte in der Sommer-

frische auf dem Mittelgebirge bei Innsbruck. Ihr Anbeter stieg um Mitternacht hinauf, um wenigstens mit dem schnarchenden Engel die gleiche Luft zu atmen. Die Villa war von einem Garten umgeben, wo ein Brunnen stand. Er kletterte über den Zaun, pflückte von Rosen, was er erreichte und verzehrte sie wie ein Käfer, denn vielleicht hatte sie der Saum ihres Kleides gestreift. Darauf trank er vom Brunnen, dessen Röhre ihre roten Lippen wahrscheinlich berührt hatten, wenn sie es nicht vorzog, aus einem Glase den Durst zu stillen. Nachdem er dies mit dem seligsten Wonnegefühl vollbracht, klomm er wieder über den Zaun, purzelte jedoch so heftig auf den Boden, daß er den Hund weckte. Dieser fuhr auf ihn zu, zwickte ihn scharf in die Waden und jagte ihn durch dick und dünn schneller bergab, als er heraufgestiegen war. Was mich betrifft, so war meine Narrheit immer mit Vorsicht gepaart. Ich schnitt zwar als echter Tiroler den Namen der Holden in den Kolben meiner Flinte, stellte mich aber nicht öffentlich blos. Ich mag über diese kleinen Erlebnisse lächeln, spotten nie und nimmer. Trotz aller kindischen Überschwenglichkeiten wehte ein Hauch jugendlicher Poesie durch dieselben, der manchen vor Ausschweifungen schirmte und auch diese Erfahrungen trugen dazu bei, uns mehr und mehr zu reifen.

Es haben sich aus jener Zeit in vergilbten Heften manche Gedichte erhalten, lyrische Spielereien an ein Mädchen, dann ein Wunsch, fast im Tone des Volksliedes:

„Ich möchte wohl ein Adler sein,
Der über Blitzen tront,

Dann stürmt ich zur Geliebten mein,
Die ferne, ferne wohnt!"

Ein Spätzlein hätt' es wohl auch getan. Es waren eben Bilder auf die jeder junge Mensch von selbst verfällt. Auch ein Trinklied liegt vor, das ich bei einem Ausfluge der Studenten mit Professor Flir zu Absam dichtete:

„Flammen, wildes Feuersprühen
Schenk' ich mir als Leben ein."

Die Not des Daseins wendete bisweilen den Blick nach oben: unfertige, wenn auch tiefgefühlte Verse, in denen protestantische Kirchengesänge nachklangen:

„Mut, armes Herz, verzage nicht,
Wenn auch die letzte Hoffnung bricht
Blick aufwärts zu den Sternen.
Es wohnt ja über Erdenmacht
— Sein Schemel ist des Himmels Pracht —
Gott in den dunklen Fernen."

Diese Plänkeleien zeigen bei aller Unbeholfenheit doch auch Spuren eigenartiger Richtung. So ging es fort etwa bis 1840; da schwollen aus der unklaren Gärung allerlei reimlose Dithyramben empor; sie spritzten ihren Schaum trotzig bis vor den Tron der Götter und bargen die ersten Keime philosophischer Gedanken. Auch Balladen und Romanzen deuteten schon auf den künftigen Erzähler: Am Altare zu Stams stand im goldgestickten Meßgewand ein Mönch und erblickte vor den Stufen seine Geliebte; — der Geist eines mächtigen Königs schwebt nach Jahrhunderten über sein Reich hin und sieht nur noch die Trümmer der Vergangenheit. Stolz auf die Erinnerung versinkt er wieder. — Zur

Politik führten mich die polnischen Gefangenen in der Festung Kufstein, die ich damals noch als edle Märtyrer verehrte. Dann schilderte ich wieder einen Dichter, wie er als Gesandter Gottes vor die Menschen tritt und ihn dann die Polizei fragt, wer er denn eigentlich sei? Oder jene Strophen, die auf meine faustischen Kameraden so großen Eindruck machten:

„Es scheint der Mond herab ins enge Kämmerlein,
Was sinnst du, bleicher Denker, so schweigend und allein?"

Ein sanfter Tod löst alle Fragen des Jünglings, etwa wie Horaz sagte: Mors ultima linea rerum est. Doch genug!

Überall Sturm und Drang! Ich habe diese Splitter einer Zeit voll hoffnungsreicher Ahnung und reiner Begeisterung, die nur zu stammeln, kaum zu singen vermochte, im April 1888 nach einem heftigen Anfalle von Brustkrampf verbrannt, weil ich nicht erwarten kann und darf, daß sich einst jemand um die Marken meiner jugendlichen Entwicklung kümmere, und einem Mißbrauch vorbeugen wollte. Mit Wehmut ruht mein Blick jetzt auf den Blättern, die ein Zufall erhielt; sie erinnern mich an die ersten Flüge einer jugendlichen Phantasie, selten klingt ein neuer Gedanke, ein neues Motiv an, doch deutet mancher epische Strich auf die Zukunft.

Ein Gewinn anderer Art war für mich einige Kenntnis der Musik, soviel sich nämlich mein für Auffassung der Tonunterschiede und ihrer Zeitverhältnisse stumpfes Gehör aneignen konnte. Als Knabe durfte ich deswegen in Kirche und Schule nicht mitsingen, und gegen meine Versuche, geigen zu lernen, legte die

ganze Nachbarschaft Protest ein. Ein Troubadour muß sich jedoch auf die Kunst der Töne verstehen und was für ein Instrument hätte sich da besser geeignet, als die unter den Studenten so beliebte Laute? Ich übte meine ungelenken Finger mit größtem Eifer auf den Saiten; nach einem halben Jahr brachte ich es so weit, daß ich sie rein stimmen konnte und dann gelang es mir, irgendein leichtes Stückchen leidlich zu klimpern oder die Flöte zu begleiten. Im Fasching saß ich mit dem Sohne der Quartierfrau auf dem Tische und spielte den Schlossergesellen zum Tanz. Auch Wildgruber, der sehr tüchtig Violoncell spielte und sich seinen Unterhalt zum Teil dadurch erwarb, suchte mich immer für Musik anzueifern. In einem Brief — obwohl wir uns täglich sahen, schrieben wir einander, — äußerte er sich darüber sehr kräftig. Ich teile diese Stelle mit, weil sie die Art unseres Verkehres im allgemeinen und ihn insbesondere charakterisiert: „Unter uns gesagt, kann ich Ignaz Schöpfs Freude an der Musik unmöglich tadeln, im Gegenteil würde ich sie auch bei Dir gerne sehen. Allein diese Freude soll sich nicht blos durch die Neigung, sondern auch durch die Tat äußern: wenn ich mich vielleicht zu unbestimmt ausdrücke, so wisse, daß ich meine, Du hättest gleichfalls zum Gesang Dich verwenden sollen, oder sonst zu was immer für einem Instrumente. Warum solltest Du, der Du doch nach allseitiger Bildung strebst, dies Fach vernachlässigen? Dies schöne Fach! Musik und Poesie sind die Genien, die uns durchs Leben leiten. Wo weht die Liebe sanfter als in der Musik? Wo sind die Gefühle zarter, erhabener, majestätischer? Man sage

auch nicht, daß Musik kein wahres Vergnügen geben könne, weil es ein vorübergehendes ist. Vorübergehend ist ja alles auf diesem Erdenrund, nichts ist ewig dauernd als die Wahrheit und diese ist ja keine Erden- sondern eine Himmelsbürgerin. Die Musik veredelt unser Herz, zähmt unsere Leidenschaft, leitet uns empor zum schönen Himmel. In ihr würdest Du Deine Lieblingswissenschaft, die Mathematik angewendet finden. Aber, wirst Du mir entgegnen: ich lernte ja Gitarre spielen. Das heiße ich so viel als nichts. Dir fehlt schon der Grund und was ist das für eine Selbstunterhaltung, wenn so vieles mangelt. Gesetzt auch, daß Du taktfest seiest und wirklich viel treffest, wirst Du doch sehr irren, wenn Du glaubst, ein guter Lautenspieler zu sein. Dann fehlt der Vortrag, der schöne Vortrag, den man sich ohne Leitung nie angewöhnen kann, weil man auch all die Feinheiten, die ein anderer, der zuhört, so leicht bemerkt, und die leise, biegsame Wendung in mancher Stelle vermißt. Ich habe mich da weiter verbreitet als ich wollte. Nichts für ungut!"

Sein Zureden half aber nicht viel.

Nachdem ich allmählich zur Einsicht gelangt, daß ich es als Musiker nie zu etwas bringen werde, hängte ich die Laute für immer an den Nagel. Ich habe es übrigens oft beklagt, daß ich für diese Kunst so wenig Anlage besitze, und war jedem Senner neidig, der so recht aus voller Brust seine Lust von einer Bergspitze über alle Täler hinausjodelte. Übrigens war die aufgewendete Zeit nicht verloren; mein Geschmack, die Freude an der Musik entwickelte sich und ich suchte gern den seltenen Genuß trefflicher Tonwerke. Dieser

Mangel an musikalischem Talent ist um so auffallender, da die Natur mein Ohr für den Rhythmus der Sprache und ihren Klang sehr gut entwickelt hat.

Den Versuch tanzen zu lernen, gab ich vorläufig auf, selbst dem elastischen Walzer, wo der Leib ganz vom Takt getragen wird, mußte ich entsagen, denn ich stampfte meiner Dame entweder auf den Fuß oder ruderte sie in eine Ecke. Dennoch war ich stark und kräftig, durch das Bergsteigen so gewandt, daß es mir im Sprung oder Lauf kaum jemand zuvortat.

In ein neues Geleise brachte mich die Religiosität. Zwar war ich bisher stets gläubig geblieben; ich zweifelte an keinem Dogma des Katholizismus und erfüllte alle Forderungen desselben in bezug auf Kirchenbesuch und Beichte. Allein ich tat es nur, weil es so hergebracht war und wurde bloß äußerlich berührt, wie gar manche, die ohne Nachdenken Katholiken bleiben, weil sie einmal in dieser Religion geboren sind. Solche Gewohnheitsmenschen sind eigentlich vielen Priestern am liebsten; sie rauben dem Klerus nie den Schlaf, verursachten ihm durch keinen Skandal Sorge und verfehlen den breitgetretenen Pfad zum Himmel nicht.

Mir stiegen wegen meiner Verliebtheit Bedenken auf. Ich weiß nicht mehr, was dazu den nächsten Anlaß gab; vielleicht das Lesen der Bekenntnisse des heiligen Augustin, genug: sie waren aufgestiegen. Ich beschloß, mich in der Beichte Rates zu erholen. Wär' ich auf einen Geistlichen alten Schlages gestoßen, dieser hätte die Sache als das aufgefaßt, was sie war, und mich klug aus der Torheit weggeleitet. Dem von mir gewählten war aber Christus nicht christlich und der Papst

nicht päpstlich genug. Jetzt sind solche Eiferer zahlreich und mächtig; jene guten Greise, die den Menschen Menschen sein ließen, wankten allmählich dem Grabe zu. Mein Beichtiger war sogleich von der ungeheuren Sündhaftigkeit meines Tuns überzeugt, versagte mir die Absolution, wenn ich nicht schleunigst dieses Treiben aufgebe und bestellte mich nach acht Tagen zur Generalbeichte, wo ich über mein ganzes vergangenes Leben Rechenschaft ablegen sollte. Um mich vorzubereiten, lieh er mir verschiedene Bücher. Ich erschien ganz zerknirscht. Von nun an wurde ich ein Mucker, lief in jeden Rosenkranz, betete nachts mit ausgestreckten Armen und auf Scheitern kniend, und kehrte alle acht Tage im Beichtstuhl ein. Wohl begreifend, daß mich der Schrecken in die Kirche gejagt, aber schwerlich dort lange festhalten werde, machte er mich auf die Schönheit des Gottesdienstes, die tiefen, mystischen Beziehungen desselben, die naive Frömmigkeit der Legenden aufmerksam und richtete all mein Denken und Dichten auf Maria, als das reine Urbild der Weiblichkeit. Ich lernte sie lieben, wie ein Ritter des Mittelalters jene Prinzessin von Byzanz, von der er nicht einmal den Schleier gesehen. Vor Entzückung übertrug ich jeden Reiz, alle Wunder des Lebens auf sie, die eine Krone von Sternen um die jungfräuliche Stirn, den Mond zu Füßen der Schlange den Kopf zertritt.

Das ist begreiflich.

Ich war im Alter erwachender Geschlechtlichkeit. Diese nimmt bei poetischen Jünglingen zuerst einen idealen Flug, bis später eine wahre Liebe Seele und Leib auf dem Weg der Natur und dadurch rein und

lauter erhält. Der Heiligenschein verklärter Himmelsbräute kann nicht den Teufel der Versuchung vom Kopfkissen der armen Mönche verscheuchen; diese Himmelsbräute sind selbst oft nur der Versucher in anderer Gestalt. Die Legenden wissen davon zu erzählen.

Uruntur Cypriis castissima pectora flammis!

steht in der Abtei zu Fiecht unter dem Bilde Benedikts von Nursia und seiner Genossen, die sich in Dornen und Nesseln wälzen, um die Brunst des Innern zu kühlen.

Im Mittelalter, wo diese Strömung allgemein herrschte, wäre aus mir vielleicht ein pater exstaticus geworden; hätte man mich in ein Seminar gesteckt, wo alles Fremdartige hermetisch ausgeschlossen bleibt, würd' ich die Weihen empfangen haben, wie viele andere, um dann, wenn es zu spät, desto schrecklicher zu erwachen. Vor dem äußersten schützte mich jedoch einerseits die Liebe zum klassischen Altertum, diesem Urborn männlicher Gesundheit, andererseits wehten mich die Ideen an, die in der modernen Luft schweben. Gewohnt, einen Gegenstand, den ich ergriffen, lebhaft nach allen Seiten zu wenden, tat ich es auch hier. Mehrere Zweifel tauchten mir von selbst, einige aus Büchern auf. Ich trug sie dem Beichtvater offen vor, dieser suchte sie zu widerlegen, erklärte jedoch, daß schon der Zweifel Sünde sei und mich unabwendbar ins Verderben stürze. Die Kirche wolle den Glauben und nur den Glauben. Da hörte ich einmal: der heil. Paulus habe gesagt, aller Glaube sei aus Gott. Nun brütete ich in finsterer Angst, gequält von der Sorge, außer der Gnade Gottes zu sein. Ich konnte nicht so mir nichts dir nichts glauben, was war zu tun? Wie

sehr mich damals mein Inneres in Anspruch nahm, ergibt sich daraus, daß ich in dieser einzigen Zeit ein Tagebuch innerer Beschaulichkeit führte, denn ich war sonst zu unmittelbar auf das Leben gerichtet, um mich solcher Selbstbespiegelung hinzugeben. Ein Gedicht, das ich darin aufgezeichnet finde, drückt mein Schwanken aus und erinnert mich lebhaft an die Seelenkämpfe jener Tage. Ich weiß mich an die Entstehung noch wohl zu erinnern; an einem herrlichen Fronleichnamsmorgen ging ich auf dem Rennplatz spazieren und hörte von fern das Gebet der Festprozession.

Ach ich habe schweren Kampf gerungen,
Da kein Freund mein stummes Weh verstand,
Und von schwarzer Traurigkeit bezwungen
Mir die Kraft, des Lebens Mark, entschwand.

Einsam war ich, trug die grimmen Qualen
In die Öde, in den dunkeln Wald,
Wie in Ruinen, wie in Grabeshallen
War's in meinem Busen leer und kalt.

Doch gesprungen ist die Eisesrinde
Und gewendet kalten Schweißes Pein,
Nach dem Fluch, der schwer wie eine Sünde
Auf dem Herzen lag, glänzt Sonnenschein.

Endlich kehrt der fromme Glaube wieder,
Bringt die Hoffnung und die Liebe mit,
Nichts mehr drückt den freien Geist darnieder,
Der in Schwermut Todesqualen litt.

Gott, ach Gott! nun kann ich wieder flehen,
Da von mir der düstre Wahn entschwand
Und die Seele nun mit schweren Wehen
Sich der frechen Höllenfaust entwand.

Nicht mehr drängen mich die wüsten Sorgen,
Schnell entfloh der Traum wie Wahnsinnstrug
Und es weckt Natur, ein Schöpfungsmorgen
In des Beters Brust den Seraphflug.

Und vertrocknet sind die heißen Tränen
Wie der Tau der Morgensonne weicht,
Nur von Ahnung, nur von stillem Sehnen
Ist die bleiche Jünglingswange feucht.

Und im Busen keimen heilig Triebe
Wie im Herz der reinen Gottesbraut,
Weil sie milde strahlt, die Himmelsliebe,
Wird nicht mehr des Fluches Stimme laut.

Da führte mir der Zufall oder soll ich es Schickung nennen? — eine Geschichte der Reformation in die Hand. Wie staunte ich bei den Männern jener Zeit ähnliche Zustände zu treffen, wie sie mir jetzt so viel Pein verursachten. Ich erwarb einige Schriften Luthers und seine Bibelübersetzung. Sie beschäftigte mich Tag und Nacht. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, daß gerade jene Dinge, die mir an der katholischen Religion zweifelhaft erschienen, von den Reformatoren verworfen wurden, während der Glaube an Christus und das Heil in und aus ihm den Angelpunkt ihrer Lehre bildeten. Der Rosenkranz des Beichtvaters vermochte nicht mehr mich länger zu fesseln; ich wurde allmählich aus einem frommen Schüler ein Gegner, erst schüchtern, bis ich mit ihm auf Mord und Brand disputierte, daß Luther und Eck eine Freude gehabt hätten. Weil ich seiner Theologie die klaren Worte der Bibel, wie ich sie auffaßte, entgegenhielt, gab es keine Versöhnung mehr; ich stand auf einem anderen Boden.

Voll Freude teilte ich meinen Fund Wildgruber und einigen Freunden mit. Im Jahre 1838 am 10. Dezember um 2 Uhr nachmittags nahmen wir mit tiefer Bewegung das Abendmahl unter beiden Gestalten. Von jetzt an versammelten wir uns immer in meiner Stube, wo ich das Bild Luthers aufgehängt hatte. Das Unheil folgte aber bald. Einer meinte seinem Haß gegen die vor kurzem zu Innsbruck angesiedelten Jesuiten tatsächlichen Ausdruck geben zu müssen, und besudelte nachts ihr Kloster auf sehr unanständige Weise. Man lauerte ihm auf, ertappte ihn, und er erkaufte Straflosigkeit durch Verrat. Da die Ferien bereits eingetreten waren, hielt man es für klüger, kein Aufsehen zu machen, und unterließ die weitere Anzeige. Als ich nach Innsbruck zurückkehrte, fand ich daselbst meinen Koffer, den ich vorausgeschickt, erbrochen und alle auf Religion bezüglichen Briefschaften weggenommen. Meine Quartierfrau behauptete stets fest, nichts davon zu wissen, und so liegen diese Schriften vermutlich noch in den Akten der santa casa. Ich selbst wurde mit keinem Worte behelligt, dafür nahm man Wildgruber ganz besonders ins Gebet, so daß er sich richtig zum katholischen Theologen bekehrte und 1853 zu Feldkirch als Priester starb. Aus dem kleinen Nachlasse stellte unser Freund, der Gymnasialprofessor Otto Vorhauser, ein Bändchen Gedichte zusammen, nicht gerade bedeutend, aber ein liebes Andenken für seine Freunde.

Wildgrubers Zustand nach diesen Kämpfen deutet der folgende Brief an, er deutet an, wie tief diese Kämpfe gingen und sichert ihm wohl die Teilnahme

und das Mitleid jener, die innerlich ähnliches erlebten.

L. F.! Es ist wohl eine geraume Zeit seit jenem Tage dahingegangen, wo ich Dich das letzte Mal sprach und wir uns gegenseitig gelobten, Menschenwohl zu gründen und zu fördern, in welchen Kreis uns auch die Vorsehung hineinführe. Eine lange Zeit! Zwar wollte ich Dir voriges Jahr öfters schreiben, doch —. Aber ich will es jetzt tun und mich vorerst für die Grüße bedanken, die Du mir öfters ausrichten ließest, wenn sie nicht jene schon entgegnet haben, die Dir antworteten. Auch jene ἐπιστολὴ ἐγκυκλική mit den drei Liedern habe ich durch die Hand meiner Freunde empfangen. Das letzte aus dem „Studenten" sprach mich mächtig an und weckte in mir Rückerinnerungen der vergangenen Tage — schöne Tage frohen Aufschwunges und begeisterten Sanges. Ja was da in früherer Zeit mich gehoben, das klang wieder in der Seele, als ich das Lied las und wieder las. Schöne verflossene Tage — aber auch Tage des Widerspruches, fürchterlich kontrastierend gegen das Leben! Mir graut vor der Erinnerung wie wir da standen, mit dem Hochgefühle in der Brust gegenüber der kalten, toten Menge. Und da war es die heilige Dichtkunst, nach der wir die Arme rangen und Trost im Kampfe erhielten. Doch auch diese schöne Zeit — ach in der schönsten Blüte erstarb sie; denn ein ertötendes Element drang durch. Du kennst es, glaub' ich; denn man sagt, du seiest nicht mehr, was du gewesen und ich gewesen und noch einer. Ha! Glück auf zum neuen Tagewerke! Sag an, Freund! ist es wahr? Ich habe mich losgerissen oder besser nicht ich,

sondern der erwärmende Strahl, der da von oben herab das verkehrte Herz durchbricht, der Frühlingshauch, der die Schollen zertrümmert und neues Leben schafft rundum. Ach, wie ich noch draußen stand, da war es Winter ringsumher — eine weite erstorbene Gegend, Stürme rasten und unheimlich war's überall. Aber in den Schoß der Mutter zurückgekehrt, wie ruht sich's da so sanft, keine Trauer mehr, als beim Gedanken, daß noch draußen vom Sturme herumgetrieben werden, die meinem Herzen so teuer sind. Man sagt auch, der andere sei auch anders geworden, — und Du? — Nur ein Wort als Antwort! — — — —

Seit jenem Tage, den ich oben erwähnt, hab' ich viel gelesen und studiert und auch das Leben hat mich wacker abgebeutelt; aber ich bin zufrieden, hoch zufrieden. Voriges Jahr wie Du vielleicht von Rothmiller weißt, haben wir Odyssee und Hebräisch, heuer im ersten Semester Plato und Hebräisch privatim betrieben, im zweiten machen Vorhauser, Weiler, Wasserer, Kolb und ich Herodot und Hebräisch. Andere haben sich zu anderen Zwecken vereint; es herrscht heuer ein rühriges Leben da. — — Um Ostern wirst Du schwerlich hereinkommen, wie Meister Ignatz Schöpf einmal sagte, daß du nach Bozen wollest. So wünsche ich Dir schriftlich ein frohes Hallelujah und erinnere Dich noch zum Schlusse, daß ich eine baldige Antwort sehnlichst erwarte. Indes lebe wohl.

Brixen, 21, 3. 42.

Dein Freund

Adolf Wildgruber.

Von Spionen überwacht wagten die wenigen, welche dem Bunde treu blieben, nicht mehr, die Zusammenkünfte fortzusetzen, sondern jeder feierte zu einer verabredeten Stunde das Abendmahl für sich in der Erinnerung an die Genossen und im Gebete für alle. Endlich löste die Zeit auch diesen unsichtbaren Verein und jeder ging für sich den Weg, zu dem er berufen war.

Ich hatte mich allmählich über diese Seelenstimmungen hinausgelebt, so wie ich auch die Versuche, die Wildgruber wagte, nicht beachtete. Er schrieb, ohne mich zu fragen, unter meinem Namen an den bekannten Romanschriftsteller Spindler; wenn sich in dessen Nachlasse ein solcher Brief findet, so ist er nicht von mir. Ich ließ daher die Verbindungen, welche ich im Auslande behufs eines Übertrittes angeknüpft, wieder fallen, gewiß nicht zu meinem Schaden, denn ich hätte im orthodoxen Luthertum schwerlich eine Heimat gewonnen; der protestantische Geist, den man so oft heraufbeschwört, ist eben nicht der Geist des Protestantismus, er verneint diesen als Religion und religiöse Genossenschaft gerade so wie den Katholizismus; Luther würde ihm als dem Teufel das Tintenfaß zwischen die Hörner werfen und seinen Anhang mit dem Antichrist in die Hölle verfluchen. Er ist als kritischer Geist, vor dem keine Autorität besteht und bestehen kann, nicht der Sohn der Reformation, sondern der Renaissance.

Was ich außerhalb der Kirche suchte, war innerhalb derselben zu finden, wenn ich es bedurfte. Durch die Erschütterungen der Reformation fielen nur einzelne Mörtelbrocken von dem alten gewaltigen Bau,

dessen lockere Quadern durch das Konzil von Trient fester verbunden wurden. Das Prinzip der freieren Forschung war in und neben ihr stets vorhanden, es war als Gegensatz notwendig, daher bemühten sich die Priester vergebens, es durch alle Schrecken der Inquisition auszurotten. Der Protestantismus ist nur eine Episode des Christentumes, ob jetzt schon fertig, wie Lagarde sagt? mögen andere entscheiden. In England wenden sich viele zum verlassenen Schafstalle; mächtig und mächtiger schwillt die katholische Bewegung in Nordamerika, Europa liegt vor unseren Augen, das Feld Petri bietet in einer Zeit wo alles schwankt, manchen einen sicheren Ankergrund. Wer hätte in den Tagen Voltaires, der Enzyklopädisten, des Febronius das gedacht?

Mein Weg führte nicht nach Rom zurück; diese inneren Kämpfe hinterließen jedoch heilsame Wirkungen. Sie vertieften mein inneres Leben, erweiterten mein geschichtliches Verständnis und eröffneten Perspektiven, die ich nie geahnt hätte. Was ich hier andeutete kann Einsichtigen genügen, es weiter auszuführen ist nicht am Platze, so sehr der Gegenstand verlocken könnte.

Treu geblieben ist mir nur das Büchlein De imitatione Christi, dieser stille Freund unzählbarer Menschen. Professor Heidegger lieh es mir, auf meine Bitte durfte ich es behalten. Es enthält eine Summe tiefer Weisheit und Lebenserfahrung, mir ist es auch psychologisch interessant. Alles atmet Ruhe und Frieden, wer aber genauer zusieht, ahnt bald, daß ein leidenschaftliches Gemüt erst nach heftigen Kämpfen und inneren

Krisen zu dieser Ruhe gelangte. Wer es einmal kennen gelernt, schlägt es gern wieder auf, jeder Spruch, den das Auge zufällig trifft, ist bedeutungsvoll und daher stammt wohl der Glaube, daß Thomas von Kempis jedem antworte, der ihn vertrauend fragen will.

Ebenfalls in dieser Zeit — vielleicht etwas früher oder später — machte ich Bekanntschaft mit dem heiligen Augustin. Mit Recht verliehen ihm Maler ein brennendes Herz als Symbol; aus seinen Konfessionen wehte es mich an, wie der Gluthauch schmelzender Lava; mit Spannung begleitete ich diesen Liebessturm, aber nur selten konnte ich mich besinnen oder ausruhen. Die Dogmatik seiner Rechtfertigungslehre beachtete ich wenig, wohl aber eröffnete sich mir ein großartiger geschichtlicher Ausblick. Nur wenige Jahrhunderte liegen zwischen ihm und Horaz, wie ist jedoch die Weltanschauung der Menschheit in so kurzer Frist völlig umgestaltet, ja in ihr Gegenteil verkehrt worden und diese Wandlung hat Augustin an sich selbst erlebt. In der Jugend besuchte er die Schulen der Rhetorik, erfreute sich an den grausamen Gladiatorenspielen, dann führte er stark und scharfsinnig den Ausbau der Kirche weiter, der zum Teil auf seinen Schultern ruht. Darum sind auch Paulus und er kongenial. Man überläßt diese Dinge fast nur den Theologen, da sie jedoch in manchem Sinne eine typische Bedeutung haben, sollte sie kein denkender Mensch ganz übergehen. Solche Fragen mag die Jugend anregen, erwägen wird sie erst das reifere Alter, das eine Summe aus den flüchtigen Erscheinungen des Lebens zu ziehen weiß.

Wenn ich auf diese Tage zurückblicke, wie zerfahren

und planlos erscheinen sie, verloren für jede Entwicklung und doch haben sie mich in die Tiefe geführt und in die Höhe, weil ich über den Stundenpaß des Tages auf das ewige und ideale Maß der Dinge emporsah und wenn ich auch fehlging, doch nicht im schmutzigen Kot zu meinen Füßen liegen blieb!

Auf Heinrich Suso verwies uns Flir, freilich kannte man damals nur die Bearbeitung von Diepenbrock. Ignaz Schöpf hatte Geld, er kaufte das Buch bei einem Antiquar und wir lasen es alle. Uns entzückte besonders die Sprache, so zart, so warm, so innig. Bei ihm und den Mystikern könnten unsere Philosophen tiefsinnige Ausdrücke entlehnen, wenn sie sich nicht bereits eine griechisch-lateinische Terminologie zurechtgeschnitten hätten. Hier war eine lautere Quelle, für ein reines, edles altes Deutsch, aus der man schöpfen konnte, ohne daß man auf Luther wartete, wenn auch die Tragweite seiner Arbeit nur blöder Ultramontanismus verkennen kann.

Für Wildgruber übertrug ich den Epiktet. Auch Senecas Schriften gefielen mir sehr, denn wo hätte die Jugend der Rhetorik widerstanden? In den Briefen an Lucilus, wo er z. B. die Sklaverei bespricht, weht ein Zug moderner Humanität. Er ist stellenweise breit und wiederholte sich, doch sind manche Sätze scharf zugeschliffen, wie Aphorismen. Aber nicht bloß Moralist ist er, die Vorrede zu den questiones naturales erhebt sich auch zu metaphysischen Ideen oft von großer Schönheit.

Dazu gesellte sich später Marc Aurels *ἐς ἑαυτόν*. Auf der Stirn dieses hohen Mannes, auf seinem ganzen

Wesen liegt ein Schatten von Schwermut und Entsagung wie ihn das naturkräftige klassische Altertum, das mit Adleraugen in die Welt geschaut, nicht kannte, und gerade darum paßt dieser Römer mit den Stoikern nicht mehr in seinen Rahmen. Er geht den Christen parallel, so daß man an nähere Beziehungen dachte, aber er verfolgte sie als Kaiser, weil sie die Pflichten gegen den Staat verweigerten. So regt sich überall frisches Leben unter Trümmern, aber Niobe sah ihre herrlichen Kinder am Lichte der neuen Sonne hinwelken.

Die Muse hat all diese Verirrungen und Kämpfe treu begleitet; den Kern dieser Zeit suchte ich in einem jugendlich übermütigen Drama „Ulrich von Hutten" zu kristallisieren, das aber nicht vollendet wurde, indem ich über den Stoff hinauswuchs, ehe ihn völlig die Form umschlossen, ebensowenig als „Der Student". Von diesen Ansätzen ist freilich ein weiter Weg zu „Fra Serafico" und dem „Zaggler Franz", obwohl sie ein unsichtbarer Faden, der durch Jahre zieht, verbindet.

Am 31. Juli 1838 hatte ich das Gymnasium vollendet und wieder den ersten Preis heimgetragen, was damals noch viel galt, während jetzt Knaben und Jünglinge über solche Kindereien längst hinaus sind und man nur noch alten Eseln Titel und Orden als Prämien anhängt. Ich hatte mir etliche Gulden von meinem Stipendium für eine Ferienreise zusammengespart. Das schwarze Samtkäppchen auf dem Kopf, in der grauen Bluse mit ledernem Gurt marschierte ich zu Fuß nach München, um dort ein Stück Welt zu sehen, — etwas anderes als die Tirolerberge. Wichtig war für mich

der Besuch der Glyptothek. Obwohl ich mich mit den Griechen vielfach beschäftigt hatte, wehte mich immer etwas fremd an, da leuchtete mir plötzlich in jenen Festsälen der Geist antiker Kunst entgegen: das war Leib und Seele. So öffnet uns ein Blick die reichste Fülle einer ungeahnten Zauberwelt, an deren Türe wir in Nacht und Nebel tasteten, doch muß das Auge dafür gereift sein. Dem Studium von Meistern der Plastik und Malerei verdanke ich überhaupt sehr viel für meine poetischen Arbeiten, namentlich weil dort das Maß, ein Hauptgesetz aller Kunst, sozusagen greifbar waltet und ein Verstoß gegen das richtige Verhältnis das Ganze oder Teile unrettbar zerstört.

Zum Schluß will ich noch ein Zusammentreffen mit König Ludwig I. erzählen. Als ich all die Herrlichkeiten der Stadt bewundert hatte, trieb es mich auch in die Au; man hatte mir gesagt, dort werde eine Kirche im gotischen Stil gebaut, für den ich damals als deutscher Jüngling schwärmte. Der ganze Raum war aber ringsum durch Planken abgesperrt, so daß ich nur von außen zum Turm und Giebel emporschauen konnte. Da kam ein Herr, das Lattentor öffnete sich, er trat ein, das Studentlein dachte, da könne es auch mit, wurde jedoch von einem Arbeiter barsch zurückgewiesen. Nun wandte sich jener Herr um und sagte: „Den jungen Menschen hereinlassen, den jungen Menschen hereinlassen!“ — Und so fand ich schnell Zutritt. Ich besichtige die Schiffe und was eben frei war, voll Bewunderung, an den Pfeilern stiegen jedoch Gerüste zum Gewölb' empor. Der Herr betrat die Treppe, das vorwitzige Studentlein glaubte: Dann kann ich vielleicht

auch mit, — wurde jedoch zurückgewiesen. Nun trat wieder jener Herr ins Mittel. „Soll nur hinaufsteigen!" Ich kletterte hin und her als mache ich Studien wie ein Architekt und kehrte dann in das Schiff zurück, wo jener bereits mit einem Arbeiter, der gebückt vor ihm stand, verhandelte. Ich meinte: Danken mußt du auch! und hätte bald in den Sack gegriffen, um dem Herrn, der gar schäbig gewandet war, ein Sechserl als Trinkgeld in die Hand zu drücken, traute mich aber nicht recht. Nachdem ich mein Sprüchlein vorgetragen, fragte der Herr „Hat's Ihnen gefallen?" „Freilich!" rief ich, „so was haben wir in Tirol doch noch nicht." — Jener sagte: „Recht, recht!" und ging lächelnd weiter. Da traten ein paar Arbeiter heran und fragten „Wissen Sie, wer das gewesen ist?" — „Wie sollte ich den kennen, ich bin ein Fremder und zum ersten Male in München hier." — „Das war der König Ludwig!" — Erstaunt trat ich zurück, denn ich hatte fest geglaubt, so ein Fürst müsse aussehen fast wie die Könige im Kartenspiel, dem Ludwig bewahrte ich aber stets ein treues Andenken.

Den Rückweg wählte ich über Füßen und Paß Fern; leider schleppte ich den Typhus mit, der mich in Kufstein einige Wochen ans Bett fesselte und endlich der Jugendkraft meines Körpers wich. Während der Genesung, wo meine Seele weich und empfindsam besaitet war, machte Jean Paul, dessen Kaskaden sprühenden Witzes und bizarr-originelle Gedanken ich schon früher bewundert hatte, tiefen Eindruck auf mich, ich dachte und fühlte während dieser kurzen Zeit ganz in seiner überspannten Weise und eine prosaische Dichtung

„Der Traum" war in jeder Zeile das Echo seiner Manier. Als ich jedoch die volle Gesundheit erlangt hatte, kam mir dieses Werklein, das ich sauber in ein Oktavheftlein geschrieben hatte, so bedenklich vor, daß ich es vernichtete. Zu Jean Paul habe ich mich nie mehr gewendet, er widersprach meinem innersten Wesen.

Der Übergang zur Hochschule hatte damals in Österreich nicht die gleiche Bedeutung, wie in Deutschland. Das philosophische Studium stand nur wenig höher als das Gymnasium und stellte uns bloß an die Schwelle einiger neuen Gegenstände: Der Geometrie, Logik, Psychologie und Metaphysik, die jedoch nur sehr oberflächlich vorgetragen wurden; die Professoren, wenn sie auch das Bessere erkannten, durften weder rechts noch links abweichen. Die Universität sollte uns nur für die verschiedenen praktischen Berufsarten dressieren; man behandelte uns nicht als junge Männer, obgleich wir den Titel „Herr" erhielten, sondern als halbwüchsige Knaben. Von einer akademischen Freiheit war keine Rede. Wir mußten am Sonntag in der alten Jesuitenkirche dem Hochamt beiwohnen, der Besuch der Kollegien, wenn man es so nennen will, war nach Stunde und Fach genau bestimmt und strenge überwacht. Die Lehrer riefen uns nach Belieben vor, gaben Noten und zuletzt entschied eine Schlußprüfung über unser Los. Freilich brauchten wir kein Kollegiengeld zu bezahlen. Die Schüler des Gymnasiums und dann der Universität stammten in der Mehrzahl aus Bauernstuben, sie zogen keine Wechsel, sondern frötteten sich mit Kosttagen und Monatsgeldern, die ihnen Bürger gaben, durch oder frondeten als Instruktoren. Dar-

über schwammen als Crême die Söhne der Beamten und des Adels, die sich mit den Armen nicht gemein machten, wenn ihnen nicht von diesen der Standpunkt hier und da durch eine wohlgezielte tüchtige Watsche klar gemacht wurde, der dann aber keine Paukereien folgten.

Noch war die Universität voll vom Ruhme Schwalts. Wie wenig brauchte es damals, den Ruf eines Gelehrten zu erlangen: Er war ein geschickter Rechner, trug den Appeldauer ohne anzustoßen vor und wurde als großer Mathematiker angestaunt, obwohl er von der Analyse schwerlich einen Begriff hatte. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten ihn die Studenten, wenn er, den Schwalbenschwanz lässig über den Bauch zugeknöpft, die gelbe Nankinghose in den Stiefelröhren zum Bierwastl watschelte, um dort ein Gabelfrühstück von einem halben Dutzend Würsteln mit Kren und etliche Maß Bier zu vertilgen! Zwei Ökonomen hatten gewettet, wer am Thomasmarkt die größere Sau zum Markt bringe. Der eine führte am Arm unseren Professor daher und der andere gab sich überwunden. Schwalt war grob wie ein Salzsack, ohne Ansehen von Geburt und Rang warf er dem unwissenden Prüfling Schwamm und Kreide an den Kopf, daß der Staub aufflog. „Sie Kuhloch Sie!" — brüllte er einem Grafen zu, der auf der pythagoräischen Eselsbrücke stolperte. Dieser rief, sich beleidigt in die Brust werfend „Ich bin Graf." — Schwalt sah ihn verächtlich von oben bis unten an und kehrte ihm mit den Worten den Rücken: „Ja ein gräfliches Kuhloch!" — Ein anderesmal meldete sich der Sohn eines Ochsen-

wirtes und bestand schlecht. „Schreiben Sie Ihrem Vater," brummte der Professor unwillig, „er solle den Schild nicht mehr erneuern lassen, sondern Sie dafür hinaufstellen, denn ein solches Prachtstück von einem Ochsen bringt doch kein Maler zuwege." — Übrigens war er sehr gutmütig, liebte die Studenten väterlich und behandelte, weil er Spitaldoktor und ein trefflicher Arzt war, die Kranken gern. Ein junger Mensch, den er von einem schweren Leiden hergestellt hatte, kam zu ihm und dankte für seine Güte. Schüchtern fragte er was er schuldig sei. Da nahm Schwalt ergrimmt sein Rohr, maß ihm ein paar Hiebe auf den Rücken, daß er heulend zur Türe hinauslief und schrie: „Jetzt will mich der Tropf gar bezahlen." Solche Anekdoten erzählte man von ihm häufig.

Der Nachfolger Schwalts war der Pole Stefan Kuczinski, ein feiner eleganter Mann, den man als tüchtigen Lehrer achtete, wenn auch sein Wissen ein bescheidenes sein mochte. Wir verehrten und bedauerten seine junonische Frau, wie sie neben dem kleinen, buckligen Männlein mit dem schwarzen „Potenzenfrack" stattlich durch die Gassen schritt. Die Physik demonstrierte der hochwürdige Michael Heidegger, der Much, wie man ihn scherzweise nannte, schlecht und recht, soweit es die Hilfsmittel der Sammlungen gestatteten. Er predigte auch ab und zu. Da war die Kirche gewöhnlich voll und alles paßte auf, weil er sich oft in drolliger Weise versprach. Allbekannt und belacht wurde es, als er einmal statt „Maria hatte ein menschliches Herz" sagte: „Maria war ein herziges Mensch!" Es charakterisiert unsere Preßzustände, daß diese harmlose Anekdote

beschlagnahmt wurde. Wir hatten ihn aber dennoch gern, weil er freundlich und gutherzig war. Er wurde bald als Probst nach Innichen versetzt, wo er starb. Ihm folgte, wie man sagte auf Empfehlung des Professors Andreas Ettinghauser, der große Stücke auf ihn hielt, Anton Baumgartner, geboren 1817. Später ging er zur Mathematik über, es liegt keine wichtigere wissenschaftliche Leistung von ihm vor; erwähnen kann man seine barometrischen Höhenmessungen und einen kleinen Aufsatz in den Berichten des naturwissenschaftlichen medizinischen Vereines (VII. Jahrgang 1876, 1. Heft S. 116—121). „Über die Töne, welche durch Reflexionen von Geräusch mit gleichmäßig geordnetem Schallfelle entstehen." Man hielt ihn für einen tüchtigen Rechner, daß er fleißig studierte, zeigt seine Bibliothek von beiläufig 4000 Bänden, die er der Universität vermachte.

Schön und kräftig, wie er war, hatte er großen Erfolg bei den Frauen; zumeist hielt er sich an die seiner Quartiergeber. Es ließe sich da manche Geschichte erzählen. — Im Jahre 1848 wurde er Oberleutnant bei der Innsbrucker Studentenlegion und dann mit einem Orden ausgezeichnet. Offiziere äußerten, er habe sich vorzüglich zum Soldaten geeignet. Später kränkelte er und wurde zur Überraschung aller Bekannten — kirchlich gläubig: eine fromme Frau soll ihn bekehrt haben. Erwähnen will ich noch, daß er durch mehrere Jahre der Vorstand der Gymnasialprüfungskommission war. Am. 30. September 1880 starb er zu Meran, wo er seinen Aufenthalt genommen, dort liegt er auch begraben. Die Vorlesungen über Naturgeschichte waren

so mittelmäßig, daß ich sie nur mit Unlust anhörte. Am Schlusse des Semesters genügte mir ein Tag, um mich auf die Prüfung vorzubereiten und ich erhielt stets eine gute Note.

Die Weltgeschichte leierte uns nach der bekannten österreichischen Schablone der hochwürdige Ingenuin Weber vor. Matt, geistlos, wie seine schwarzen Kanonenstiefel! Während seiner Stunde exzerpierte ich die Geschichte der Philosophie von Hegel und trieb allerlei Allotria. Einmal mußte ich bei ihm die Religionsprüfung machen. Ich studierte damals fleißig das Neue Testament. Als ich nun aus den Briefen des Apostels Paulus Stellen griechisch vorbrachte, lächelte er und ließ mich laufen. Wenn ich mich recht besinne, verscholl er als Dekan von Hall.

Als Supplent der Philosophie bestieg ein neugebackenes Herrlein aus Wien die Kanzel: der Böhme Ignaz Jos. Prohazka. Er war hübsch, galant, harmlos, er tat uns nichts zuleide und wir ihm auch nicht. Für den Unterricht in der Logik ließ er große Tafeln drucken, Barbare, Falapton und so weiter; ich benützte sie als Scheiben für die Pistole. Er kehrte im nämlichen Jahre dorthin zurück, woher er gekommen. Als ich Mediziner war, begegnete er mir zu Wien. Sogleich lud er mich ein, ihn zu besuchen. In seiner Wohnung verriet er mir, daß er eine philosophische Wochenschrift herauszugeben gedenke. In Wien! O weh! Mir zuckte es in den Füßen wie bei einem Walzer von Lanner oder Strauß. Er lud mich zum Mitarbeiten ein, ich ließ mich aber nicht mehr sehen. Dann bestieg Prohazka allerlei Sättel, auch den der

Politik, wo er sich in den Kämpfen der Deutschen und Tschechen einige Ehre holte.

Für die Vorlesungen über die Metaphysik schickte man uns den Herrn Josef Jäger, der aussah wie ein Damenschneider. In der ersten Vorlesung kündigte er sich mit großem Selbstbewußtsein an: „Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser haben mich heraufgeschickt um Licht zu verbreiten, wo Finsternis war!" Allgemeines Murren und Stampfen. Diese Anrede war echt wienerisch, in der Reichshauptstadt hielt man uns manchmal noch für armselige Provinzler, etwa wie der bekannte Wastl in der Operette. Jäger war der Verfasser einer Geschichte in nuce ad usum Delphini, wo alle Systeme bis auf Hegel kurz über das Knie gebrochen wurden. Ich hatte den Mann bald los. Schnell las ich einige Handbücher, um ihn zu hänseln und vor der Schule in Verlegenheit zu setzen. Das gelang mir mehrmals. Er hatte sich endlich unmöglich gemacht und mußte abziehen. Nach etlichen Jahren fand ich ihn auf dem Verdeck eines Donaudampfers. Er war ein Sokrates: Sein Weib keifte, etliche Rangen kletterten an ihm auf und ab. Ich bedauerte ihn von Herzen. Die Geschichte der Philosophie kennt Jäger und Prohazka nicht. Sie sind verschollen; einiges enthält das Lexikon von Wurzbach über sie; einiges aber — mehr als genug.

Bald jedoch gewann ich lebhaftes Interesse an der Philosophie selbst, ich schämte mich vor der Erhabenheit des Gegenstandes meiner Kindereien und beschäftigte mich eifrig mit Plato, Fichte, dann aber vorzüglich mit Schelling und Hegel, dessen Geschichte der Philosophie

ich fleißig und vollständig exzerpierte. Ich stand lange unter dem Eindruck seiner Weltanschauung und Ausdrucksweise, wie sich aus verlorenen ästhetischen Aufsätzen nachweisen ließe. Die Kette seiner Syllogismen brach, als ich mich ernstlich den Naturwissenschaften zuwendete. Jetzt gilt er als abgetan, aber wie viel ging von ihm in unsere Bildung über und deswegen muß die Zukunft schon geschichtlich auf ihn zurückgreifen. In diesen zwei Jahren lernte ich auch Schiller und dann Goethe näher kennen. Der Einfluß Schillers war allerdings begeisternd, namentlich entflammte mich das Pathos seiner Lyrik, er verschwand aber nahezu, sobald ich Goethe in die Hand bekam. Hier traf mich auf den ersten Blick die nahe Verwandtschaft mit den Alten, welche ich durch ihn, so wie ihn durch sie noch besser verstehen lernte.

Auch die französische und italienische Literatur traten in meinen Gesichtskreis, leider fehlte es mir an Geld, um Lehrer lange zu bezahlen. Mit den Grundzügen der französischen Grammatik machte mich der hochwürdige Sandbüchler bekannt, diese bête noire des Pfarrwidum, wo man ihm seine harmlosen Galanterien nach dem Vorbilde der abbées sehr verübelte. Dann las ich Voltaires Louis XIV. und Charles XII., die neuere und neueste Litteratur blieb mir bis auf die Namen unbekannt; im kleinstädtischen Innsbruck trug auch niemand Verlangen danach. Von den Italienern schätzte ich Tasso, Metastasio, Alfieri, Goldoni; im Sprechen übte ich mich mit einem italienischen Studenten, der von mir deutsch lernte. Niccolini, Prati, Berchet, Giusti, Guerazzi waren als nicht zensurkoscher —

taref, wanderten aber zu Trient und Roveredo unter den Schulbänken von Hand zu Hand. Das Englische habe ich damals nur flüchtig berührt.

Mit dem Schluß des zweiten philosophischen Kurses hatte ich meine Standeswahl zu treffen. Längst für die Medizin entschieden, mußte ich, weil ich keine Mittel zur Reise nach Wien besaß, in das Jus wandern, wollte ich nicht nach Brixen in die Theologie, was so viel geheißen hätte, als mich auf den Kopf stellen. Also in das Jus! In diesen zwei Jahren studierte ich eben nur so viel, um nicht schlechte Noten zu erhalten und der Trommel nachlaufen zu müssen. Nicht, daß ich die Rechtswissenschaft verachtet hätte, ich blätterte gern im Corpus juris und wußte die Logik und Schärfe der Begriffsunterschiede des römischen Rechts wohl zu würdigen. Doch verleideten mir die Professoren das Fach. Sie waren nur dazu bestellt, uns zu künftigen k. k. Beamten zu dressieren und erfüllten durchschnittlich diese hohe Mission pflichtgetreu. Ich hatte aber keinen Beruf dazu und mochte, besonders wenn ich an meinen Vater dachte, lieber Vogelscheuche auf einem Kirschbaum werden.

Den wuchtigen Joannes C. Kopatsch mit seiner speckigen Stimme habe ich im „Studenten" fast wortgetreu angeführt.

Das höchste Ideal, das er uns stets vor Augen stellte, war „ein Brot im k. k. Staatsdienste". Von Wissenschaft kein Dunst. Etwas besser war der zierlich geschniegelte Josef Waser, der es mir freilich übel nahm, daß ich wie Sand auch im Winter mit offenem Hemdkragen umlief, während er den siebenfachen Brust-

laß österreichischen Bewußtseins umgeschnallt trug. Er heiratete die Tochter des einflußreichen Präsidenten Jenull, eines pedantischen Bureaukraten gewöhnlichsten Schlages, dem man nachsagte, daß er die geheime Polizei in höheren Gesellschaftskreisen besorge; man nannte auch die Summe, die er jährlich für diesen Liebesdienst bezog. Der Schwiegersohn brachte es zu hohen Ehren, zur Exzellenz und starb hochbetagt in Graz, sein Name bleibt jedoch unvertilgbar mit dem Prozesse gegen den freisinnigen Bauer Konrad Deubler verflochten; dieser sowie die Verurteilung G. Schönerers gehört zu den dunkelsten Flecken in der Geschichte Neuösterreichs, die überhaupt nicht viel Ruhm und Ehre bietet.

Sehr belangreich war diese Zeit für mich als Mensch. Auf den juridischen Schulbänken in einem Pack Kräutern wühlend, die ich zur Zerlegung während des geisttötenden Vortrags mitgeschleppt, wurde ich mit Adolf Purtscher bekannt. Geboren 1819 zu Lienz im Pustertale als Sohn des Landrichters verbrachte er dort die Kinderjahre, bis er für die Gymnasialstudien im Kosthaus der Benediktiner zu Meran untergebracht wurde. Der Vorstand desselben war Albert Jäger, der ihm stets ein treuer Gönner blieb und ihm auch später eine Unterstützung von seite des Gouverneurs Grafen Clemens Brandis verschaffte. Erst religiöser Schwärmer, erwarb er sich große Kenntnisse in der griechischen Literatur, zog Homer und Plato, von denen er lange Stellen auswendig wußte, allen vor und vertiefte sich dann in Hegel, dessen Werke er, besonders die Phänomenologie gründlich durchgedacht hatte.

Mit der innigsten Liebe hing er an seiner Heimat

und man hörte ihm gerne zu, wenn er seine Jagdabenteuer und Bergfahrten, verklärt von den Farben einer reichen Phantasie erzählte. Da röteten sich seine blassen Wangen, unter der hohen Stirne loderte das blaue Auge und die kraftvolle Gestalt schien gehoben durch die innere Bewegung.

An freien Tagen stieg er gern im Hochgebirge herum, übernachtete manchmal auf Almen und las den Sennern am Herd, wo die Molke brodelte, aus der Odyssee vor, hocherfreut, wenn sie in jenen uralten Zuständen die eigenen, im wackern Eumäos ihr Bild erkannten. Nicht selten machten wir gemeinsame Ausflüge. Welcher Anstrengung wir fähig waren, beweist ein Übungsmarsch über die Frau Hitt, einen Grat von 7000 Fuß Höhe, durch das wilde Gleirschtal in die Scharnitz und von der Scharnitz, wo wir schnell einen Schöpsbraten verzehrten, nach Innsbruck zurück. Aufgebrochen waren wir um 6 Uhr früh und erreichten die Stadt um 4 Uhr morgens wieder. Wir waren also die Essenszeit abgerechnet 21 Stunden teils im rauhesten Gebirg geklettert, teils auf der Landstraße gegangen. Als ich vormittags in die Schwimmschule kam, saß Purtscher bereits nackt hoch droben rittlings auf einem Balken, unter ihm ein Haufen nackter Jünglinge, die wie Frösche halb aus dem Wasser gestiegen waren, um die Erzählung unserer Fahrt anzuhören. Wir fuhren zusammen auf der Donau nach Wien um Medizin zu studieren. Von seinem Leben in der Großstadt weiß ich wenig zu erzählen, gern spielte er in einem Kaffehause auf der Landstraße Billard, immer umsonst, denn er übertraf jeden Gegner. Im Frühling und Sommer

machte er gern Ausflüge, kam er abends in die Kneipe, so legte er uns wohl eine seltene Pflanze von der Türkenschanze oder vom Kahlenberg vor und lächelte, wenn wir sie zu bestimmen suchten.

Einmal erkrankte er an einer heftigen Halsentzündung. Wir wachten abwechselnd bei ihm. Da hatten wir einen Kollegen, dem wir nach Studentenweise einen Spitznamen beilegten. Gstraun-Hammel! Ich las nun Purtscher aus der griechischen Apokalypse vor und bei der Stelle „*Εἰδον ἰκτῆς θαλάσσης θηφίον ἀνάβαινον*“ ging plötzlich die Tür auf und jener trat ein. Der Kranke brach in ein schallendes Gelächter aus und war geheilt, weil der Eitersack sich entleerte.

Um Kunst und Kunstsammlungen kümmerte er sich wenig.

Mädchen blickten dem schönen Mann wohl nach, wenn er vorbeistreifte. Er hatte jedoch für die Frauen nur Spott oder trotz seiner Sittenreinheit einen zynischen Witz. Das Jahr 1848 warf ihn in die Politik. Man möge bei Wurzbach, der aber vielfach ungenau ist, lesen, wie ihn der Minister Kraus abfertigte; seine Reden, in welchen er die Aufhebung des Adels beantragte, teilt Helfert mit. Mehr Phantasie als Verstand! Nach der Sprengung des Reichsrates flüchtete er aus Kremsier nach Schlesien. Als der Aufstand in Wien unterlegen war, wandte er sich an die Regierung, ob er ungefährdet nach Tirol zurückkehren dürfe. Er bekam den geringschätzigen Bescheid: „Man werde sich um ihn nicht kümmern".

Nun ging er nach Windischmatrei, wo er sich als

Arzt ansiedelte und bald großes Vertrauen genoß. Da befiel ihn unerwartet ein tückischer Typhus, der ihn so schnell wegraffte, daß man von Vergiftung munkelte.

Er war auch Dichter. Manches von ihm enthalten die „Frühlieder", auch in der „Iris" von Gabriel Seidl begegnet er uns. Dieser äußerte sich in einem Artikel über ihn mit vorzüglichem Lob und hob die treffliche Charakterzeichnung mit besonderem Nachdruck hervor.

Ich besitze das Bruchstück eines erzählenden Gedichtes. das ich hier mitteile:

. . . O schwerlich greift ein Ohr
den hehren Einklang glücklich je heraus,
Wenn ob der Erde ewigem Verließ
Und ihrer Klagen ewigem Gebraus
Gleich ewig die beschwingten Harmonien
Der Engel hoch und hehr vorüberziehen
Zugvögeln gleich, den raschen, nimmermüden,
Die überm Land in neblicht weiten Fernen
Nach schönern Welten, glücklicheren Sternen
Mit mild'rer Luft, voll Licht und Frieden,
Ohn' einen Frageblick herabzusenken
Die sehnsuchtstraffen Silberflügel schwenken.
Tief unten horcht der kranke Wandersmann
Dem traulichen Gezwitscher über sich,
Er hebt das Haupt wie forschend hoch hinan,
Er sucht im Blau der Karawanen Strich,
Er fühlt tiefinnerst aus dem Herzen drinn
Den warmen Lebensspringquell aufwärts schießen
Zwei einsam ein'ge Röslein zu begrüßen,
Die eine tröstend milde Gärtnerin
Die Hoffnung an die kummerbleichen Wangen
Vielleicht zur letzten Fahrt ihm aufgehangen; —
Er strebt empor, die Augen hell geweitet,

Er winkt, sie seh'n nicht, was er unten deutet,
Er ruft laut schluchzend: „Nehmt mich mit hinauf
Ihr Himmelspilger dort!“ und überzählt
Das Tränenfährgeld in die bessere Welt, —
Es ist zu wenig, hemmt nicht ihren Lauf, —
Willkomm von ihnen, Landungsruf von drüben —
Aus flügel-offnem Paradies ein Strahl —
Das hört er noch, das sieht er noch im Trüben —
Und hört nichts mehr und sieht nichts mehr zumal.
Die Hände, erst noch hoch emporgerungen,
Versinken langsam jetzt in seinen Schoß,
Erstorbnes Lächeln, süß wie Dämmerungen
Und voll Zufriedenheit mit seinem Loos
Umspielt des Märtirers halb offnen Mund.
Doch niemand, wenn nicht Heilge ungesehen, —
Kniet bei dem Toten in geheimen Wehen
Mit feuchtem Auge auf der Straße Grund.

Er war groß, von riesiger Kraft und vollendeter Schönheit, die Muskeln jedes Gliedes durch beständige Gymnastik zu plastischer Rundung ausgewirkt, Gesicht und Leib glichen auffallend jener prächtigen Statue des Herkules Farnese, der auf die Keule gelehnt ruhig vor sich hinblickt. Konnte er wochenlang fasten wie ein Asket, so war er auch wie ein römischer Gladiator imstande, Kugelpyramiden von Knödeln unter Dach zu bringen. Wein trank er nie. Die Wäsche trug er stets reinlich, doch war seine Kleidung im ganzen sehr vernachlässigt.

Die Nachricht von seinem Tode erschütterte mich tief, wehmütig gedachte ich jenes Verses der Iphigenie: „So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!“

In jenen Jahren entwickelte sich überhaupt, — gleichsam ein Vorspiel von 1848, — reges Streben

unter der Jugend; keine äußere Gunst förderte es, wohl aber lauerten argwöhnisch die Spitzel, wie der Teufel auf eine Seele.

Es gelang mir, viele brave Jünglinge zu einer Gesellschaft zu vereinigen, deren Zweck teils edlere Unterhaltung im Gegensatze zu burschikoser Roheit, teils wechselseitige Anregung in Kunst und Wissenschaft sein sollte. Besonders hob ich in der am 14. April 1841 im Löwenhause gehaltenen Eröffnungsrede den Wert des Studiums der altdeutschen Literatur für das Erwachen des Vaterlandsgefühles hervor und auf meinen Vorschlag wählte die Gesellschaft den Namen der Nibelungen. Wir versammelten uns wöchentlich einmal; Johann Malschedl genannt Alpenburg, der auch dichtete und dann Sagen aus Tirol veröffentlichte, damals Besitzer des Schlosses Büchsenhausen, räumte uns bereitwillig den Rittersaal ein; es wurden Vorträge der verschiedensten Art gehalten, Musik und Deklamation erheiterten die Abende und immer mehr Teilnehmer schlossen sich an, so daß schon die Polizei zuschlagen wollte. Dies verhinderte der vielgelästerte Graf Brandis, Statthalter von Tirol. Mag man über die Richtung dieses Mannes, eines entschiedenen Hochtorys und Jesuitenfreundes, denken wie es beliebt, so muß man doch zugeben, daß er Sinn für geistiges Leben besaß, den er vorzüglich durch Unterstützung talentvoller Jünglinge bewies, und für das Land, zu dessen ältestem Adel ihn sein Stammbaum gesellte, ein warmes Herz hatte. Auch auf historische Studien verwandte er viel Zeit; er ließ manches drucken, so eine Geschichte Friedrichs mit der leeren Tasche. — Lieber ein Aristokrat

von Charakter, als ein Bureaukrat, der in allen Farben spielt, nach oben kriecht und nach unten tritt, oder gar ein Plutokrat, dessen einzige Bildung im Handhaben der Schere beim Abschneiden der Kupons besteht! Man vergesse nie, daß jeder, der eine bestimmte Richtung vertritt, wenn wir auch diese Richtung von unserem Standpunkte aus bekämpfen, vor Gott und Menschen Achtung fordern darf.

Großen Beifall erntete mein Vortrag über das Nibelungenlied; der Aufsatz liegt mir noch vor, eignet sich jedoch nicht zum Drucke, nur den Schluß will ich, um die Beschaffenheit des Ganzen ersichtlich zu machen, hier anfügen:

„Ich könnte, nachdem ich Entstehung, Inhalt, Männer und Frauen, die alle ein tragisches Schicksal verschlingt, geschildert, nach Sitte der Ästhetiker und Kritiker noch allerlei Gemeinplätze anbringen; sei mir dafür am Ende ein Gleichnis gestattet. Raphael malte Fresken in einer Villa. Sein großer Nebenbuhler Michelangelo trat, als er abwesend war, hinein. „Der soll nicht mehr weitermalen!" rief er und nahm eine Kohle, welche ihm zufällig vor den Füßen lag, auf. Er sann; da flammte sein Blick und plötzlich riß er mit kühnen Zügen die Skizze eines Riesenhauptes an die Wand. Raphael kam und schaute bewundernd und schaute, — er legte den Pinsel weg und ließ die Wand unbemalt. Sie kennen Ilias und Odyssee, Sie kennen die klaren, farbenhellen, vollendeten Bilder der Griechen, ähnlich den herrlichen Schöpfungen Raphaels; — gegenüber steht das Riesenhaupt: in rauhen Strichen erhaben, groß, fast ungeheuer — das sind die Nibelungen."

Als ich nach Wien zur Medizin gegangen war, erlosch die Gesellschaft von selbst.

Ich will nun auch einige meiner Mitschüler erwähnen, die in weiteren Kreisen bekannt wurden. Von Purtscher und Wildgruber habe ich gesprochen, so streife ich nun den Bauerssohn Ignaz Schöpf aus Arzel bei Imst. Er machte im Gymnasium nur mittelmäßige Fortschritte, las aber Englisch und Französisch und erhielt dafür den Spitznamen Voltaire. Dann mußte er, wie so mancher andere arme Bursch, gezwungen in die Theologie wandern. Nach Empfang der Weihen diente er in mehreren Dörfern als Hilfspriester, bei seiner Neigung zur Exzentrizität fand er jedoch nirgend Ruhe und wanderte nach Kärnten aus. Eine Broschüre, wo er den Mantel der christlichen Liebe von den Zuständen des Klerus schonungslos wegriß, machte ihn dort unmöglich. Da wandte er sich dem Altkatholizismus zu und wurde Pfarrer in Baden, war jedoch zu wenig liberal, um Wurzeln zu fassen. So kehrte er wieder in den Schafstall von Brixen zurück, dort nahm man den reuigen Sünder liebevoll auf. Der Bischof verlieh ihm eine Kuratie bei Sterzing. Hier machte er jedoch die Weiber toll, sie hoben im Widum Türen und Fenster aus und zwangen ihn zur Flucht. Endlich blieb er als Frühmesser in Heil. Kreuz sitzen, er starb bald und ruht nun von seinen Pilgerfahrten im Friedhof zu Hall. Auf seinem Grabsteine steht der passende Spruch: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden!"

Besser ging es seinem Namensvetter Josef, dem „kleinen Schöpf". Er war ebenfalls ein Bauernsohn aus Ötztal und wurde, da er sich freiwillig dem geist-

lichen Stande widmete, dann nach Salzburg als Professor berufen, wo er sich als theologischer Schriftsteller einen Namen erwarb. Er rückte auch zu hohen Titeln vor; jetzt lebt er in ehrenvollem Ruhestand in Guggental bei Salzburg. Aber auch jetzt läßt er die Tinte nicht eintrocknen. Klar, ruhig und human wirkt er als beliebter Prediger und Kalendermann, ohne sich gerade nach Brixen zu sehnen, wo eine gar zu scharfe Luft weht. Dabei hat er sich durch sein Auftreten gegen den Antisemitismus einige Feindschaft zugezogen, die ihm jedoch den Schlaf und Appetit nicht raubt. Nebenbei treibt er mit Leib und Seele Landwirtschaft auf einem Gute, das er sich gekauft und möge sich hier noch lang als rüstiger Greis an seinen Hennen, Böcklein, Rindern, Heuschobern und Korngarben, die er mit solcher Liebe schildert, freuen.

Insbesondere verweise ich noch auf zwei Oberinntaler: den am 12 Februar 1872 in bester Manneskraft verstorbenen Josef Daum, der als Gymnasiallehrer bei ausgesprochener liberaler Gesinnung keinen Boden zur Entwicklung seiner Gaben fand, und Alois Meßmer.

Er wurde am 11. November 1822 zu Nassereith im Oberinntale geboren. Seine Eltern waren schlichte Bauersleute. Er besuchte die Schule des Dorfes, ein Förster lehrte ihn zeichnen. Frühzeitig wirkte jedoch die herrliche Gebirgslandschaft in der Nähe des Fernpasses mit den Trümmern der romantischen Sigmundsburg auf ihn. Im Jahre 1835 finden wir ihn am Gymnasium zu Innsbruck, von wo er immer als Preisträger in die Heimat zurückkehrte. Alle, die ihn kannten,

rühmen seine Begeisterung für Kunst und Wissenschaft; im Umgange war er freundlich aber ernst.

Während seiner philosophischen Studien übte Professor Alois Flir auf ihn so wie auch auf andere großen Einfluß. Bei den Nibelungen trug Meßmer 1842 „Rolands Tod" vor und begeisterte uns alle durch seine klangvollen Verse; Äußerlichkeiten lassen, wie bei „Geisterleben", den Einfluß Uhlands erkennen, im Wesentlichen ist Meßmer bereits — Meßmer und wir dürfen sagen: Uhland hätte sich mancher Gedichte nicht zu schämen gebraucht. Beim zweiten drängt sich uns wohl die Frage auf: „Hat Frauenliebe Meßmers Herz nie berührt?" — Man sagt es; in seinem Tagebuche jedoch, soweit es gedruckt ist, finden wir keine Andeutung.

In die Zeit seiner Studien fällt das tiefsinnige erzählende Gedicht „Faust" I und II; es berechtigt uns zu dem Schlusse, daß auch er schwere innere Kämpfe bestanden habe, bis er im Glauben der Kirche die volle Ruhe fand. Seine deutsche Gesinnung bezeugen unter anderem „Thuistons Geist" und die Verse an Uhland.

Meßmer entschloß sich zum Studium der Theologie — entschloß sich! als ob es eines Entschlusses gebraucht hätte, dem feurigen Drange des Herzens zu folgen. Er ging 1844 nach Brixen, Hierapolis, wie es Fallmerayer damals scherzend benannte; hier fand er den Boden für die Entwicklung der Keime, die in ihm lagen und man darf behaupten, daß er schwerlich in einer anderen Diözese Österreichs das geworden wäre, was er wurde. Dort herrschte unter

den jungen Theologen ein sehr reges Streben, manche waren hochbegabt, wie: der früh verstorbene Rothmüller, Stephan Knoflach, dessen romantische Liebe in Marseille damit endete, daß sich das Mädchen ins Meer stürzte, Heinrich Erler, der edle Alois Wasserer, deren Namen auch jetzt noch nicht verschollen sind. Sie gründeten einen Leseverein, um auf dem Laufenden der Wissenschaft zu bleiben, selbst naturhistorische Vorträge wurden gehalten; überlassen wir jedoch die Schilderung jener Zustände einer berufeneren Feder. Maßgebend waren zwei Professoren: Vinzenz Gaßner und Franz Rudigier. Beide zeichneten sich als Bischöfe, jener von Brixen, dieser von Linz, in die Geschichte Österreichs ein. Meßmer empfing die Weihen, im Herbste 1848 berief ihn der Bischof als Professor der Exegese an das Seminar zu Brixen.

Das Jahr 1851 brachte dem Dichter Meßmer große Anerkennung und reichen Ruhm. Schützenfreunde hatten für ein Schützenlied einen silbernen Becher als Preis ausgesetzt. Wer sich am Wettbewerbe beteiligte, wüßte ich nicht anzugeben. Meßmer erhielt den Preis, der ihm zu Brixen in feierlicher Weise überreicht wurde. Sein Schützenlied wird wohl selten mehr gesungen, als Zitat jedoch manchmal die Strophe verwendet:

Vom gleichen Eisen sind ja noch
Die Jungen und die Alten,
Tiroleradler lebe hoch:
Du wirst den Kranz behalten.

Häufiger jedoch die Travestie derselben, sie entstand infolge verschiedener Zeitereignisse:

Die gleichen Esel sind ja noch
Die Jungen und die Alten,
Tiroleradler lebe hoch:
Du wirst den Schwanz behalten.

Magnus Beyrer zerfaserte nachträglich das Schützenlied in der „Inn-Zeitung“ grausam und es läßt sich gegen diese Kritik woh nicht viel Stichhaltiges zur Verteidigung vorbringen.

Meßmer besuchte Gilm einmal zu Bruneck am 7. Mai 1851. Ein näherer Verkehr ergab sich jedoch nicht, der geniale Lyriker widmete ihm gelegentlich etliche Neckverse: „Der Meßmer zieht das Glöcklein an.“ Zwischen beiden bestand wohl der größte Gegensatz der Charaktere, den man sich vorstellen kann.

Wichtiger war für Meßmer jedenfalls der Verkehr mit F. Schlegels Nichte: der Baronin Buttlar, die seit 1848 als Witwe zu Brixen lebte. Sie war eine geachtete Malerin und mußte vom Ertrage ihrer Kunst leben, weil sie wegen des Übertrittes zum Katholizismus enterbt worden war. Meßmers Porträt ist von ihrer geschickten Hand, er widmete ihr einige Poesien. Auch auf Reisen begleitete er sie; er verdankte der kleinen Frau vielfache Förderung beim Studium der christlichen Kunst.

Da überraschte ihn im Juli 1852 der erste Anfall von Bluthusten, dem ein noch gefährlicherer im nächsten Februar folgte. Dennoch gönnte er sich bei der Arbeit an theologischen Werken, die erst nach seinem Tode erschienen, keine Rast. Endlich reiste er 1856 nach Italien, wo er besonders die Dome zu Trient, Mailand und Florenz studierte. Seine Weltanschauung drücken

die Worte aus: „Es ist das katholische Dogma, auf dem der ganze Wunderbau der christlichen Kunst gegründet ist. Das Dogma von der Eucharistie hat die Kunst geboren und zum Danke für dieses Leben, zur Ehre Gottes hat die Kunst dem Dogma eine wunderbare irdische Verklärung durch die herrlichen Schöpfungen verliehen. Könnte es je aus dem Glauben der Menschen entschwinden, so müßte die Erde unfehlbar in einen Schutthaufen sich verwandeln, auf dem die Tradition der Schönheit verschollen, die Bewohner in das materielle Alltagsleben versunken und ohne Teilnahme für ein edleres wären." Das ist die Weltanschauung des katholischen Theologen, ja! tausend und tausend ernste Menschen beruhigen sich dabei, sie ist berechtigt wie alles, was aus dem innersten Gemüte stammt, für dieses Gemüt berechtigt ist. Meßmer studierte aber auch Philosophie, und zwar nicht bloß die scholastische; — er biß sich wie Purtscher, Schnell, Eisendle, ich und andere tüchtig mit Hegel herum. Johannes Schuler galt damals als der gewaltigste Philosoph vor dem Herrn in Tirol; ich führte Meßmer zu ihm. Gleich ging es los, die Beweise für das Dasein Gottes wurden auf den Tisch geworfen. Da ich meinen Johannes besser kannte, so drückte ich mich in die Sofaecke und warf endlich eine ironische Bemerkung dazwischen. Er brummte; Meßmer, dem es schwerer Ernst war, bat mich mit sanfter Stimme: „O laß' mich reden." Ich drückte mich wieder in die Sofaecke und horchte mit stiller Andacht dem erbaulichen Gespräche zu. Handelseins sind die beiden ebensowenig geworden als Luther und Eck; Meßmer hat mich seit dort für frivol gehalten,

— nun ich kann es nicht mehr anders machen — und mich mit jenem pfäffischen Hochmut behandelt, der auch andere abstieß.

Schon 1851 begann er eine größere episch-philosophische Dichtung: „Religion und Kunst“, die man dem Gehalt nach mit einem berühmten Gemälde Overbecks im Städelschen Institut zu Frankfurt in eine Linie setzen könnte, wenn sie fertig geworden wäre. Das Bruchstück, welches vorliegt, läßt bedauern, daß das Werk nicht vollendet wurde. Es bewegt sich in schwungvollen Oktaven; reich an Schönheit, erinnert es an die Romantiker, mit denen Meßmer in Fühlen und Dichten verwandt ist. Seine Stoffe sind gegeben: die Religion, das Vaterland, bisweilen ein hübsches Naturbild wie der „Schneekuß“. — In der Metrik und dem Reime ist er freilich noch nicht bei Platen angelangt: warum mußten er, der geistig freie Adolf Purtscher und der zarte Sigmund Schlumpf im Lenze dahinwelken, ehe sie noch die Reife des Sommers erreichten!

Im März 1857 treffen wir ihn zu Florenz, im Juni zu Rom, von wo er bald nach Albano ging, um sich zu erholen. Dort starb er am 23. August.

Freunde setzten ihm in der Kirche zu Nassereith ein Denkmal: die mater dolorosa, darunter die Verse, die er gedichtet:

Du hältst den Sohn am Mutterherzen,
  So kalt, verblutet und verbleicht,
Wo ist ein Schmerz wohl, der den Schmerzen,
  Maria, deiner Seele gleicht?
Doch tröste dich: drei kurze Tage,
  So lebt der Sohn dir neu verklärt,

Dann wird Maria, deine Klage
Zur Wonne, welche ewig währt
Versüßet ist auch uns das Scheiden,
Des Todes Stachel ist zerstört,
Da diese Mutter mutig leiden
Und dieser Sohn uns hoffen lehrt.

Diese schlichten Strophen klangen wie die des „Stabat mater" im Herzen des Volkes an; sie verbreiteten sich weiter und so begegnet man ihnen auch auf dem Kreuzwege unter dem Thaurer Schlosse.

Meßmer hinterließ auch Tagebücher, wo er fast jede Regung seines Seelenlebens verzeichnete. Auf Veranlassung des Fürstbischofs Vincenz erschien bei Weger in Brixen: „Alois Meßmer, ein Lebensbild, gezeichnet nach dessen Tagebuch und Briefen von J. G. Vonbank, herausgegeben von Dr. J. Ch. Mitterutzner."

Wie mir Ignaz Zingerle sagte, wurde es leider arg verstümmelt, es blieb alles weg, was auf Seelenkämpfe und Zweifel deutete; die Handschrift wurde verbrannt.

Diese zwei Bändchen sind psychologisch interessant, besonders für Studierende der Theologie in den Priester-Seminarien. Mich erinnerten sie an „The life and the letters of Ch. Kingsley." Wir haben hier zwei Dichter, die, wenn auch nicht von gleicher Konfession, doch mit allen Fasern ihres Daseins im positiven Christentum wurzeln: wie verschieden ist aber der Parson der Hochkirche vom katholischen Tiroler Priester — eben wie ein Engländer vom Deutschen. Daß jener der weitaus bedeutendere Schriftsteller ist, wollen wir hier nicht in Anschlag bringen, so wenig als seine hervorragende Tätigkeit auf sozialem Gebiete.

Meßmer veröffentlichte auch drei Bände Reiseblätter: Kunst und Natur liefern reichen Stoff, die Darstellung ist frisch, klar und lebendig. Die Ansichten des theologischen Verfassers braucht man nicht immer zu teilen, seine manchmal einseitigen Urteile nicht zu unterschreiben. Als man an den Gymnasien an brave Schüler noch Prämien austeilte, wurden in Tirol diese Bücher häufig gewählt, manches Stück ließe sich gar wohl in einer Chrestomathie für österreichische Mittelschulen verwerten, wenn man endlich bei uns aufhörte, das aus dem Auslande zu beziehen, was man in der Heimat ebensogut, ja noch besser fände und sich nicht von den Namensverzeichnissen oberflächlicher Literaturgeschichte leiten ließe.

Über seine theologischen Werke, steht mir kein Urteil zu, Fachmänner behaupten, der Schwung der Phantasie sei größer als die Tiefe. Nebenbei sei gesagt, daß Meßmer, nachdem ihm Flir vorgearbeitet, bei den jungen Theologen mit Erfolg für die Weckung des Kunstsinnes wirkte und so manches alte Werk vor der Hand von Pfuschern rettete.

So sei auf sein Leben, seine Gedichte verwiesen; wenn sich auch das Buch nicht gerade zur Modelektüre eignet, bietet es doch viel Interessantes und Treffliches, auch für den Nichttheologen!

Meßmer war eine ernste Natur, das Schicksal eines Bruders, der wegen Brandstiftung hingerichtet wurde, warf dunkle Schatten in sein Gemüt. Seine Gedichte zählen wohl zum Bedeutendsten, was die katholische Muse in Deutschland bis zu jener Zeit hervorgebracht; in der Form nicht immer vollendet,

gehören sie in die romantische neukatholische Schule; das meiste ist veraltet, „Rolands Tod“ verdiente aber auch jetzt in jeder Anthologie einen Platz. Georg Vonbank hat die Gedichte gesammelt in Klagefurt herausgegeben.

Dann Josef Praxmarer, ein armer Bauernbub aus einem Dörflein ober Imst, geboren 1820. Der kleine dicke Kerl war so recht der Typus eines rhätischen Urtirolers, aus dem viereckigen Kopf lugten die schwarzen Äuglein pfiffig in die Welt, die Haare trug er stets kurz geschoren, daß überall die weiße Schwarte vorquoll. Da machten wir uns einmal Bogen aus Fischbein und beschossen ihn mit kleinen hölzernen Pfeilen. Er brüllte wie ein harpunierter Walfisch, der Professor lief herzu, konnte jedoch keinen Schuldigen finden, weil niemand einen angab. Sonst erfuhren wir von ihm nicht viel, als daß er ein unersättlicher Fresser war: da hätte niemand etwas besonderes erwartet. Er studierte die Rechte, praktizierte in Wien und Triest, wurde Polizeikommissar und heiratete die Tochter eines Innsbrucker Schneiders. Als diese in den Wochen gestorben war, ging er in die Theologie, erhielt die Weihen und war dann als Redakteur der „Tirolerstimmen“ eben nicht besser als andere seinesgleichen. Nun schrieb er einige christliche Romane, aber auch ein Buch, das die Zukunft bewahren wird, wenn der Zeitenstrom viel Modeschlamm weggeschwemmt hat. „Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre“ (Innsbruck 1862, 2. Auflage 1890) ist eine wahrheitsgetreue Schilderung seiner Jugend, schlicht und einfach, echt in jedem Striche, so daß sie auch Lagarde, der sie zufällig erhielt,

sehr rühmte. Es ist in seiner Art eines der besten Bücher, die ich kenne und dabei kulturhistorisch bedeutend; was er sonst noch drucken ließ, hat daneben kaum einen und überhaupt nur geringen Wert. Er starb als Kurat in Kematen am 6. April 1883 im 63. Jahre; an der Kapelle des Friedhofes rühmt eine Marmortafel seine Verdienste. Auch er entging manchen üblen Nachreden nicht, ich lasse das auf sich beruhen.

Nur insoweit es der Zusammenhang und das Verständnis erfordert, berühre ich hier noch einige bedeutende Tiroler.

Von Einfluß auf unsere Kreise war Dr. Michael Stotter, der uns auf seinen geologischen Ausflügen, die abends heiter und fröhlich unter den Bäumen eines Wirtsgartens endeten, mitnahm. Dann Alois Flir. Ein Müllerssohn aus Landeck, geb. 7. Oktober 1805, hatte er sich erst in Wien der Medizin, dann in Brixen der Theologie zugewendet und wurde endlich an die Universität befördert. Er las außer den Vorträgen über Philologie, die zu besuchen alle Hörer der beiden philosophischen Kurse verpflichtet waren, jährlich wechselnd auch noch andere Kollegien, die um ihn, weil er sich darin ohne amtlichen Zügel ergehen durfte, stets einen zahlreichen Kreis aus allen Ständen versammelten. Durch das Feuer seines Ausdruckes, vielfache, wenn auch nicht gründliche Kenntnisse, Ideengehalt und Originalität der Darstellung wußte er anzuziehen, anzuregen wie wenige, ja er war fast der einzige, der den Namen Professor verdiente. Ihm lauschten daher die Jünglinge voll Enthusiasmus, besonders bei der Ästhetik, wo er das Wort durch zahlreiche Beispiele, Kupfer-

stiche und Zeichnungen unterstützte. Auch als Prediger war er sehr beliebt. Bald lernte ich ihn nicht blos auf dem Katheder schätzen, ich durfte ihn auch besuchen. Da die Poesie für mich eine Hauptangelegenheit war, und er hierin als der größte Kenner galt, so legte ich ihm verschiedene Arbeiten vor. So sehr er mich sonst durch sein Wort gehoben, hier förderte er mich nicht. Im Gegenteil! Er hatte den Grundsatz, man dürfe junge Leute von Talent durch Strenge nicht abschrecken, sondern müsse das Lob als Sporn benützen, sie auf der Bahn zu erhalten und vorwärtszutreiben, so daß jeder, der einige Verse gebracht, ihn mit dem Bewußtsein eines großen Dichters verließ. Das war ein falsches Verfahren, es weckte nur Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Gerade dichterische Versuche fordern ein ernstes Urteil, das jedoch, wenn es von Nutzen sein soll, im einzelnen durch den Nachweis der Fehler begründet sein muß, sonst entschlüpfen die jungen Leute leicht und erklären es für ungerecht. Lassen sich Schwächlinge dadurch abschrecken, so ist es für sie und die Welt von Nutzen; das echte Talent wird nicht gehemmt, sondern eben weil es echt ist, bewogen, aufwärts zu steigen. Die Richtigkeit dieser Ansicht hat mir der Erfolg bestätigt, und ich bereue es nicht, ihr dann im Verkehr mit Jünglingen stets als Regel gefolgt zu sein. Insbesondere legte Flir auf die Technik zu wenig Wert und zwar nicht blos bei Durchsicht der jugendlichen Versuche seiner Schüler, sondern auch in eigenen Arbeiten. Seine „Kriegsbilder aus Tirol" zeichnen sich allerdings durch Plastik der Darstellung und schlichte Einfachheit aus, die Verse sind aber holperig und rauh, als hätte sie

eine Bärentatze skandiert. Seine Briefe über Shakespeares Hamlet rechnete Bodenstedt zum Besten, was diesen Gegenstand behandelte. Die Vorträge über Faust machten im Winter 1848 Aufsehen, erschienen jedoch nie gesammelt. Die Tragödie Ragnar Lodbrog, die nach seinem Tode erschien, ist mehr katholisch als dramatisch. Über die im Unterinntal längst ausgestorbene Sekte der Manharter veröffentlichte er ein schätzbares Buch, für das er die Akten der Statthalterei benützen konnte. Die Handschrift des Werkes „Die Protestanten im Zillertal" war nach seinem Tode nicht mehr zu finden, den Verlust ersetzte reichlich der Kreishauptmann Gustav von Gasteiger, der ohne priesterliche Befangenheit schrieb und ohne Rücksicht diese schändliche Episode altösterreichischer Geschichte der Welt schilderte. Durch die Art, wie Flir für das Priestertum, freilich in der besten Meinung, Kandidaten warb, hat er mehrere talentvolle Jünglinge in einen Abgrund von Elend gestürzt. Er riß ihren unreifen Verstand durch seine überschwengliche Begeisterung für die Schönheit des Katholizismus hin, schneeblind gingen sie in die Theologie und dort wußte man schon dafür zu sorgen, daß sie dem Garn nicht mehr entrannen. So Josef Obertimpfler; ein Mensch von unbändiger Kraft und wilder Originalität; als der Taumel verraucht war, fand er sich in der Öde eines verfehlten Lebens, floh aus dem Kloster und endete irrsinnig in der Schweiz. Von anderen will ich schweigen. Flir beteiligte sich auch an Politik, bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie schwankte er jedoch haltlos zwischen rechts und links, hielt einige schwungvolle Rede zu Frankfurt und starb 1856 als

uditore della rota auf einem hohen kirchlichen Posten zu Rom, wie man sagt in der Hoffnung den Kardinalshut zu empfangen. Seine „Briefe aus Rom“ erschienen 1864 und mußten, da sie großes Aufsehen machten, zweimal aufgelegt werden. Darauf folgten „Briefe aus Wien und Frankfurt“. Die zweite Auflage seiner „Kriegsbilder aus Tirol“ wird von einer Biographie eingeleitet, welche Christian Schneller verfaßte. Wenn sich jemand für Flir näher interessiert, so verweise ich auf die drei Programme des Gymnasiums zu Hall, in denen Professor Franz Lanznaster über ihn ausführlich und ohne Voreingenommenheit für seine Leistungen berichtet.

Durch ihn wurde ich mit Sebastian Ruf bekannt.

Der Sohn des Amtsschmiedes zu Absam, dem berühmten marianischen Wallfahrtsorte nördlich von Hall, wurde er 1802 am 23. Februar geboren. Er schwang in der Werkstätte seines Vaters als Lehrling bereits rüstig den Hammer, als ihn die Sehnsucht nach einem höheren Beruf ergriff und so trat der alte Bua als Schüler ins Gymnasium zu Hall ein. Dann ging er in die philosophischen Kurse zu Innsbruck über. Er war ein lustiger Student; gelegentlich erzählte er mir, wie er ein hübsches Mädel, später seine Schwägerin, in einer Kalesche herumkutschierte, dabei jedoch zu oft umschaute, so daß das Pferd die Richtung verlor und mit der Deichsel dem Juwelier Primavesi durch die Scheiben der Ladentür fuhr. Vor allem wäre er zum Arzt berufen gewesen, allein Wien war zu weit und die Börse zu eng; Beamter oder Advokat mochte er nicht werden, so wanderte er denn mit so vielen anderen

Jünglingen des Bürger- und Bauernstandes nach Brixen, wo damals freilich unter dem milden Gallura der Südwind nicht so scharf und trocken wehte. Er wurde 1829 ausgeweiht.

Junge Priester werden vom Ordinariat gleich als Seelsorger auf das Land versetzt.

Sebastian Ruf finden wir zuerst als Kooperator in Leutasch, damals die Heimat vieler Schmuggler und Wilderer; dann zu Tobadill. Am Gehäng des Rosanna-Tales, westlich von Landeck, sind die Häuser dieses kleinen Dörfchens mit dem sonderbaren Namen hingestreut; hier verlebte er in völliger Weltabgeschiedenheit mehrere Jahre. Als Kurat erfüllte er die Pflichten der Seelsorge, seine freien Stunden gehörten nicht dem Tarock und dem Becher, sondern den Büchern. Er fühlte sich vereinsamt. Da ward die Stelle eines Kaplans im Irrenhause zu Hall ausgeschrieben; er meldete sich und erhielt den wenig einträglichen Posten.

Es war ein bescheidenes Amt, das er jetzt antrat; er verwaltete es jedoch mit dem reinen Pflichteifer des Menschenfreundes und brachte vielen Unglücklichen, die in das Elend geistiger Nacht versunken waren, Trost, wenn nicht Heilung; manche Familien bewahren ihm ein dankbares Andenken. Seine geistlichen Freunde und Studiengenossen stiegen allmählich auf der Leiter der Hierarchie höher und höher, er aber träumte nie von roten Strümpfen und Bischofsmützen und blieb stets der bescheidene gute Kaplan. Einerseits mochte er fühlen, daß ihm der Dienst des Staates mehr Sicherheit vor den Narren außer dem Narrenhause verschaffe, als ein kirchliche Würde; Schnüffler und Spione

konnten ihm hier nicht leicht was anhaben; hauptsächlich jedoch hielt ihn der Umstand fest, daß er hier ein reiches Feld für seine psychologischen und philosophischen Studien fand, zu welchem ihm niemand den Zutritt wehren konnte. Der kleine Gehalt und ein geringes väterliches Vermögen reichten für seine Bedürfnisse völlig aus; so schaffte er sich nach und nach alle bedeutenderen philosophischen und psychologischen Werke an und erwarb auf diesen schwierigen Gebieten Kenntnisse, um die ihn mancher deutsche Professor der Philosophie beneiden könnte. Vor allem beschäftigte ihn Hegel, der damals in Deutschland die Herrschaft behauptete; bald ging er jedoch zu Feuerbach über, welcher ihm kongenialer war. Das Studium der Hegelschen Philosophie wurde damals von vielen Studierenden der Universität, die ihre Bildung nicht, wie es jetzt nur zu häufig geschieht, mit dem Brotfach abschließen wollten, emsig betrieben. Ruf half nach, wo und wie er konnte, und auch mich machte er mit Feuerbach bekannt. Er war ein scharfer Dialektiker und übte die jungen Leuten und arroganten Schwätzern gegenüber so treffliche sokratische Methode mit großem Geschick; jene überraschte er oft mit einer einfachen Frage, die ein klares Licht in dunkle Irrgänge warf, diese verwirrte er dadurch in ihrem unfehlbaren Dünkel mit der feinsten Ironie.

Hall liegt nahe bei Innsbruck; durch Flirs Vermittlung lernte Ruf die hervorragenden Männer dieser Stadt kennen, und bald rösselte er an jedem Dienstag herauf, um an ihren Symposien Anteil zu nehmen. Zu diesem Kreise gehörte Johannes Schuler, damals Re-

dakteur des „Tiroler Boten“, wie der Konrektor Phil. Georg Schönach. Dieser bewies seine Sittenstrenge dadurch, daß er ein Mädchen, das beim Liebhaber betroffen wurde, vom Küster auspeitschen ließ. Er war aber auch Philosoph. Sein Werk „Der konkrete Monismus“ bezeichnet Ruf als absoluten Kretinismus. Dem Minister Graf Thun gefiel jedoch dieser Eiertanz zwischen Theologie und Philosophie so gut, daß er Schönach als Leibphilosophen nach Wien berief, um, wie Stahl, die gottlose Wissenschaft zur Umkehr zu bewegen. Sie hat sich aber um ihn ebensowenig gekümmert, wie die Poesie um Redwitz. Graf Thun vermochte nicht mit der rostigen Hellebarde aus „Hamlet“ Geister zu bannen, und die Ultramontanen haben ihm auf ihre Weise gedankt.

Bei diesen Symposien wurde nun wacker philosophiert; insbesondere war die Frage über die menschliche Freiheit an der Tagesordnung und man kann sich da leicht vorstellen, daß Ruf die Rolle des Mephistopheles spielte: Flir der katholische Kunstschwärmer, Schuler, der an die Seherin von Prevost glaubte und Schönach, der christliche Vermittelungsphilosoph! Ruf war ein Schalk, wenn auch gutmütiger Art, man könnte lang von seinen Eulenspiegeleien erzählen. Nach dem Sonderbundskriege flüchteten die Helden des Glaubens, voran Metternich, nach Tirol. Gleichzeitig war ein neuernannter Professor der Mineralogie angekommen. Ruf führte diesen nun nach Volders, wo eine große Anzahl katholischer Geistlicher tafelte. Sie waren nicht wenig verwundert, daß man ihnen einen fremden Laien bringe und ihn gar nicht einmal vorstelle. Da schlich nun Ruf

den Tisch entlang und tuschelte einem um den andern ins Ohr: das sei einer der Hauptkämpfer für die heilige Sache der Sonderbündler; er habe sich vor den bösen Liberalen flüchten müssen und nichts gerettet, als das Hemd auf dem Leibe, ja sogar über die Grenze hätten sie ihm nachgeschossen. So stehe er nun da mit dem seligen Bewußtsein des Märtyrers, aber ohne einen Heller im Sack. Da begann ein geheimnisvolles Flüstern; die Herren griffen zu den seidenen Beutelchen, endlich erhob sich einer und wollte dem Opfer mit einer wohlgesetzten Rede das Geld überreichen. Die Erkennungsszene war von drastischer Komik.

Auch Fremde zog der Name und die Persönlichkeit des Narren-Kaplans an. So besuchte ihn unter anderen auch David Strauß. Sie machten mehrere Ausflüge zusammen. Das mußte natürlich den hochwürdigen Brüdern auffallen und sie erkundigten sich daher neugierig um das Wie und Was. „Seid nur ruhig," erwiderte ihnen Ruf, „dem Strauß sind allerlei religiöse Skrupel gekommen, er verhandelt nun mit mir darüber; denkt euch, was das wäre, wenn es gelänge, ihn zu bekehren!" Die hochwürdigen Brüder zerschmolzen vor Rührung. Nach meiner festen Überzeugung hätten Strauß und Ruf an einander gleich viel zu bekehren gehabt.

Ein andermal wurde der Arzt in Hall nachts fort und fort durch mutwilliges Ziehen der Hausglocke aufgestört. Er erzählte es abends im Wirtshause. Da sonst nichts nützte, bestellte er zwei handfeste Knechte, die den Buben prügeln sollten. Nach einigen Tagen kam Ruf wieder in das Wirtshaus. Er ersuchte einen Herrn

ihm zu sagen, wann er fortgehe. Dies geschah. Als sie nun in die Nähe der Wohnung des Doktors kamen, verabschiedete er sich von seinem Begleiter, „er möge beim Doktor läuten und diesem eine gute Nacht wünschen". Auch hier brauche ich die Fortsetzung nicht zu erzählen.

Mit dem Katholizismus war Ruf längst fertig. Ich kann bestimmt sagen, daß er sein Brevier, das immer auf dem alten Platz des Fenstergesimses lag, gar nicht anrührte. Im Salettel bei der Scholastika trank ich einmal mit einem Freunde den Frühkaffee. Die Messe war vorüber, Ruf trat ein und verlangte ein Frühstück. Ich rief lachend zu Frankl und Schleicher: „Jetzt hat er soeben einen ganzen Juden mit Haut und Haar verzehrt und will nun noch Kaffee!" Frankl lachte, Ruf auch.

L. Steub, der auch viel mit ihm verkehrt hat, bezeichnete ihn später geradzuwegs als den atheistischen Pfaffen.

Er glaubte nicht an die Freiheit des Willens. So sagte er einmal zu mir, als wir darüber sprachen: „Die Leute unterscheiden nicht die libertas a coactione, die tatsächlich besteht, von der Freiheit. Du kannst mir nicht befehlen, hier aufzuhüpfen, bin ich deswegen frei? Ebensowenig an die Unsterblichkeit der Seele. Nicht lange vor seinem Tode begleitete ich ihn auf den Bahnhof. „Ich fürchte mich vor dem Sterben gar nicht, nach meinem Tode ist es gerade so, wie vor meinem Tode. Nichts! ich werde nichts mehr wissen!"

Man fragt nun wohl: Wie stand denn Ruf bei solchen Studien zu den Dogmen der katholischen Kirche?

Er war ihnen allmählich entwachsen; sie waren ihm Tatsachen geschichtlicher Entwicklung, wie er denn überhaupt Glauben und Wissen nicht als konzentrische, sondern als auseinanderliegende Kreise betrachtete und ihnen so ihr subjektives Recht ließ. Als Priester hielt sich Ruf vollkommen legal; wehe ihm, hätte man ihn hier auf dem geringsten Fehltritt ertappt oder beschlichen! Seine Überzeugungen gehörten ihm, waren Sache seines Innersten; nie verleugnete er sie seinen Freunden gegenüber. Er hätte öffentlich für sie eintreten sollen! Das ist bald gesagt. Wir lebten dazumal in den Tagen Sedlnitzkys, in den Tagen des Konkordats. Ruf war kein reformatorischer Geist; sollte er den liberalen Bummlern zuliebe dreinfahren und sich als Luther aufspielen, damit sie ihn, wäre er im Elend gesessen, auf echt deutsche Weise beim sicheren Bierkrügel hätte verhöhnen können: „Warum ist er so dumm gewesen und hat sich hineingesetzt?" Wir kennen das. Zudem besaß er kein kirchliches Amt; er war Diener des Staates, der leidenden Menschheit. Daß er jenem gegenüber seine Pflichten erfüllte, beweist das goldene Verdienstkreuz, welches er bei der Pensionierung erhielt; wie er dieser gegenüber sich verhielt, habe ich bereits angedeutet. Wer ihn verurteilen will, mag es tun. Ich entschuldige ihn, ohne ihn hier zu verteidigen.

Ruf behielt jedoch die Schätze seiner Erfahrungen, seines Denkens nicht ausschließlich für sich. Er prägte die Resultate in Aphorismen aus, die oft durch die Originalität und Tiefe des Inhalts überraschen, wenn sie auch nicht immer der Form nach präzis und korrekt

sind. Er legte manches davon in Zeitschriften nieder, wenn auch meistens anonym. Von Belang wäre sein ausgedehnter Briefwechsel, er scheint ihn aber vor dem Tode vernichtet zu haben.

Mit einem Buche trat er 1852 auf: „Psychische Zustände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung mit besonderer Rücksicht auf psychische Störungen." Dieses sein Hauptwerk machte Aufsehen, und zwar nicht blos deswegen, weil es aus der Feder eines katholischen Priesters kam. Eine zweite Auflage war in Sicht. Da gab ihm ein Freund aus Rom den Wink, daß es in diesem Falle wohl auf den Index kommen dürfte. Erhielt doch auch der orthodoxe Verfasser des konkreten Monismus die Warnung, er werde in Zukunft einen Schritt rückwärts auf das Gebiet der Kirche zu machen haben. Das sind so kleine Seitenstücke zur Geschichte der Philosophie Günthers. Dann folgten 1856 „Die Delirien. Eine Darstellung der Visionen und Halluzinationen des Tag- und Nachtlebens und der phantastischen Zustände". Der Verfasser hielt sich klugerweise ganz auf dem pathologischen Gebiete und blieb so ungefährdet, wenn auch der Argwohn mehr und mehr erwachte. Das nahm Einfluß auf sein drittes Werk: „Die Kriminaljustiz. Ihre Widersprüche und die Zukunft der Strafrechtspflege. Kriminalphysiologische Studien." Es erschien 1870. Ruf rückte hier vor der Kirche, welche im Beichtstuhl Herzen und Nieren prüft, tiefer den Hut, als eben notwendig, um der Verdächtigung und Anfeindung zu entgehen.

Nun zog er sich auf das Gebiet historischer For-

schung zurück; nach den Quellen der Archive, die er überall sorgfältig durchforschte, schrieb er eine Menge von Monographien, so die Chronik von Achental, zu dessen Ruhm er wesentlich beitrug, so daß es jetzt die Touristen aus aller Herren Ländern unsicher machen. Den größten Fleiß widmete er jedoch der Stadt Hall und ihrer Umgebung. Für die Kunstgeschichte von Belang ist seine Biographie des berühmten Geigenmachers Jakob Stainer von Absam. Vorzüglich nahm die geistige Bewegung der Reformation und des Humanismus seine Aufmerksamkeit in Anspruch. An dem Tage, wo er starb, wurde dem Ausschusse des Ferdinandeum sein letztes Werk zum Druck überreicht: es behandelt den gelehrten Johann Fuchsmagen aus Hall, der als Rat des Kaisers Maximilian I. verschiedene Werke schrieb.

Ruf wurde 1870 pensioniert und zog aus seiner bisherigen amtlichen Wohnung in ein anmutiges Gartenhaus. Er war stark gebaut und rüstig; da berührte ihn ein leichter Schlaganfall, so daß er nur noch mühsam gehen konnte. Das Haupt mit dem echt sokratischen Typus und der hohen Denkerstirn senkte sich schwer nach vorwärts. Er verstand die Botschaft.

Am 11. April 1876 fand man ihn, ein Buch in der Hand tot auf dem Sofa. Sein Begräbnis war wohl das großartigste, das Hall noch gesehen. Er war ein Mann von Bedeutung, ein Phänomen unter dem Tiroler Klerus. Sein Bild, wie wir es hier nach mehr als dreißigjähriger Bekanntschaft mit wenigen Strichen hingeworfen, mag manchem mißfallen. Immerhin! Es gehört in die Galerie ausgezeichneter Österreicher,

hervorragender Deutscher und muß daher vor allem wahr sein.

Lassen wir nun Ruf selbst das Wort und teilen aus einem Briefe etliche Aphorismen mit, die einen Blick in sein für viele verschleiertes Inneres gestatten:

Wend' dich ab von einem Denken,
Das dich lehrt, dich in dich versenken!
Willst du das volle Leben gewinnen,
Erfaß das Leben mit allen Sinnen.

Ochsen ziehen treu am Wagen,
Das sind ausgemachte Sachen!
Mußt die Leut' zu Ochsen machen,
Sollen sie das Joch ertragen.

Jeder sucht das ihm Gemäße;
Wer es findet, hat sein Glück:
Immer ist des Menschen Größe
Nur ein glückliches Geschick.

Nicht der Haß, die Liebe nur
Soll ein schönes Herz erfüllen!
Aber auch der Haß ist schön,
Ist er um — der Liebe willen!

An des Glückes gold'ner Tür
Klopft' ich; Niemand sprach: Herein!
Stoisch sprach ich dann zu mir:
Muß man denn grad glücklich sein?

* * *

Mit Ruf und Flir befreundet war der einst viel genannte, jetzt ganz verschollene Dr. Johannes Schuler. Er erblickte zu Matrei an der Sill am 11. Dezember

1800 das Licht, wurde in jugendlicher Schwärmerei Noviz bei den Benediktinern zu Fiecht, verließ dann die Zelle und flüchtete zum Entsetzen seines frommen Vaters nach Salzburg. Nachdem er Verzeihung erlangt, studierte er Jus und wurde 1848 Professor wie einst sein Vater. Gatte einer galanten Frau hatte er keine Kinder und nahm daher von der Wiege weg ein armes Mädchen an, das er sorgfältig erziehen ließ. Mir wurde der Unterricht der deutschen Sprache und Geschichte übertragen; Anna mochte damals etwa dreizehn Jahre zählen. Später war sie auch poetisch angeregt, wie einige Gedichte im „Phönix" beweisen. Seit meiner Reise nach Wien hatte ich keine näheren Beziehungen mehr zu ihr und als ich nach Tirol zurückgekehrt war, blieben sie nur oberflächlich, so daß ich auf ihre Entwicklung keinen Einfluß hatte. Schuler gestattete mir auch den freien Gebrauch seiner Bibliothek, was für mich — abgesehen von dem anregenden Umgange mit dem freisinnigen Mann — von unschätzbarem Werte war, denn hier fand ich die neueste deutsche Literatur aus allen Zweigen der Poesie, Geschichte und Philosophie. Ich schöpfte mit unersättlichem Durst und auch Purtscher bemächtigte sich manches Buches auf meiner Stube. Schuler wirkte aber auch durch seine Persönlichkeit, wie das der folgende Brief zeigen mag, der in die Ferien 1841 fällt.

Lieber Adolfus!

Die Gährung, in welcher sich Ihr jugendlich kräftiger Geist befindet und welche ein notwendiger Lebensprozeß für alle ist, die nicht schon von Haus aus ein

caput mortuum sind, wird am meisten und freiesten durch poetische Gestaltung und Belebung zur Klarheit gefördert. Dazu aber möchte ich Ihnen besonders historische Studien empfehlen; dieser bedarf der wahre Dichter vor allem. Erst wenn er sein großes Versöhnungsfest mit der Wirklichkeit gefeiert hat, erhält er seine wahre Weihe; zu dieser Versöhnung gelangt er aber nur durch historisches Studium. Dieses erhebt ihn über das einzelne Erscheinende, das so oft hemmend, störend, herabstimmend und die wilde Kraft des Widerspruchs aufrüttelnd in unsern Weg tritt; es lehrt uns aber auch die Gegenwart ehren und lieben; die Gegenwart ist das Schoßkind, an dem Jahrtausende mit unzähligen Opfern, mit ihren besten Kräften gepflegt haben und dies Schoßkind ist zugleich auch die ehrwürdige Mutter, die eine noch schönere Zukunft, eine weitere und reinere Entwicklung des Geistes Gottes in der Geschichte in ihrem Schoße trägt. Ich meine, dies sei ein erhebender Standpunkt, von dem aus sich für das Leben eine mehr objektive und poetischere Ansicht gewinnen läßt, als jene subjektive, deren Kraft und poetische Weihe eigentlich nur in dem Erweitern der Kluft zwischen dem Subjekt und der Welt besteht. Ich tadle diese, übrigens auf den Kulminationspunkt getriebene Richtung nicht, weil ich sie als ein notwendiges Moment der Zeit erkenne, aber ich meine, es sei überwunden und wer sich jetzt noch ihr hingibt, ist hinter der Gegenwart und läuft einem Gespenst der Vergangenheit nach. Sie, mein lieber Freund, sind berufen, diesen Versöhnungsakt an sich zu vollziehen, tätig, nicht blos leidend und zuschauend; und

das Resultat wird ein wahrer Dichter oder ein kräftiger, zu allem guten tüchtiger Mensch des echten Lebens oder, wenn die Götter günstig sind, beides im schönen Einklange sein.

Dazu aber gehören fleißige historische Studien, Übung der Seele in der Liebe, die eine große schwere Kunst ist und ein heller freundlicher Blick in das Leben.

Ihr

Schuler.

Sein Nachlaß mit einer überschwenglichen Biographie aus der Feder des Anton R. v. Schullern erschien im Verlage der Wagnerschen Buchhandlung.

Die Bekanntschaft mit ihm wurde der Anknüpfungspunkt für die Freundschaft mit seinen zwei Schwestern Cornelie und Mathilde. Dieses Verhältnis sank nie unter die Linie des reinsten geistigen Verkehrs, ein Fall, der gewiß nicht oft begegnet, wenn so junge Herzen einen Bund schließen. Mathildens Kopf verglich Flir oft mit dem einer Muse, wozu mehr der durchgeistigte Ausdruck desselben als die Regelmäßigkeit der Züge berechtigte. Später heiratete sie den Direktor der Spinnfabrik zu Innsbruck, Josef Ganahl, einen tüchtigen und gebildeten Geschäftsmann, der im Januar 1872 sein tätiges Leben schloß.

Am 4. Dezember 1877 folgte sie ihm in die Familiengruft auf dem städtischen Friedhof und wenn diese Zeilen ihr Andenken erneuern, so haben sie auch die armen Fabrikarbeiter nicht vergessen, die sie mit ihrem Rat und offener Hand unterstützte. Besonders wendeten sich die Weiber vertrauensvoll an sie.

Cornelie war am 1. Februar 1824 geboren. Das Haus ihres Bruders Johann, der im Oktober 1859 verschied, bildete im Vormärz den Mittelpunkt aller geistigen und lieberalen Strömungen in Tirol, so daß sein Name mit der Geschichte des Landes verwachsen bleibt. Hier verkehrte das kleine Fräulein mit den unansehnlichen Gesichtszügen, wenn es aus Salzburg, wo die Mutter als Witwe wohnte, zum Besuche kam und lernte die Freunde des Bruders: einen Ruf, Flir, Stotter und so manche Berühmtheit kennen. Aufmerksam auf alles, eignete sie sich eine tiefe Bildung an, welche sich nicht blos auf die Belletristik, sondern auch auf die Geschichte erstreckte. Ich lernte sie 1842 kennen und als ich am 8. Mai dieses Jahres das erstemal ihr die Hand zum Gruß reichte, ahnte ich nicht, daß sich ein langjähriger Bund für das ganze Leben daran knüpfe. Schnell erkannte ich ihre geistige Begabung, die sich so schön in ihren Briefen aussprach.

Ihr Urteil entschied langsam, aber klar und sicher; sie hatte eine feines Gefühl für das Vergängliche und Bleibende in der Literatur. Nach dem Tode ihrer Schwester lebte sie einsam und zurückgezogen; zu Innsbruck hatten nicht viele eine Ahnung, welch hoher Geist in diesem gebrechlichen, durch Krankheit entstellten Körper wohnte, welche reine Humanität, die sich auch im Stillen durch Taten bewährte. Ihr Herz war edel und heilig, forderte nichts für sich und tat alles für andere. Sie griff nie ins weite, mit jedem Schicksal glich sie sich in der stillen Tiefe ihres Gemütes aus. Ihr Leiden ließ das Nahen des Todes voraussehen, sie starb mit dem ruhigen Bewußtsein der Weisen, mit dem

Blick auf eine edle unentweihte Vergangenheit am 24. Juni 1883.

Ihr Gedächtnis, die Erinnerung an die treue Freundschaft, die sie mir, der ich oft so schwer zu behandeln war, durch vier Jahrzehnte unerschütterlich bewahrte, soll nie erlöschen, bis ich meine alten Augen schließe.

Von meinen Gedichten, die aus dieser Zeit als „Marksteine" bei Amthor in die Öffentlichkeit gelangten, erwähne ich die Legenden, den letzten Priester der Isis, den ein fanatischer Einsiedler mit dem Kreuz am Altare niederschlägt, und Luzifers Werbung, wo der Dämon des Abgrundes als Vertreter der starren Individualität, welche sich mit titanischem Trotz niemand unterordnen will, Gott Vater, dem allmächtigen König Himmels und der Erde im Stile des patriarchalischen Orientes gegenüber auftritt. Der himmlische Hofstaat ist humoristisch skizziert, das ganze überhaupt in der Manier des Holzschnittes behandelt, wenn man diese in die Poesie übertragen möchte. Daß der Mann, auch bei seiner schroffsten Selbstüberhebung gerade durch den kühnen Mut er selbst sein zu wollen, das Weib anziehe und wenigstens zu tiefem Mitleid bewege, deutet Maria auch hier als milde und gnadenvolle Vermittlerin an.

Es erübrigt mir nur noch über meine äußeren Verhältnisse im Laufe dieser Jahre zu sprechen. Meine Eltern hatten nach den Ferien der zweiten Gymnasialklasse Kufstein zum Aufenthaltsort gewählt, weil dort Quartier und Lebensmittel billiger waren und der Vater an diesem Städtchen von seiner Jugend her mit Vorliebe hing. Ich war nun zu Innsbruck ganz auf

mich gestellt, sie konnten mir nicht einen Pfennig zum Unterhalt beitragen, sondern waren im Gegenteil stets bereit, die armseligen Kreuzer, welche ich mir mit Instruieren im Schweiße meines Angesichts erwarb, zu beanspruchen, ja sogar der Bogen, auf welchen ich die Zahlung eines kleinen Stipendiums von 27 Gulden jährlich zu ziehen hatte, war lang voraus verpfändet, so daß ich nichts davon erhielt. So mußte ich nach jeder Richtung die Bitterkeit jener Verse Dantes erproben:

Tu proverai si come sa di sale
Il pane altrui e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per l'altrui scale.

Gar manchen von den sieben Tagen der Woche hatte ich nichts als ein Stücklein Brot und war zufrieden, wenn ich mir dazu eine Wurst kaufen konnte. Noch im vorigen Jahrhundert wanderten die armen Studentlein, ein schwarzes Mäntelchen um die Schultern mit einem Topfe in den Küchen herum, sich die dürftigste Nahrung zusammenbettelnd und auch jetzt nennt sie die Gassenjugend spottweise „Suppeler" und singt das Liedlein:

„Student, Student,
Hat's Mantele verbrennt,
Geht über die Brugg
Und bettelt a Supp!"

Allmählich wurde die Sache besser, vermögliche Bürger luden arme Jünglinge wöchentlich einmal an den Tisch und das hatte für diese auch noch einen andern Vorteil als die Befriedigung des Hungers. Sie blieben in einer Art Familienleben und wurden

selbst zu besserer Sitte erzogen, als im elterlichen Bauernhause, — denn daher stammen die meisten Studenten. Manchmal entspannen sich auch innigere Beziehungen, es war nicht selten, daß sich ein solcher Student, nachdem er später zu Amt und Ehre gelangt, aus dem Hause des Wohltäters die Braut holte. So z. B. der Vater unseres Johannes Schuler. Jetzt hat sich die Sache neuerdings geändert. Die Lebensmittel sind so im Preise gestiegen, daß der Bürger und Beamte kaum einen Tag in der Woche an seinem Tische einen Gast sehen kann; da übernahm der religiöse Verein des heiligen Vincenz die Sache, er läßt für kleine Geldbeiträge von Wohltätern armen Jünglingen in einem eignen Hause die Kost reichen.

Sehr viel verdanke ich einer alten Tante; sie gab mir nicht nur zu essen, sondern flickte auch meine Kleider und besorgte meine wenige Wäsche; in der Woche einmal das Hemd zu wechseln, galt damals schon für große Reinlichkeit. Die stille Dulderin, treu, fleißig, arbeitsam, jedem zum guten redend, niemanden aufsässig, ein Muster christlicher Tugend und Frömmigkeit ruht jetzt von den Leiden, die das Leben bis zum letzten Atemzug auf sie häufte, denen sie nichts entgegen zu setzen hatte, als eine wahrhaft engelsgleiche Ergebung in den Willen Gottes. Nach Jahren forderten ihre Söhne für das, was ich im Hause der Eltern als Student genossen, Ersatz. Ich machte einen Überschlag und teilte, ohne verpflichtet zu sein, die Summe zwischen beide. Ihre Quittungen liegen bei meinen Schriften.

War die Kirche dem Kind mild und freundlich, so reichten mir auf dem rauhen dornigen Kreuzweg manch-

mal auch Priester die hilfreiche und tröstende Hand; das werde ich nie vergessen. Mag man auch meine menschlichen Schwächen noch so streng prüfen und verurteilen, wenigstens soll man mich nie des Undankes zeihen.

In den Ferien wanderte ich nach Kufstein, bald zog ich es jedoch vor, nicht mehr bei meinen Eltern zu wohnen und siedelte mich auf der Naggelburg an, einer Kneipe, die fast nur von Soldaten und ihren Dirnen besucht wurde. Ein solches Mädchen, leichtsinnig und reizend, hatte mein inniges Mitgefühl dadurch erregt, daß ich vom Fenster aus beobachtete, wie sie einem armen Weibe bei kaltem Wetter das Tuch vom Halse weg schenkte. Ich sah sie danach öfter, sie wurde von Leidenschaft für mich ergriffen und suchte jede Gelegenheit auf, sich mir zu nähern. Ich bemühte mich, sie auf bessere Wege zu bringen und stellte ihr zugleich den traurigen Ausgang, der sie erwarte, in dunklen Bildern vor Augen. Da brach sie einmal plötzlich in Tränen aus, sie gestand mir, daß sie meinen Worten unbedingt glaube, denn ich sei nicht wie andere Männer, die gleich im ersten Augenblick des Alleinseins Erfüllung ihrer Begierden forderten; ich hätte nie mit einem Wort, ja nicht mit einem Blick so etwas merken lassen, deswegen wolle sie mir gehorchen und gut tun. Sie hielt vorläufig Wort, freilich weiß ich nicht, ob sie nach meiner Abreise gegen Versuchungen fest blieb.

Zu Kufstein hatte ich Einsamkeit genug. Vormittags streifte ich durch Gebüsch und Wald, Vögel zu fangen oder einiges Wild zu erlegen; nach dem Essen gab ich den Söhnen des Apothekers Unterricht. Beides reichte eben aus, meinen Unterhalt zu sichern. Sehr

gern weilte ich an den kleinen Waldseen bei Tierberg oder auf dem einsamen Schrofen der Zellerburg. Auf dem Gipfel des Pendling, wo sich eine großartige Fernsicht in die Zentralalpen mit ihren Gletscherkronen öffnet und der Blick zugleich weithin die bayrische Ebene überfliegt, feierte ich einmal Goethes Geburtsfest mit einem Freunde. Wir hatten uns zusammenbestellt und waren in der nämlichen Stunde — er von Westen, ich von Osten auf der Höhe eingetroffen. Ein Fläschchen Wein wurde im frisch gefallenen Schnee gekühlt und dann dem Genius des deutschen Volkes ein Hoch gebracht. Schüsse aus meinem Gewehr sollten die Feier dem Tal verkünden, dem Tale, wo vielleicht kaum zehn Menschen je ein Wort von Goethe ernsthaft gelesen.

* * *

Immer schmerzlicher fühlte ich den Zwang, Studien treiben zu müssen, die mir zwar nicht an sich — wem könnte auch die Bedeutung von Recht und Gesetz verschlossen bleiben? — zuwider waren, mich aber durch den Blick auf das Tor der Kanzleien, in das sie mündeten, mit Grauen erfüllten. Wie Galeerensklaven aus Scheu vor der Peitsche, studierten Adolf Purtscher, und ich nur höchstens soviel als nötig, um der noch fürchterlicheren Kaserne, deren geistige Öde, deren brutale Barbarei uns Senn düster und verzweiflungsvoll geschildert hatte, zu entrinnen. Wir wurden immer unruhiger; eine gewisse Verbitterung bemächtigte sich meiner, die sich wohl mit scharfem Spott gegen die völlig schuldlosen juridischen Pro-

fessoren wandte. Ich sann auf verschiedene Auswege; in der Ferne winkte Amerika, wie jedoch ohne Geld über den Ozean fahren, um in dem Hafen aller bankerotten Existenzen zu landen, vielleicht als Wrack zu scheitern.

III.

Purtscher und ich zweifelten schon daran, ob wir je unserer Neigung zu den Naturwissenschaften folgen dürften, da zeigte sich im vierten Semester unserer juridischen Studien ein Hoffnungsstrahl, wir fanden Freunde, die uns Mittel zur Fahrt nach Wien verschafften; dort mochten wir uns selbst weiter helfen. Ich eilte nach Kufstein und hier begann der Briefwechsel mit Cornelie. Für die Mitteilung desselben sollten mir vor allem die Frauen dankbar sein, es ist ein reines, edles, großes Herz, das sich hier offenbart.

Was bis jetzt von ihren Briefen gedruckt wurde, erregte den lebhaften Anteil aller Gebildeten, den ich wohl auch für die Reihe, die ich hier mitteile, hoffen darf. Auch einiges von Freunden mag hier als kleiner Beitrag zur Zeitgeschichte einen Platz finden.

An Cornelie.

Ihren ersten Brief habe ich nicht erhalten, so beantworte ich den, der vorgestern in meine Hände kam. Ich habe viel freie Zeit, täglich 24 Stunden, und doch fehlt mir alle Lust zur Feder. Aus langer Weile wär' ich bei diesem trüben Wetter bald Moralist geworden;

ich blätterte im Pascal, kam jedoch nicht über die Stelle hinaus: „La vertu d'un homme ne doit pas se mesurer par ses efforts, mais par ce, qu'il fait d'ordinaire." — Ein deutscher Philosoph, der berühmte Hegel, sagt irgendwo: „Das Gewöhnliche ist das Vernünftige". — Das ist in anderer Weise der Spruch Pascals. Könnte man nicht auch sagen: „Das Natürliche ist das Vernünftige?" — Was aus der Natur eines jeden entspringt, danach soll man ihn beurteilen; das, wozu man nicht geschaffen ist, macht man schlecht und die Menschen rechnen es uns als Fehler an. Welche Tiftelei! — Zu Kufstein erwartete mich eine kleine Freude. Hinter dem Zellerberg zieht von der Naggelburg eine prächtige alte Lindenallee zum Portiunculakirchlein, wo einst meine Eltern getraut wurden. Nur an einem Jahrmarkt herrscht hier reges Leben, sonst stört uns selten jemand. Unter diesen Bäumen habe ich ein Lieblingsplätzchen mit der Aussicht auf den Schrofen des Pendling und die waldigen Maistallerberge im Hintergrunde und zur Seite die Täler. Als ich heuer zum ersten Male hinkam, fand ich eine Rasenbank roh zusammengefügt. Bald darauf sprang ein Bube daher und begrüßte mich lachend. Ich ließ ihn voriges Jahr oft mit mir laufen, erzählte ihm und lehrte ihn mancherlei aus dem Stegreif. Ich hatte ihn vergessen, er aber mich nicht und das war von ihm besser als von mir. „Die Bank", sagte er, „hab' ich gebaut, Sie sind immer auf diesem Platz gesessen; ich habe den Tag Ihrer Ankunft erfragt und dann fleißig gearbeitet."

Heute war der erste reine Tag, daß ich auf die Berge steigen konnte. Es bleibt mir nicht viel Zeit

mehr; in Tirol wünsche ich wenigstens den Himmel heiter.

Kufstein, 7. August 1842.

Ihr

Pichler.

Ich an Sebastian Ruf.

Für die Bücher Dank; einen Teil hier zurück. Lammenais kannte ich schon früher; Wienbarg schreibt flüchtig, ich habe ihn ebenso flüchtig gelesen, als er es verdient.

Klagen Sie mich nicht als Mörder an; es gibt heuer in hiesiger Gegend sehr wenig Wild und zum trockenen Brot schmeckt hier und da ein Braten sehr wohl.

Ich habe Flirs Aufsatz in den „Katholischen Blättern" gelesen. Beiläufig bin ich kein Freund von dieser Verhimmelung der Kunst, die stets dort das Größte leistet, wo sie sich aus den typischen Windeln des Kultus entwickelte, wenn sie auch noch religiös blieb.

Wenn wir nun aus diesen Tales Gründen den Ausweg fänden! Aber wie? — Dieser Herrgott Eurer frommen Ästhetiker kommt mir vor wie das Aderlaßmännchen im Bauernkalender. Alles strömt von ihm aus und das Ausgeströmte ist zwar an sich schön, aber doch in bezug auf Gott schlechter als er. — Diese Leute sehen blinzelnd die Herrlichkeit der Welt und getrauen sich dennoch nicht Gott in die Welt und die Welt in Gott zu setzen. Da hatte Goethe weitere Augen, oder auch um Ihnen zu entsprechen: der heilige Paulus!

Meine Abreise ist nahe. Da ich den Tag nicht

genau anzugeben weiß, so bitte ich mit der Antwort zu warten, bis ich die Adresse aus Wien schreibe.

Kufstein, 4. September 1842.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Sie haben den Bergen die Botschaft gegeben; ich sende Ihnen in der Blume mein Wort; was bedeutet die schlichte vertrocknete Zeitlose? Die Ferien sind fast zu Ende. Ich habe mich sehr viel im Gebirge umgetrieben: Zeugnis dessen die zwei Gedichte: „Aussicht" und „Der Wildschütz". Sie sollten mich nur sehen: sonnenbraun, bärtig und zerrissen, so recht ein Gesell aus dem Räuber Moor. Neulich rannte ich, den Stutzen über die Achsel, an einer Frau mit dem Kinde vorbei. Dieses rief: „Wau, wau!" — Ich mußte herzlich lachen.

Gegenwärtig treffe ich die Vorbereitungen zur Abreise. Von den Bergen scheide ich ungern; mir ist, als hafte mein Herz, wie eine alte Tanne mit tausend Wurzeln darin. Es ist eine schöne Treue, die wir der Natur weihen. — Ja, das Natürliche ist das Vernünftige! bleiben Sie stets auf diesem Wege; wem die Natur nicht mehr in die Seele spricht, der ist verloren für Gott und die Welt.

Ihr Bruder will, ich soll einiges in einen ausländischen Almanach geben; da ich es ihm nicht versagen konnte, schrieb ich etliche Gedichte ab. Freilich bin ich mit mir selbst nicht mehr recht zufrieden; frühere Ar-

beiten genügen mir nach Inhalt und Form nur noch selten; ich fühle deutlich das Regen neuer Keime.

Daß ich nicht nach Salzburg komme!

Wie sehr würde es mich freuen, noch einmal mit Ihnen zu sprechen. Die Richtung meines Weges gestattet es nicht. Bald werde ich hinabschiffen auf Inn und Donau in die Fremde. Mögen die Götter meinen Eintritt in Wien segnen; ich kenne keine freundliche Seele dort; bleiben Sie mir deswegen wohlgesinnt und schreiben Sie bald.

Kufstein, 16. September 1842.

Ihr Pichler.

* * *

Allmählich wurden die Tage kühler, die Bäume begannen zu verfalben und in den Wäldern sammelten sich die Zugvögel. Purtscher erwartete mich zu Innsbruck, wo ich noch manches zu erledigen hatte. Dann war unser Bündel bald geschnürt. Um wohlfeiler zu reisen, mieteten wir zu Hall Plätze auf einem Frachtschiff. Nachmittags am 20. September stiegen wir bei sehr launischem Wetter an Bord. Nach kurzem Gebet kappten die Fergen laut rufend das Tau und schoben die Plätte mit Stangen vom Kiese los: Gruß und Gegengruß vom Ufer zum Ufer; rasch glitt das Schiff in der wilden Strömung des Inn fort. Hinter uns blauer Himmel, vor uns düstere Wolken, auf deren dunklen Grund sich quer über den Strom ein Himmelsring spannte. Meine Seele erfüllte Wehmut, da schaute ich um und mußte unwillkürlich hell auflachen.

Wie Childe Harold, als er sein:

Adieu, adieu my native land!

über die Wogen hinaussang, stand Purtscher auf dem Deck, im Aug', eine Träne, bereits an einem mächtigen Stück des Gugelhupfes nagend, den mir meine gute Tante als letzte Gabe eingepackt. Die Morgen waren kühl und nebelig, so griffen wir zum Ruder und arbeiteten wacker mit, dafür zahlten wir auch nur zwei Gulden Fahrgeld. Weil untertags nicht gelandet wurde, versahen wir uns in der Frühe mit Lebensmitteln und Holz, das wir meistens in einer Au, ohne lange zu fragen, von den Zäunen brachen oder von einem Spreuhaufen wegschleppten und ich kochte dann auf dem Verdecke. Purtscher lag, wenn die Sonne schien, auf dem Bretterdache und las mir am Herd, während wir an den schönen großartigen Landschaften vorüberfuhren, aus der Odyssee vor, bisweilen langte er auch mit einer Zinke in den brodelnden Topf, um sich ein Stück Fleisch aufzuspießen. So erreichten wir in zehn Tagen die alte Kaiserstadt. Als wir um den Kahlenberg biegend zum erstenmal den mächtigen Stephansdom erblickten, erfaßte uns ein banges Vorgefühl, das jedoch bald der mutigen Hoffnung der Jugend wich.

Wir landeten. Also in Wien! Ich ging vom Schanzel durch das Fischertor auf den Salzgries und blickte beklommen in das Gewoge der engen Straßen. Endlich fragte ich einen Schuster, der ein paar Stiefel trug, nach der Universität. Da er gleichen Weges war, hieß er mich freundlich mitgehen. Auf der Aula traf ich einen Landsmann, der im Gefühle der Verlassenheit

mit einem langen traurigen Gesicht die Anschläge auf dem schwarzen Brett betrachtete. Hocherfreut durch meinen Gruß, reichte er mir die Hand; auch er war, um Medizin zu studieren, nach Wien gereist und am nämlichen Morgen eingetroffen. Wir gingen auf die Landstraße, wo die meisten unserer Kollegen zu wohnen pflegten und mieteten uns ein bescheidenes Zimmer unweit der Pfarrkirche. Das kostete damals für den Monat fünf Gulden; den Titel „Doktor" erhielten wir anticipando von der Quartierfrau gratis. Über meine Schicksale in Wien verweise ich auf eine Reihe von Briefen; sie geben, da sie unmittelbar aus der Zeit reden, ein viel treueres Bild von Menschen und Dingen, als ich es nachträglich zu entwerfen imstande wäre.

Die Weitläufigkeit dieser Mitteilungen entschuldigt wohl jeder mit Nachsicht, der bedenkt, daß sie aus den wichtigen Jahren stammen, wo der Jüngling dem Mann engegenreift. Meinen Genossen tue ich vielleicht einen Gefallen, wenn ich ihnen Tage, wo das Morgenrot einer neuen Zukunft am Himmel stand, wieder zurückrufe. Reich an Erfahrung und vielgeprüft kann sich nun jeder die Sache leicht, nach ihrer Wirklichkeit zurechtlegen, deren Größe und Verhältnisse Eitelkeit und Überspannung der Jugend verzeichnete und jenes Selbstgefühl, das in der Periode, wo die Phantasie den ganzen Ideenkreis des Menschen bestimmt, unrichtig färbte. Ich aber will im einfachen Studierzimmer, sinnend über so viel zerronnene Hoffnungen, so viel verlorene Kraft und Zeit das Glück jener goldenen Tage noch einmal in der Erinnerung nachgenießen.

Ja, wir hatten eine Jugend, denn wir waren Idealisten! Darum führ' ich dem heutigen Geschlecht, das realistischer aus dem Tag in den Tag geht, diese Bilder vor, daß es erfahre, wie die Väter träumten, liebten und schwärmten und wünschte ihm eine Zukunft voll heller Morgensterne.

Ihr sollt uns sehen, wie wir waren und wenn die Schellenkappe Parzivals um unsere Ohren klingelt, so mögt ihr immerhin spöttisch lächeln, vielleicht beneidet Ihr uns trotz eurer Altklugheit.

Cornelie an mich.

Ich möchte Sie in Wien willkommen heißen durch dies Blatt und Ihnen sagen: die Götter werden Deinen Eintritt segnen; ich hoffe es zuversichtlich. Dürfte ich Ihre Botschaft nach meinem Wunsche deuten, so spricht sie von zeitloser Freundschaft und wohl ist die Zeitlose, der letzte Schmuck der Flur, ihr Sinnbild.

Viktoria ist wieder vom Gebirge zurück; am gleichen Tag, wo ich Ihren Brief erhielt, brachte mir ihr Bruder die Nachricht, daß sie mich besuchen werde. Nun sind wir abends gewöhnlich beisammen; ich weiß nicht mehr, wie sie auf diesen Gegenstand kam: sie sagte: „ich möchte nichts herausgeben, denn ich würde schreiben, was ich fühle, nicht was ich denke, und ich könnte keine Kritik darüber ertragen.“ Ich kann diesen Grund nicht anerkennen und gebe Johann recht, daß er in Sie dringt, etwas zu veröffentlichen.

Neulich las ich meiner Mutter Manfred vor. Ich möchte gern Ihre Ansicht von diesem Werk ausführlicher hören, als Sie dieselbe in Innsbruck aussprachen.

Man vergleicht ihn oft mit Faust; ich finde wenig Gemeinsames zwischen beiden. Vielleicht verstehe ich ihn nicht ganz; sehen Sie, wie sehr ich Ihrer bedürfte; überall fehlen Sie mir. Früher glaubte ich, man könne aus Büchern ebensoviel lernen als durch mündlichen Unterricht; erst jetzt kenne ich den großen Unterschied zwischen dem toten Buchstaben und dem lebendigen Wort.

Glauben Sie nicht, daß der Ort, wo wir aufwachsen, großen Einfluß auf unsere Denkungsart und Entwicklung habe? Ich meine, ich würde anders sein, wenn ich nicht nach Salzburg gekommen wäre: vernünftiger, also besser. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen; lieber wäre es mir, der „Schütz" wäre nicht so von trüben Nebeln umgeben. Gute Nacht; Gott segne Sie.

An Cornelie.

Schon dachte ich: der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt.

Als ich meinen Brief auf die Post trug, traf ich dort Ihre Zeilen, die meine Wohnung nicht aufgefunden. So kehrte ich zurück und lege ein neues Blatt bei. Zufällig erfuhr ich: „Cornelie will in das Kloster." Warum haben Sie mir nie von diesem Plane gesprochen? Muß ich Ihnen erst sagen, daß in an allem, was Sie berührt, innigen Anteil nehme? Wohl hätte ich das Recht zu Vorwürfen, daß Sie einem Freund so wenig vertrauen.

Von Viktorien sollten Sie mir wohl mehr schreiben; Sie sprachen nie ein Wort von ihr, so daß ich sie gar nicht kenne. — Sie wollen meine Ansicht über Man=

fred? Es ist wohl schon länger her, daß ich ihn las; alles schwindet mir wie in einem Nebel zurück. In einzelnes kann ich daher nicht mit Sicherheit eingehen und muß mich auf das Allgemeinste beschränken.

Zwischen Faust und Manfred ist das Gemeinsame mehr scheinbar als wirklich; darin hat Sie ein sehr richtiges Gefühl geleitet. Manfred ist schuldbefleckt, hingegeben in die Gewalt seines düsteren Geistes, der ihn die schrecklichen Kräfte der Natur auffluchen läßt aus der Tiefe und der Fluch lastet auf ihm: Nie mehr Befriedigung zu finden. Faust dagegen erscheint als ein geistig Ringender; er hat nicht in der Welt gesündigt; sein Fluch ist, daß er abgewendet von dieser im Grau der Spekulation lebte und den reichen Inhalt des Gemütes mit der Wirklichkeit nicht ins Gleichgewicht zu setzen vermochte. Er ist ein Deutscher im wahrsten Sinne des Wortes; nicht imstande, die höchsten Aufgaben des Daseins zu lösen, baut er das Jenseits in das Diesseits; er ist Geist, darum wendet er sich an den Tod um Aufschluß; er ist Gefühl, darum zieht ihm das Osterlied den Becher vom Munde. In Manfreds Monolog spricht das Gewissen eines furchtbaren Mannes und er ruft in Verzweiflung: „Der Antwort schrecklichste ist doch das Grab!" Manfred ist ein abgerissenes Höllenbild; man sollte ihn zu Goethes Faust, der die Erde durchstrebt und den Satan selbst nicht vom Himmel reißen kann, gar nicht in Gegensatz stellen, höchstens zum Faust Lenaus mit seinen wundervollen Nachtgemälden.

Sie haben recht: die irdische Umgebung bedingt das Wachstum unseres Wesens. Ich merke das zu

Wien. Noch bin ich nicht zur Ruhe gekommen, das Treiben um mich herum hat mich nur verwirrt, allein ich will die Goldkörner der Erfahrung suchen und der Baum des Lebens soll mir nicht ohne Frucht bleiben.

Die Frauen gefallen mir nicht sehr; was ich in besserer Gesellschaft kennen lernte, scheint angeweht vom Scirocco des Genusses, eines Genusses ohne Geist. Diese Weiber sind fertig; ich bin es noch nicht, hier und da fühl' ich mich als weltunerfahrener Tirolerwastel, schäme mich, werde verschüchtert und schließlich ausgelacht — auch noch von meinen Kameraden. Da machen sich neben dem Idealismus, der uns in Tirol wolkenan zog, noch ganz andere Mächte geltend. Jüngst waren wir vor der Linie. Ging es da zu! Der halbgegohrene Wein schäumte in den Bechern nicht toller als die Lust in den Köpfen dieses Völkleins. Endlich Tanz! Meine Landsleute sprangen mitten hinein und ich — mir wirbelte vom Zuschauen und doch kannte ich auf den wildesten Schrofen keinen Schwindel.

Heut war ich bei dem berühmten Gelehrten Endlicher; wir sprachen von Botanik; ich dachte dabei an Alpenrosen und Aurikeln, die ich meinen Freundinnen vom Joch gebracht.

Neulich im Hoftheater Halms Sohn der Wildnis. Ich hielt es trotz des trefflichen Spieles kaum bis zum Schlusse aus. Welch ein großartiger Stoff ist hier zur Komödie verpfuscht, oder besser, welche großartige Idee.

Ich vermute wenigstens, es sei die Absicht des

Dichters gewesen, die höhere Berechtigung der Kultur über den urkräftigen Naturzustand dramatisch darzutun, wie es „das eleusinische Fest“ episch-lyrisch tut.

Dazu Hellenen und Tektosagen! Halm hat es so weit gebracht, wie etwa Clauren in anderer Form: ein ungezogener Korpsbursch verliebt sich, wird Praktikant und Philister in einem Bureau. Gott wird den braven Jüngling bei seiner Bekehrung nicht verlassen und ihm zum Amte reichen Kindersegen gewähren. Der ungeheure Beifall, den dieses Stück hier fand, hat mich zum Teil über das hiesige Publikum aufgeklärt, aber gemacht ist es sehr gut, da könnte man lernen! Ich muß schließen, sonst komme ich vom Hundertsten ins Tausendste.

Wien, 20. Oktober 1842.

Ihr

Pichler.

Hier ungefähr ist ein Brief von Johann Schuler einzuschalten. Der bekannte Advokat Dr. Andreas Gredler, dem ich empfohlen war, suchte mich in meinem Entschlusse, Medizin zu studieren, zu erschüttern, um mich wieder dem Jus zu gewinnen; das hatte ich nach Innsbruck geschrieben und nebenbei auch angedeutet: „Die Besorgnis, daß mich die Entbehrung der Genüsse, welche im Capua der Geister sich üppig aufdrängen, unzufrieden machen werde, sei völlig ungerechtfertigt, weil ich über mein bescheidenes Dasein hinaus, welches mir die geistige Arbeit ermögliche, eben nichts verlange.“ Darauf bezieht sich der folgende Brief:

J. Schuler an mich.

Lieber Adolfus!

Ihr letzter Brief hat mich recht erfreut; er zeugt von Zusammengenommensein, Mut und milder Kraft. Mut und Kraft sind zwei treffliche Ruder, um die Wogen eines auch widrigen Meeres zu bezwingen. O Freund! Danken Sie Gott alle Tage für die Frische der Jugend; fühlen Sie es innig und mächtig, daß noch ein ganzes reiches Leben vor Ihnen liegt und breiten Sie über diese weite Aussicht den goldenen Glanz aller feurigen Jugendhoffnungen, denn die Jugend ist so schön, weil sie die Zeit der Hoffnung ist. Das Mannesalter ist die Zeit der Resignation und es ist so schwer, sich in sie zu finden, wenn man sich sagen muß, daß zwischen der Jugend und dem Tode nur eine unabsehbare Reihe von Täuschungen liegt. Dieses Bewußtsein raubt alle Kraft und allen Lebensmut, möge es recht lange von Ihnen ferne bleiben. — Schreiben Sie mir nur oft, der frische Jugendhauch Ihrer Briefe erfrischt mich; er zaubert mir lang entschwundene Bilder zurück, mit dem regsten und liebevollsten Anteil verfolge ich Ihren Entwicklungsgang.

Wenn Sie vom juridischen Studium dieselbe Ansicht hegten, wie ich sie jetzt hege, so hätten Sie gewiß nicht schlecht getan, Dr. Gredlers Rat zu folgen. Auch ich verachtete einst die Juristerei als banale Philisterei, erst in späteren Zeiten bin ich durch die abstoßende Schale zur Kenntnis des tüchtigen Kernes gekommen und zu der Überzeugung, wie viel Treffliches auf dieser Bahn ein tüchtiger Mann wirken könne. Aber quem-

cunque sua fata trahunt! Man kann keinem zweiten eine Überzeugung einstopfen, jede will selbst gelebt sein, darum studieren Sie in Gottesnamen weiter auf die Medizin los! Ihr

Schuler.

Cornelie an mich.

Sie schreiben: „Fast dachte ich, der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt.“

Wahrlich ich weiß nicht, ob Sie sich selbst oder mir dadurch mehr Unrecht tun. Daß man Sie so leicht vergessen könne, glaube ich nicht; wer Sie vergißt, muß Sie nie gekannt haben.

Meine Worte wurden falsch gedeutet. Ich kann aber dieses Mißverständnis nicht bedauern, da es mir Gelegenheit gibt, Ihre Ansichten vom Klosterleben kennen zu lernen.

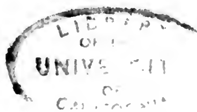
Sie sind auch die meinigen. Nur wer gelebt hat, darf ruhen. Ich glaube zwar, daß vielleicht einst das Kloster mein Los sein könnte, aber ich weiß auch, daß ich jetzt das Gelübde nicht aussprechen dürfte und könnte. Ich fürchte das Leben nicht und sollte jemals solche Furcht mich beschleichen, so würden Ihre Worte, Ihr Beispiel mich erheben und trösten.

Neulich besuchten wir eine Bekannte meiner Mutter, die auf dem Lande ein ruhiges, einfaches Leben führt. Das kleine Häuschen, das sie mit ihrer Stieftochter bewohnt, das einzige, was ihr von den Gütern, welche ihre Familie einst besaß, geblieben ist, hat eine sehr schöne Lage und die Aussicht, die es darbietet, ist sehr lieblich. Wir verweilten länger, als wir uns vorgenom-

men, und als wir den Rückweg antraten, war der Mond aufgegangen und beleuchtete den Gaisberg, dessen Grün schon anfing sich mit Rot und Gelb zu mischen, das Tännengebirge und den hohen Göll, deren schneebedeckte Gipfel das Auge kaum mehr von dem klaren Blau des Himmels zu unterscheiden vermochte, und an ihrer Seite den finster hervortretenden Untersberg, der wie der Herrscher der Gegend stolz und einsam in düsterer Größe sich darstellt.

Auch die Festung Hohensalzburg und die zu ihren Füßen ruhende Stadt erhellte sein Licht und schimmerte wieder in der schnell dahinrauschenden Salzach. Ich lehnte mich über das Geländer und blickte entzückt hinaus.

Ich habe Ihnen nie von Viktorie gesprochen? Das wundert mich, denn ich liebe sie sehr und immer mehr, je länger ich sie kenne. Beschreiben will ich sie nicht, aber ich will herschreiben, was ich einst las und was ganz auf sie paßt: „In ihrem Charakter lag etwas so Klares und Reingeistiges, daß man zuzeiten wünschte, an ihr irgendeine menschliche Schwäche, irgendeinen milden warmen Irrtum als einen Ruhepunkt wahrzunehmen.“ Ihren älteren Bruder liebte sie über alles. Voriges Jahr kam er todkrank von Padua zurück. Die Ärzte erklärten, daß er unheilbar an der Lungensucht leide und wir hatten alle Hoffnung aufgegeben. Sie wich nicht von seinem Bette. „Aber was ich auch litt, ich betete nie um seine Genesung,“ sagte sie neulich, „denn was könnte es helfen? Meines Gebetes wegen würde ihn Gott nicht gesund werden lassen.“ Das mag wahr sein, aber ich könnte nicht so denken.



Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Wunsch erfüllten und mir Ihre Ansicht über Manfred und Faust schrieben.

Sie sind in Wien heiterer als ich mir zu erwarten getraute und so hoffte ich das Beste von der Zukunft.

Den Sohn der Wildnis kenne ich nicht; meine Schwägerin bezeichnete Sie mit diesem Namen, nach Ihrem letzten Genrebildchen scheint er aber nicht mehr zu passen, am Ende liefern Sie uns gar noch beim Heurigen einen Teniers.

Die Alpenrosen! wie oft erinnere ich mich daran, wie Sie sie uns gaben.

Jetzt blüht keine Blume mehr. Einmal hatten wir schon Schnee und bald werden die wenigen schönen Tage des Herbstes, die wir noch zu erwarten haben, vorüber sein und der Winter wird alles verhüllen. Ich aber habe mir hier selbst ein Reich eingerichtet, woraus der Winter verbannt ist, wenn nicht Sie etwa einen Frost schicken wollen, um meine Blumen zu schrecken.

Cornelie.

An Cornelie.

Ein Freund geht über Salzburg nach Tirol; ich benütze ihn als Boten für einige Zeilen. Frost werde ich schicken, aber nur an Ihr Fenster, daß er es mit schönen Eiskristallen ziere, drinnen sei's aber recht warm und behaglich, damit sich eine reiche Fülle von Knospen und Blüten auftue. Gestern, Allerheiligen, wanderte ich mit Nagiller zu Beethovens Grab. Ein einfacher Stein mit seinem Namen, einsam und verlassen; keine Kerze, kein Blumenkranz. Ich pflückte

einige Grashalme, die im Wind schwankten. Ihr Stilleben hat mich warm angemutet; Glückauf zum Winter! Gedenken Sie mein.

Wien, 3. November 1842.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Lassen Sie mich für Ihre Zeilen danken und für die wenigen Halme, die Sie mir von jenem heiligen Grabe beigelegt. Fast möchte ich Sie beneiden um diese Leichenfeier. Beethovens Name hat einen schöneren Klang für mich, als sonst einer, den die Musik aufweisen kann, und Ihre Feier war seiner gewiß würdig. Die tiefempfundene Dankbarkeit der wenigen, welche den Geist verstehen, scheint mir beneidenswert; nicht der hohe Prunk womit die Nachwelt das Andenken der Toten zu ehren glaubt.

Ich möchte wohl wissen, was Sie jetzt machen. Es ist Abend und ich bin allein; Ernst ist noch nicht nach Hause gekommen, meine Mutter und Schwester sind im Theater und Victoria hat sich bereden lassen, mitzugehen. Sie ist in ihren Forderungen viel strenger als ich, obwohl wir gewöhnlich der nämlichen Ansicht sind. Meistens streiten wir beide gegen meine Schwester, die immer anderer Meinung ist oder sich so stellt, um uns zu necken. Sie kann aber recht liebenswürdig sein und hat auch wirklich mehr Freunde, als wir zwei; jetzt kränkelt sie leider und ist daher manchmal verstimmt. Ich liebe sie; außer ihr ist Viktoria das einzige Wesen, von dem ich einige Zuneigung verdient habe, das einzige, für welches die meinige einen Wert

haben kann. So halten wir zusammen. Jetzt lesen wir Geschichte. Gestern Lykurg und Solon. Im Gespräch werden die Gestalten lebendig, man versteht sich und sie und hat doppelten Genuß. Sind Sie zufrieden in Wien? Sie schreiben so wenig und ich möchte gern recht viel von Ihnen wissen. Man sagt mir, sie hätten Goethes Enkelin zu unterrichten; wie würde es mich freuen, wenn es wahr wäre.

Hier macht ein Fremder großes Aufsehen; er soll ein außerordentliches Gedächtnis besitzen.

Von einem griechischen Werke hatte man ihm eine Seite vorgelesen und er wiederholte das Wort für Wort; das wäre eine schöne Sache, ein solches Gedächtnis zu haben. Er soll auch ein Wahrsager sein. Damit würde ich ihn nicht bemühen; ich möchte die Zukunft nicht wissen, wenn dies auch möglich wäre, ich bin zufrieden mit der Gegenwart und Vergangenheit. Was würde ich auch erfahren? Gewiß wenig Erfreuliches! Das Leben bietet mehr Leiden als Freuden, aber die Erinnerung an traurige Tage ist oft angenehmer als an vergnügte. Die Zeiten, an welche ich am liebsten denke, die ich mir am eifrigsten zurückwünsche, sind nicht immer die fröhlichsten meines Lebens. Ich glaube, es kommt daher, weil die Erinnerung sich mehr auf das innere Leben bezieht als auf das äußere und jenes oft mit diesem in grellstem Widerspruche steht. Jetzt ist einmal eine heitere Zeit für mich.

Heut lesen wir von Miltiades, Aristides, Themistokles und Leonidas.

Welch große Männer! Leonidas war wohl der

glücklichste. Themistokles der bewundernswürdigste aber ich achte den Aristides am höchsten. Der Beiname: Der Gerechte! scheint mir der schönste Ruhm.

Ich möchte Sie wohl bitten, mir über diesen Gegenstand überhaupt einiges zu schreiben. Neulich sah ich Sattlers Panorama von Salzburg und dessen Kosmoramen. Ersteres ist sehr getreu und fleißig gemalt; ich bewundere die Geduld und die Ausdauer des Malers. Es ist von der Festung aufgenommen, bei schlechtem Wetter ist es besonders den Fremden, welche die Gegend um Salzburg kennen lernen möchten, sehr zu empfehlen. Die Kosmoramen gefielen mir sehr. Es waren Ansichten von den verschiedensten Gegenständen und Gegenden. Auch ein Platz von Wien mit der Stephanskirche war dabei. Aber unter dem Gedränge der Menschen auf dem Bilde suchte mein Auge freilich umsonst nach einer bekannten Gestalt. Von Ernst soll ich Ihnen einen Gruß schreiben. Vermutlich wird er im Mai nach Wien gehen. Er hat hier bei einem Advokaten einen Platz zum Praktizieren gefunden und sich als Mitglied des Mozarteums einschreiben lassen. Neulich erhielt er einen Brief, worin es heißt: „Das Leben in Wien ist nicht so angenehm, als Du Dir es vielleicht vorstellen magst.“ Ich wollte, Sie fänden das Gegenteil. Leben Sie wohl!

Cornelie.

An Cornelie.

Nicht Trägheit oder Vergessen hielt mich von der Beantwortung Ihres Briefes solange ab, sondern winterliche Stimmung. Die Wiener habe ich mir nach

und nach angesehen. Kein Gedanke, keine Idee: Sinnengenuß und nur Sinnengenuß! Lobe mir einer die Gemütlichkeit dieſs Völkleins; Weichheit ohne Kraft iſt unerträglich, nur dieſer ſteht die Milde ſchön. So wirkt es nur als Maſſe. Aber die Maſſe erzeugt durch den Druck ihrer Wucht Wärme, die Wärme Bewegung, dieſe Bewegung nun zeigt ſich vor- und rückwärts geſchichtlich wirkend. Man ahnt, daß man ſich an einem Mittelpunkt menſchlicher Schickſale befinde, aber wo ſind die großen Menſchen? Faſt ſcheint's, das Erz der Männer hat die Vergangenheit ſchon aufgemünzt und nur das Flittergold des Salons iſt geblieben. Die Natur iſt immer groß, wie ſelten aber der Menſch! Warum nennen wir uns die Herren der Natur, wenn wir meiſtens ärmer, niedriger ſind als ſie?

Halten Sie feſt an den Geſtalten des Altertums, ſie ſind rein und edel wie die ſchönſten Ideale. Es iſt doch noch einiger Unterſchied zwiſchen den Ölzweigen von Olympia und dem Haslinger der Kaſernen.

Schon als Knabe erbaute ich mich an den Heroen der Vorwelt. Schöner, reiner, menſchlicher ſind die Züge der Griechen; die Römer ſind erſtarrt im ſchroffen Egoismus ihres Gemeinweſens. Es iſt ſehr bezeichnend: Griechenland kannte die Gladiatorenkämpfe nicht, an denen ſich ſelbſt römiſche Damen kaum ſatt ſahen. Hier focht der galliſche Knecht um ein feiles Leben und ſtarb beim Jauchzen des grauſamen Pöbels, vor deſſen Blick er auf der Arena ſeine rohen Künſte gezeigt; dort rangen freie Bürger um einen Kranz in begeiſterten Geſängen und anderen Werken der Muſen oder im Wechſelſpiel geübter Kraft. Wie

gerne möchte ich mit Ihnen ein und das andere griechische Buch durchlesen, z. B. Antigone. Sie würden staunen vor diesem sittlichen Ernst, dieser Heiligen im Schimmer echter Menschlichkeit. Und dann Odyß und Nausikaa! nie wurde etwas Keuscheres gedichtet; mich ergreift stets Ehrfurcht vor dieser Jungfräulichkeit der Poesie. So wirkten die wenigen Reste des Griechentums auf mich: veredelnd, läuternd, sittigend! Fahren Sie fort Geschichte zu studieren; es ist ein gewaltiges Buch; nicht mit Blut geschrieben, wie sentimentale Schwätzer sagen: der Genius, der göttlich durch die Menschheit schreitet, sie führt und lenkt, hat darin mit unsterblichen Zügen seine Majestät bewiesen und die großen Männer als Gesandte durch alle Zeiten, alle Länder zerstreut mit dem Lorbeer des Sieges, mit dem Palmenzweig der Märtyrer. Lernen Sie falschen Tand und Schimmer, diese große Kleinheit, an der unsere Zeit krankt, erkennen und verachten, bis wieder einmal der Boden vulkanisch zittert und die Völker ihren Ammen Saugfläschchen und Schlafhaube an den Kopf werfen.

So lebe ich sehr eingezogen. Vor meinem Fenster rauscht der breite Strom, schmutzig, seicht, trüb aber dennoch mächtig; das Geld, welches ich mir durch Lehrstunden verdiene, würde mir zwar einigen Genuß erlauben, ich will jedoch bei meiner alten strengen Weise bleiben.

Ich habe mir vorgenommen, das Gute nicht blos an andern zu preisen, sondern es soviel als möglich an mir selbst darzustellen und jeden Widerspruch zwischen Denken und äußerlichem Leben aufzuheben.

Manchmal möchte ich freilich nach Tirol fliehen und dort als Eremit zwischen Felsen eine Zelle bauen; ich Narr wollte Ihnen vom Kloster predigen. Was ist der Mensch für ein kleiner Topf; bei etlichen Tropfen fließt er über und stets ist das Auge weiter als der Magen.

Bezüglich Goethes Enkelin sprach einmal die Baronin Buol, deren Töchter ich ja auch unterrichte, obenhin mit mir; ohne gerade abzulehnen, verwies ich auf die Stunden, die ich bereits zu geben habe; so weiß ich nicht was nun geschehen wird und noch weniger, wie die Sache zu einem Gerücht werden konnte.

Das Theater besuche ich nicht selten. Leider wird man aber bei den klassischen Stücken, die man rein für sich genießen möchte, am widerlichsten an die Gegenwart gemahnt durch die Schere des Zensors, der manche berühmte Stelle dadurch zu vernichten glaubt, daß er sie streicht. Die rezitiert dann freilich jeder in der Stille und sie wirkt doppelt.

Manches verschuldet aber auch die Direktion, indem sie durch schwächliche Bearbeitung die Tragik hoher Werke, deren Urform das Publikum nicht erträgt, abstumpft. So wurde jüngst Lear zu einem Rührstück von Kotzebue. Diese Lämmer — nein Austern!

Sie möchten das Gedächtnis jenes Wahrsagers, der in Salzburg solches Aufsehen machte? Das schönste Gedächtnis wohnt im Herzen, das alles Edle, Gute, Schöne fühlt und den Eindruck davon still in sich bewahrt. Nicht die Anhängsel des Wissens, nein, was wir innerlichst erlebt, bildet den echten Kern des Daseins. Ihre Schilderungen haben mich in Ihrem häus-

lichen Kreise heimisch gemacht, fahren Sie fort mir alles, was auf Sie erfreulich oder wie immer wirkt, ausführlich mitzuteilen. Glückauf zum neuen Jahr!

Wien, 22. Dezember 1842.

Ihr

Pichler.

An Sebastian Ruf.

Bereits drei Monate in Wien und noch keine Zeile an mich! werden Sie ausrufen. Jetzt ist mein kleiner Haushalt in Ordnung und so kann ich Ihnen desto ruhiger schreiben. Endlich gelingt es mir auch, mich innerlich ins Gleichgewicht zu setzen. Alles brach in mir zusammen; Neues drängt von allen Seiten heran und ich habe Mühe, mich gegen den Strom zu stemmen. Das war eine Zeitlang ein wirres Durcheinander; jetzt sinkt freilich wie ein trüber chemischer Niederschlag manches zu Boden, was ich für unvergänglich hielt. Wer kann der elementaren Gewalt des Wachsens widerstehen und sei dieses Wachsen auch noch so schmerzlich! Die Kinderzähne fallen aus, die Stockzähne drücken nach und da will ich denn frisch und munter zubeißen, das Wo und das Was soll mir noch gegeben werden.

Ist doch das meiste, was wir sind und haben, ein Geschenk, zu dem wir gekommen, wir wissen selten wie, und unser einzig Verdienst ist mutig zuzugreifen und damit geduldig weiter zu arbeiten. Ich beschäftige mich viel mit den Naturwissenschaften; höchst merkwürdig sind mir die Gesetze der Kristallisation, die jedoch nicht rein mathematisch in die Luft gezeichnet werden sollen, wie von Mohs, sondern mit Bezug auf die Grundstoffe

und die aus ihnen hervorgehenden Zusammensetzungen. Im Hofmineralienkabinett ist Material für vieljähriges Studium. Ich werde mich mit all diesen Dingen so umfassend als möglich beschäftigen und so auch ein festes Fundament für geschichtliche Studien, die ohne Natur in der Luft hängen, zu legen trachten. Freie Stunden verbringe ich im Belvedere und anderen Galerien. Auch hier verlege ich mich nicht auf das Naschen, sondern auf das Studium und mit der Erkenntnis wächst auch der Genuß.

Schade, daß uns Flir fehlt, der würde uns mit seiner Begeisterung wie Elias mit dem Flammenwagen in den siebenten Himmel reißen. So strapple ich genug; wie ein Käfer, der aus der Traufe an ein sonniges Plätzchen krabbelt. Schreiben Sie bald und ausführlich über die verschiedenen Geistesstörungen meiner faulen Freunde außerhalb des Irrenhauses und was in Tirol fliegt und stiebt.

Wien, den 27. Jänner 1843.

Ihr

Pichler.

*   *

*

Zu meinem Freundeskreise gehörte auch der Unterinntaler Sebastian Edenstraßer, eine treue gute Seele. Jung liebte er die schöne blonde Mariandl, die Tochter eines Kaufmannes. Wie oft streifte ich mit ihm als treuer Elefant am Ladenfenster links von den Lauben vorüber! Ihr Bild im Herzen studierte er in Salzburg Theologie; ausgeweiht versah er dann die Seelsorge zu Aurach im Unterinntale. Dort zeigten

sich später Spuren von Geistesstörung, er wurde als dienstuntauglich im Priesterhause zu Scherenberg untergebracht, wo er 1897 starb. Ein Brief von ihm kann die Erregung zeigen, die damals in tirolischen Studentenkreisen herrschte.

Lieber Freund Adolf!

Dein Brief hat uns wieder sehr gefreut! Heute habe ich Dir manches mitzuteilen. Wenn Eusebi Dein Pflaster, welches Du zu schicken versprachst, hätte abwarten wollen, so wär' er wahrscheinlich schon längst in der anderen Welt. Er befindet sich gegenwärtig auf Kosten des Priesterhauses im Spital, wo ihm aber die beste Pflege zuteil wird. Die gänzliche Heilung wird wohl noch vier bis fünf Wochen erfordern.

Dein früherer Professor Inama ist als Missionar in Nordamerika. Er hat bereits einen Brief in die „katholischen Blätter" einrücken lassen. Wer hätte das erwartet! — Es tauchen eben seltene Erscheinungen auf.

Du fragst, was die Brixner Theologen machen? Sie befinden sich alle wohl und studieren recht tüchtig. In Tirol scheint jetzt allenthalben ein Leben rege zu werden, daß es eine wahre Freude ist. Die Brixner haben einen Büchervereín gestiftet, jedes Mitglied legt jährlich drei Gulden ein und sie haben schon ziemlich viel köstliche Werke beim Wagner zu Innsbruck angekauft, meist theologische. Am Ende des Jahres erhält jeder seine angeschafften Werke zurück, muß sie aber im nächsten Jahr wieder zum Gebrauch herleihen.

Du hast voriges Jahr zu Innsbruck Treffliches angeregt. Damals bedurfte es Deiner die Bahn zu brechen, jetzt strebt Dir alles nach.

Schon vor einiger Zeit schrieb uns Flir, daß sich auch heuer wieder ein Studentensalon gebildet habe und man hört das Beste und Erfreulichste davon. Zeit und Ort ist bestimmt, es sind jetzt schon 100 Teilnehmer, Purtscher, Othmar und Aloys Meßmer an der Spitze, unter dem Schutze des Gouverneurs Graf Brandis und der Leitung Flirs und Stotters; zudem wird im Sommer eine Turnschule eröffnet, die Schwimmschule den Studenten für bestimmte Stunden ausschließlich überlassen und die Fechtkunst betrieben. So werden sich tüchtige Jünglinge heranbilden. Geht es bei uns nicht zu wie auf den deutschen Universitäten? Die Begeisterung scheint nun allmählich die ganze Studentenmasse zu ergreifen und zu durchdringen!

Auch unter den Künstlern regt es sich. Im „Tiroler Boten" las ich, daß sich in Rom ein gewisser Fink, Schüler des Flatz, aus Vorarlberg hervorgetan. Obwohl er erst drei Jahre malt, so haben Kenner über einige Werklein von ihm geurteilt, daß selbe mehr von einem reifen Künstler als von einem solchen Jüngling zu sein scheinen. Sein ehemaliger Mitschüler Pig aus Oberinntal hat bereits ein überaus zartes Gemälde in das Ferdinandeum geschickt, er ist der Liebling von Heß und Schraudolph und wurde vorigen Jahres schon zur Ausmalung der neuen Basilika verwendet. Blaas in Rom und sein Ruhm wird Dir bekannt sein. Vor kurzem erhielt durch Vermittlung des Kunsthändlers Unterberger das Museum eine Perle mit einem Gemälde

Hellwegers aus Pustertal, die Flucht nach Ägypten; er ist ein Schüler des Cornelius, stand ihm, obwohl noch ebenfalls sehr jung, bei Ausmalung der Ludwigskirche zur Seite und erhielt jetzt einen Ruf zur Ausmalung des Speiererdomes. Es ist eine wahre Freude, wie alles im Vaterländchen heranblüht. He, wie geht es mit Deinen Poesien? Schick etwas! Ich bin jetzt in der Prüfungswüste, zudem habe ich eine Predigt zu machen. Wünschest Du Dir auch einmal eine? Zuvörderst freut mich Deine Ankündigung im letzten Briefe, daß wir Dich nächste Ferien auf den Tiroler Bergen wiederzusehen bekommen und so leb indessen wohl, Du wackerer Trottelbär!

Salzburg, 22. Februar 1843.

Dein inniger Freund

Seb. Edenstraßer.

Cornelie an mich.

Ihren Brief erhielt ich am Weihnachtsabend; er war mir das liebste Christgeschenk, das ich hätte erhalten können, aber meine Freude wurde vermindert durch die Stimmung, in welcher Sie ihn geschrieben hatten. Mich fror, als ich las. Doch wenigstens sah ich daraus, daß meine Besorgnisse hinsichtlich Ihrer Gesundheit ungegründet gewesen sind; immer hörte ich von den in Wien herrschenden Krankheiten.

Sie sagen: „Ich habe mir vorgenommen nicht blos an anderen das Gute und Edle zu preisen, sondern es auch so viel als möglich an mir selbst darzustellen und jeden Widerspruch zwischen Denken und äußerem Leben

aufzuheben.“ Das wäre auch mein Entschluß; ich werde versuchen, Ihrem Beispiele zu folgen. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht gern vor Ihnen erröten möchte.

Daß Sie sehr einsam leben, hatte ich schon erfahren; Sie möchten als Eremit blos Ihren Studien leben? Nein, darüber lache ich nicht, aber aufrichtig gestanden: ich glaube auch nicht, daß Sie dabei glücklich sein könnten. Ich habe erkennen gelernt, daß Alleinsein nichts tauge. „Ich habe nie etwas entbehrt als Menschen, die mich verstanden und liebten,“ sagte mir neulich ein Mädchen. Die Arme! Sie hat wohl alles entbehrt; ich bedauerte sie, denn ich weiß, daß es kein bittereres Gefühl gibt, als das, mißverstanden zu werden und allein zu sein.

Ich gehe nur selten aus, aber vor kurzem war ich in einem sehr schönen Konzert. Die Auswahl der Stücke und die Aufführung waren gleich gut.

Ein Marsch und Chor: „Die Ruinen von Athen“ von Beethoven war es, was mich besonders ergriff. Als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „so wirkten die wenigen Reste des Griechengenius auf mich!“ — da glaubte ich einen Nachhall dieser Musik zu hören. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Ansichten über Geschichte mitgeteilt. Hätten Sie mir's nicht versprochen, so würde ich Sie bitten, damit fortzufahren. O wie freue ich mich auf die Zeit, wann der tote Buchstabe nicht mehr nötig sein wird, mir Ihre Gedanken mitzuteilen, wann das lebendige Wort an seine Stelle tritt.

Bis dahin aber bin ich dem Erfinder dieses Hilfs-

mittels sehr dankbar. Das ist schon einer der Vorteile unserer Zeit: die Briefposten.

Ob Sie Viktorien in Salzburg treffen werden, ist ungewiß; in unserer kleinen Welt haben allerlei Revolutionen stattgefunden. Wenn es wahr ist, was meine Tante sagte: Daß der „Sohn der Wildnis“ den Gedanken darstelle: „Die Liebe macht Bären zahm“, so möchte ich beinahe Viktorien einen weiblichen Ingomar nennen. Wie kalt und stolz fand man sie immer! Gestern sagte ihr Ernst: „Nun werde ich bald die Biographie eines Echos schreiben!“ Mich freut ihre Heiterkeit und Zufriedenheit. Vorzüglich gefällt sie mir, wenn sie mit komischem Humor über die Nichtigkeit aller guten Entschlüsse Betrachtungen anstellt. Nun, im Grunde hat sie recht. Unlängst war ich mit ihr in Leopoldskron: ein nahegelegenes Schloß mit einem Weiher. Ein Ort, den ich im Sommer wie im Winter gern besuche. Es lag kein Schnee, der Weiher war zugefroren und so rein, daß wir jeden Stein im Grunde sehen konnten, als wir darüber hingingen. Lange ließ ich mich auf dem Eise herumführen und betrachtete die Gegend, welche bei der herrlichen Abendbeleuchtung fast so schön wie im Sommer sich zeigte. Die Natur ist immer groß, Sie haben wohl recht. Ich habe auch einen Wunsch, aber indem ich dies schreibe, sehe ich schon das Lächeln um Ihren Mund zucken: Ich möchte ein Mann sein.

Dann könnte ich diesen Ort verlassen und dahin ziehen, wo ich leben wollte. Freiheit ist ein herrliches Wort. Ich kann nicht zufrieden sein mit dem Lose der meisten Frauen; meine Begriffe von Glück sind anders. „Lerne etwas, dann bist du frei!“ sagte meine

Mutter, und das will ich auch. Wenn ich mich unterwerfe, sei's freiwillig, nicht gezwungen.

Ernst ist herzlich froh, wenn er wieder Salzburg hinter sich hat; ich glaube, er bereut es schon, Tirol verlassen zu haben. Jetzt ist Stelzhammer hier und gibt eine Vorlesung. Vermutlich werden Sie ihn kennen; man hat ihn mir sehr gerühmt. Ich erhielt einen Band seiner Gedichte, was ich davon gelesen, gefiel mir sehr gut, so gut, daß ich Lust hätte eines herzuschreiben. Ich muß abbrechen; eine Visite ist vor der Tür. Wie viel Zeit wird uns von Toren gestohlen und wir Toren lassen sie uns stehlen! Könnten Sie alles lesen, was ich in Gedanken an Sie schreibe, so würde selbst Ihre Nachsicht nicht groß genug sein; denn alles, was mich erfreut oder betrübt, erzähle ich Ihnen. Ein glücklicher Stern lächle Ihnen im neuen Jahre.

Cornelie.

An Cornelie.

Mein Leben in Wien hat sich, wenn auch nicht nach außen angenehmer und mannigfaltiger, nach innen reicher und voller entwickelt und so ist ein heftiges Fieber überwunden.

All mein Dichten war bisher lyrisch; ich faßte die Welt und die Dinge um mich nicht wie sie sind, sondern nach der Leidenschaft meines Herzens, aus der Einbildung. Jetzt ist die Selbstsucht des Gefühles in den Hintergrund gedrängt; ich sehe alles — nicht kalt — aber ruhiger an. Ein lyrisches Gedicht wäre mir jetzt unmöglich. Dagegen treibt mich eine innere Notwendigkeit auf das Drama. Oft spät abends, wenn ich fast

allein im weiten Seziersaale bei einer Leiche arbeite, beginnt sich plötzlich der düstere Raum, den die schwache Kerze kaum erhellt, mit Gestalten zu füllen, sie wogen auf und ab, ich lege das Messer weg und kritzle mit dem Bleistift in das Taschenbuch. Der Gegenstand ist keine Herzensgeschichte, sondern berührt sich eher mit Politik. Hier in der Hauptstadt der Habsburger wählte ich den Tod des Kaisers Albrecht. Andererseits freilich wieder eine Familiengeschichte. Rudolf war gewiß in seiner Art ein tüchtiger Mann, jedoch mehr auf Deutschland berechnet und das hatte damals bereits enge Kulissen. Der welthistorische Zug beginnt eigentlich erst wieder mit Karl dem Fünften. Am liebsten habe ich Maria Theresia. War ein prächtiges Weib und der Kaisermantel ihren Schultern nicht zu weit.

Erst sie hat eigentlich Österreich begonnen. Poetisch läßt sich vorläufig mit ihr noch nicht viel machen; sie steht uns noch zu nahe, genau so wie der preußische Fritz.

Also Viktorie verliebt; so schnell duckte diese wilde Taube. Da hat man die spröden Amazonen! Sei's ihr vergönnt!

Wien, 12. Februar 1843.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lang ist es, daß ich Ihre Zeilen erhielt und jetzt erst beantworte ich sie. Kaum weiß ich selbst, was mich abhielt. Ich denke oft an Sie, nur zu oft an die

Zeit, welche ich zu Innsbruck verlebte, weil es mir, nicht unser zurückgezogenes, stilles Leben, wie meine Mutter besorgte, sondern die Menschen um mich herum verleidet. Die meisten kommen mir eher wie Automaten vor und so sehr ich mich hüte, Vergleichungen zu machen, fühle ich doch den Kontrast. Diese Gesellschaften und Besuche sind mir nun beinahe unerträglich geworden und ich suche mich soviel als möglich davon zu befreien. Doch den gestrigen Abend muß ich davon ausnehmen. Wir waren bei meiner Tante, wo wir auch den Maler Petzold trafen. Ein Heft, das er von Köln mitgebracht, Ansichten und Grundrisse des Domes enthaltend, führte zu einem Gespräche über die verschiedenen Bauarten der Kirchen und Tempel. Um es uns besser verständlich zu machen, zeichnete er überall die Grundform und die Abweichungen und Verschönerungen, welche nach und nach damit vorgenommen wurden. Petzold hat ganz Italien und einen großen Teil von Deutschland bereist und kehrte erst vor einigen Monaten von einem dreijährigen Aufenthalt in Rom zurück. Selten wird jemand die Gabe, sich anderen mitzuteilen, in höherem Grade besitzen. Ich war außerordentlich erfreut, nach so langer Zeit ihm wieder zuhören zu können. Er hatte uns im Zeichnen unterrichtet, weil er bei meiner Schwester einiges Talent wahrnahm, doch zu seinem Erstaunen kam auch ich bei seiner Art ziemlich schnell vorwärts. Mathilde war vielleicht zu jung, um ihn ganz zu fassen und durch seine Heftigkeit verschüchterte er sie, obgleich sie eigentlich zu allem mehr Geschicklichkeit zeigt als ich. Der Unterricht wurde leider zu bald unterbrochen, aber ich

verdanke ihm viel, denn er gab sich alle Mühe, unseren Geschmack zu bilden.

Die Veränderung, die Sie schildern, freut mich, aber dabei habe ich den Wunsch, daß Sie gegen mich gleich nachsichtig und freundlich bleiben mögen! Ich glaube, ich habe mich auch ein wenig geändert, aber ruhiger und heiterer bin ich nicht geworden; ich verlebte die letzte Zeit nicht glücklich, wie ich bei den vielen Vorzügen meiner Lage wohl könnte.

Meinen Abscheu vor Seziersälen habe ich ziemlich überwunden und wenn ich manchmal bei unvermeidlichen Gesellschaften durch eine Reihe erleuchteter Zimmer hinschreite, so steht mir Ihr Bild bei dem dämmernden Scheine des Lichtes im weiten Saale, wie Sie es mir geschildert haben, vor Augen. Doch lieber denke ich an Sie bei dem sanften Glanz der Sterne oder beim Anblick einer schönen Gegend oder Blume; denn seit Sie mir davon gesprochen, betrachte ich dies alles mit würdigeren Gefühlen.

Nun von dem Schlusses Ihres Briefes. Das: „Da hat man die spröden Amazonen!" will ich verzeihen, aber es geht den stolzen, kalten Männern auch nicht besser. Viktoria macht ihrem Namen Ehre, das werden Sie selbst gestehen müssen, wenn Sie sie sehen. Übrigens gebe ich ihr ganz recht, daß sie das Glück zu genießen sucht, welches die schnell enteilende Jugendzeit ihr bietet.

Darf ich hoffen, daß Sie mich bald mit einigen Zeilen erfreuen?

Cornelie.

An Cornelie.

Sie schreiben mir, daß Sie viel allein sind. Hüten Sie sich vor schwärmerischem Hinträumen, denn nicht Empfindung, sondern was wir wollen, was wir tun, gibt uns Wert. Wir müssen am Marmorblocke unseres Ich rastlos arbeiten, dann erst entsteht eine sittlich edle Gestaltung.

„Die Habsburger" habe ich fertig. Nach einigen Monaten, wo mir das Werk gewissermaßen fremd geworden, beginnt das Überarbeiten und ich kehre selbst zu kleineren Dingen mehrmals zurück. Fertig ist ein Gedicht bald, aber vollendet! Das ursprüngliche Schaffen ist unmittelbar, eine Freude; das Ausfeilen, wodurch wir Rauhes glätten, Schroffes mildern, Flaches vertiefen, ist Reflexion, ist eine Mühe.

Viktorias Liebe soll einen schlimmen Ausgang gehabt haben. Welchen? Ist es nur eine Lappalie, so hat ein so treffliches Mädchen gewiß Kraft genug, es zu verwinden. Noch ist nichts verloren; denn nur daß sie irrte, nicht daß sie liebte, darf sie bedauern. Leider gelangen wir Menschen nur durch Verluste zur Einsicht, daß wir das Ideale nicht in der Welt, sondern im tiefsten Grund der Seele zu suchen haben. Erst wenn wir es hier gefunden, dann tritt es uns auch in der Welt als Kunst entgegen. Auch für mich gab es einmal eine Zeit, wo mich Sehnsucht nach Liebe verzehrte. Sie ging vorüber. Der Zölibat hat unter Umständen eine hohe Bedeutung, jedenfalls ist der Gedanke aus der tiefsten Kenntnis der menschlichen Natur hervorgegangen.

Diese Zeilen schreibe ich am Krankenbette Purtschers, den ein gefährliches Übel darniederwarf. Ich wache heut' bei ihm; die Nachtlampe wirft ihre zitternden Strahlen auf sein bleiches Gesicht, er atmet schwer und langsam. Wie sehr wünschte ich ihm die zärtliche Pflege einer Frauenhand.

Grüßen Sie mir den Frühling; grüßen Sie mir Blumen und singende Vögel in den Bergen. In vier Monaten hoffe ich wieder frei, von Wien fern, herumzustreifen und dann sehen wir uns zu Salzburg.

Wien, 21. April 1843.

Ihr

Pichler.

*   *
*

Das Trauerspiel „Die Habsburger" habe ich bis auf den ersten Akt vernichtet. Ebenso das etwas später entstandene „Moimir" aus der mährischen Geschichte. An eine Aufführung war nicht zu denken, Buchdramen sind überflüssig. Einiges andere, so „Nero", „der Salzburger Bauernkrieg", „Heinrich aus der französischen Ligue" kam über die Skizze nicht hinaus. Von all diesen Entwürfen hat sich nichts erhalten.

*   *
*

Cornelie an mich.

Nicht mehr aus der düsteren Stadt kommen Ihnen diese Zeilen zu; die freie Luft weht mich an, wie ich hier sitze, ich höre die Vögel singen und die Bäume vor meinem Fenster bewegen sich im Winde, als wollten sie

mir auch Grüße an Sie zuflüstern. Ich hätte wohl recht gehabt zu zürnen, daß Sie mich so lang ohne Nachrichten ließen, aber es freute mich, daß Sie meinen letzten Brief so schnell beantworten und noch mehr die Gewißheit, daß ich Sie bald hier sehen werde. Aber kaum ist ein Wunsch erfüllt, so entsteht daraus ein neuer, und als ich las: Sie werden kommen! dachte ich auch sogleich: Wenn's nur nicht ein solcher Blitzbesuch ist. Versprechen Sie mir also, nicht wie ein Traum zu erscheinen und zu verschwinden. Auch hier finden Sie Berge und Blumen und gewiß werden Sie nirgends mit mehr Freude und Liebe erwartet. Nicht wahr, Sie versprechen es? Ich weiß, daß Sie mir diese Freude machen werden, wenn Sie können.

Viktorias Liebe ist nicht zu Ende, aber eine Störung ist eingetreten. Es ist eine unangenehme Geschichte. Ihr Bräutigam hat Salzburg verlassen, für immer! und vorderhand sind alle Pläne, die sie gemacht hatten, vereitelt. Er hatte vor zwei Jahren eine Gesellschaft unter den Studenten errichtet und so erhielt er jetzt die Erlaubnis Österreich sogleich zu verlassen. Glücklicherweise ist er ein Ausländer.

Wäre es aber so, wie Sie meine Worte deuteten, so könnte ich Ihre Ansicht doch nicht billigen. Eine solche Lappalie! — sagen Sie. Ist es eine Lappalie, wenn wir unser Alles hingegeben haben für nichts! Und wie könnten wir noch lieben, wenn wir einmal erkannt haben, daß wir das Ideale nicht in der Welt, sondern im Grund der Seele suchen müssen. Seien Sie nicht undankbar! Sie betrachten nur die Blüten, die Ihnen welkten oder zertreten wurden; nicht die, welche

noch blühen, nicht die reichen Knospen, die sich noch erschließen müssen. Die Zukunft wird die Vergangenheit lossprechen.

Sie haben recht, wenn Sie mich vor Träumerei warnen. Aus einem solchen Hinträumen wurde ich aufgeweckt durch meinen Besuch in Innsbruck; vielleicht wäre ich wieder darin verfallen, aber ich habe nun den Fehler erkannt. Manche Erfahrung habe ich dieses Jahr gemacht, manches Vorurteil abgelegt. Aber wie ich verständiger und besser geworden bin, so verdanke ich es hauptsächlich Ihnen, Ihren Worten, Ihren Beispielen.

Wie geht es Purtscher? Hoffentlich ist er schon längst wieder genesen. Achten Sie auf Ihre Gesundheit, ich bitte Sie. Strengen Sie sich nicht zu sehr an.

Gott segne Sie!

Cornelie.

An Cornelie.

Sie haben recht; wenn auch eine und die andere Blume zertreten wird, so bleibt doch die unendliche Blütenfülle des Lebens. Lassen wir den Mut nicht sinken; ist unser Gemüt rein und edel, so wird nach dem Winter auch der Frühling kommen und der Himmel dem neuen Boden Regen und Sonnenschein schicken.

Also auf dem Lande! Während Sie den Segen des Frühlings heiter genießen, sitzt Ihr Freund im Stübchen und betrachtet an einem Skelett die verschiedenen Leisten, Rinnen und Ecken. Neulich flog mir abends ein Maikäfer an den Kopf, ich packte den Kerl, schmiß das Gerümpel in die Ecke und trug ihn

in einen Wirtsgarten, wo ihm das Grünzeug ebenso gemundet haben wird, wie mir der Krug schäumenden Bieres. Ich strenge mich also nicht zu sehr an.

Daß Sie Ihren Horizont mehr und mehr zu erweitern trachten, freut mich sehr und so wird Ihnen die Hesperidenfrucht langsam aber sicher reifen, während Sie aus ruhigem Gehege in die Welt blicken. Das Weib wirkt mit holder Tätigkeit in einem engen Kreise und bereitet das Größte vor, während es sich mit scheinbar Niedrigem beschäftigt.

Neulich war ich in der Kunstausstellung; viel Pinselei wie überall; die Mittelmäßigkeit hat breite Straßen.

Viktorien wünsche ich für ihre Liebe reinen Himmel; stark wie die Liebe ist ja auch die Hoffnung!

Zu Salzburg werde ich mich einen ganzen Tag aufhalten, da wollen wir plauschen. Warum schreiben Sie mir so kurze Briefe? Schade, daß ich Ihnen kein böses Gesicht beischließen kann, ich würde es gleich tun. Wenn ich nach Salzburg komme, müssen Sie mir recht viel erzählen, sonst werd ich „wegschwinden wie ein Traum"!

Wien, 5. Mai 1843.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie freudig überrascht ich durch Ihren Brief ward, denn eine so schnelle Antwort hatte ich mir nicht gehofft. Einen Tag also wollen Sie hier bleiben. Nur einen Tag! Warum nicht ein bischen länger, drei oder vier Tage. Bedenken Sie

einmal, daß ich Sie ein Jahr lang nicht gesehen habe und daß dieses 365 Tage sind. Ich kann Ihnen versprechen, daß wir alles versuchen wollen, um zu machen, daß Sie sich bei uns heimatlich fühlen sollen. Meine liebe Mutter, — ich will Ihnen nichts von ihr sagen; es käme mir wie ein Unrecht vor und Sie werden sie ja ohnehin kennen lernen, — freut sich fast so sehr wie ich, Sie zu sehen. Mathilde wird ihre ganze Geschicklichkeit in der Musik aufbieten, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und ich — nun ich will alles tun, was Sie verlangen; ich will Ihnen Briefe schreiben so lang, daß Sie beim Lesen die Geduld verlieren und so viel vorplaudern, daß Sie mich gern schweigen heißen sollen. Willigen Sie nur gleich ein.

Salzburgs Gegend ist schön genug, um auch zu längerem Aufenthalt einzuladen, und da Sie lieber auf dem Lande als in Städten wohnen, werden Sie es schon einige Tage bei uns aushalten können. Nicht wahr, Sie wollten mich nur necken; ich kenne ja Ihre Bosheit.

Warum ich Ihnen so kurze Briefe geschrieben habe? Weil ich befürchtete, Sie zu ermüden und Ihnen mit meinem Geschwätz lästig zu fallen.

Ich habe einen sehr geringen Begriff vom Geist der Frauen angenommen. Vor einem Jahr ärgerte ich mich über meine Tante, als sie sagte, „daß man sich auf ein Mädchen, auch wenn sie die vollkommenste Erziehung genossen, doch nie verlassen könne, da die Männer zu viel Einfluß auf die Frauen hätten". — Jetzt muß ich ihr in gewisser Hinsicht recht geben, wie selten kann ein Mädchen Festigkeit und Selbständigkeit erlangen!

Selbst Viktorie mit ihrem scharfen Verstand und festen Willen vermochte nichts gegen das Schicksal.

Ganz recht hat aber meine verehrte Tante doch nicht, denn die Bildung wird uns vor Niedrigem bewahren, in unsere Seele ein edleres Ideal erwecken und wir werden uns nur höherstehenden Männern anschließen.

Nun etwas von meinem Leben. Ja, mit ruhiger Heiterkeit genieße ich den schönen Frühling. Aber nur für den ist der Frühling, der ihn auch in der Seele trägt, und so sind Sie gewiß nie ohne Blüten, wenn auch auf dem Tische meines Freundes die Blumen fehlen. Wie viele gehen da kalt vorüber, wo ich entzückt die unendlich reiche Natur anstaune, die so verschwenderisch doch nie ihre Schätze erschöpft.

Vor einigen Tagen war ich mit meiner Schwester und Viktorie auf dem Heuberg. Es ist etwa eine Stunde zu gehen; man hat von da eine sehr schöne Aussicht. Wir sahen lang gegen Bayern und Österreich und die Linzerstraße, die ich auch von meinem Fenster aus in einiger Entfernung sehe; dann lasen wir Mailieder von Hölty: ich liebe diesen Dichter, seine Gedichte sind so freundlich und herzlich.

Seit längerer Zeit hat mich aber nichts so angesprochen wie das Liedchen von Josef Schnell. Ist es schon ein so süßer Genuß, sich von guten Menschen geliebt zu wissen, daß der Gedanke mein Auge mit Tränen der Freude und das Dankes füllen kann, was müssen Sie erst empfinden bei dem Bewußtsein, edle Menschen zu bilden und anzuregen. Schreiben Sie mir doch einiges über ihn.

Ob das Wirken des Lehrers oder des Dichters herrlicher sei, kann ich nicht entscheiden. Ich glaube, daß es eins ist; daß eines ohne das andere nicht bestehen könnte. Wenn das geschriebene Wort minder ergreift als das gesprochene, so kennt der Dichter auch dafür nicht die Fesseln von Raum und Zeit. Frei sucht er unter allen Mitbrüdern sich Freunde, die ihn verstehen, und wenn ihn die Mitwelt verkennt, so beruft er sich auf die Nachwelt.

Von Purtscher haben Sie nichts geschrieben; Ihrem Briefe glaube ich entnehmen zu können, daß er wieder genesen ist.

Eine neue Bekanntschaft habe ich hier gemacht, die des Pfarrers. Er ist schon sehr alt, in kurzem wird er seine Jubelfeier halten, aber er ist noch voll Leben und Tätigkeit. Im Äußeren ist er nicht sehr fein, was ihm viele übel nehmen. Viel Gutes hat er für die Gemeinde gewirkt; unter anderem verdankt man ihm die Errichtung eines Krankenhauses für arme Dienstboten. Er gefiel mir recht gut.

Von Ernst haben wir außer einem gleich bei seiner Ankunft in Wien geschriebenen Briefe keine Nachrichten. Ich bin wirklich etwas in Sorgen um ihn. Er ging so schwer fort und nie, wenn ich Abschied nahm, war ich so bewegt gewesen wie dieses Mal. Überdies kenne ich seine Ängstlichkeit hinsichtlich seiner Gesundheit und damit beunruhigt er auch mich, obgleich das sonst nicht meine Art ist. Wissen Sie nichts von ihm? Bitte, fragen Sie ihm nach; hier seine Adresse, wenn Sie der Zufall auf die Wieden führt.

Gern schickte ich Ihnen den ganzen Mai, wie er

jetzt in mein Fenster lacht; von all den Blüten und Blumen hier nur eine und die wird vertrocknen, bis sie in Ihre Hände kommt.

Soeben kommt ein Brief von Ernst mit der Nachricht, daß es ihm gut gehe, daß er in Wien bleiben werde. Er geht nicht zur Advokatie, sondern tritt als Konzeptspraktikant unter dem Grafen Wilczek ein. Das mußte ich noch beisetzen; auch einen Gruß von Ihnen schickte er mit, möge ihm bald ein Brief folgen.

Cornelie.

An Cornelie.

Kennen Sie das schöne Lied von Burns:

„Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier!"

Ich summe es vor mich hin, wenn ich abends in die Dämmerung hinausschaue. Wo die goldgesäumten Wolken auf und niederfließen, sind die Berge der Heimat und in fünf Wochen bin ich auf dem Wege dahin. Wie lange ich zu Salzburg bleiben kann, hängt davon ab, wann ich von Wien fortkomme. Meine Reise beschleunigt vorzüglich die Einladung eines Studienfreundes, der erst nach Rom und dann als Missionär nach Amerika gehen will und von mir für dieses Leben Abschied nehmen möchte.

Sie schreiben: „Ich habe einen geringen Begriff vom Geiste der Frauen angenommen." Das ist Sünde! Nur das innigste Vertrauen auf unsere Natur kann uns durch die Welt helfen, also mutig vorwärts! Sie schreiben: „Der Einfluß der Männer auf Frauen ist zu stark!" — Das Wesen der Frauen wird sich, wenn

es anders echt, immer wieder mit sich ins Gleichgewicht setzen, wie ja auch die Magnetnadel trotz aller Oszillationen nie den Pol verliert. Mir scheint, der Einfluß der Frauen, den auch der strengste Mann nicht immer abzuweisen vermag, ist unter Umständen viel gefährlicher, ja oft genug die Quelle des größten Unglückes: des Sichselbstverlierens. Manchmal auch des größten Segens; ich möchte die Erinnerung an meine alte, engelsgute Tante nie missen.

Weil ich nichts Neues habe, schicke ich einen Legendenzyklus vom vorigen Sommer. Trebisch, der sich zu Innsbruck unter Beihilfe Flirs taufen ließ, nennt sie meine beste und reifste Arbeit. Wie ich höre, sind droben, weil er sich neugewaschen so gut ausnimmt, alle närrischen Weiber in ihn verliebt. Möge ihn der heilige Geist überschatten, daß sie ihn nicht zu einem Heiligen hinaufschwärmen und er anstatt den Flammen Gehennas allen Teufeln des Ultramontanismus und Fanatismus verfalle, wie sie bereits einige seiner Freunde und Verwandten geholt. Nach einigen Mitteilungen fürchte ich fast zwischen Weihrauch und Weihwasser zu geraten; da will ich mich durchmachen, lustiger Büchsenknall auf den Alpen soll mir die Flausen vertreiben.

Purtscher hat eine Reihe sinniger Naturbilder vollendet, in welche auch Legende und Volkssage hineinspielen. Einiges davon sollen Sie bei Gelegenheit erhalten.

Ich stecke übrigens jetzt voll kleiner Teufeleien und hätte den frommen Frauen zu Innsbruck gern ein paar Schelmliedchen aufgepelzt; da höre ich aber, daß sich bei

Trebisch die Keime einer gefährlichen Krankheit zeigen und da hat der Spaß ein Ende. Auf Wiedersehen.

Wien, 15. Juni 1843.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

„Regen, Regen und wieder Regen! das ist nun schon lange der Genuß, den uns das Landleben darbietet!" seufzen die Städter, die auf das Land gegangen sind, um die schöne Natur zu genießen, aber mir kann dieses trübe Wetter nicht, wie wohl früher, meine Heiterkeit stören. Es ist etwas so angenehmes auf dem Lande zu leben; jedes Lächeln, jeden freundlichen Blick, den uns die Natur vergönnt, können wir da aufhaschen. In der Stadt lernen wir ihre halbe Schönheit nicht kennen.

Die Zeit verfliegt mir so schnell, daß ich oft darüber erstaune. Ein recht einförmiges, zurückgezogenes Leben, wo jeder Tag seine Beschäftigung hat und dem vorhergehenden gleicht, läßt sie uns am schnellsten und unmerklichsten vorübergehen. Wunderbar scheint es mir manchmal beinahe, daß ein Jahr, ja oft ein Tag so schnell verflossen, nicht nur im Leben, sondern auch im Geiste des Menschen die größte Veränderung hervorbringen kann.

Mein Leben ist jetzt so einfach und still, daß ein Brief, den ich erhalte, mir eine sehr wichtige Sache ist und da brauche ich wohl nicht zu sagen, welche mich immer am meisten freuen. Kommen Sie nur bald, denn ich habe Ihnen soviel zu erzählen, soviel zu fragen. Sollten es die Umstände erlauben, daß Sie sich hier

aufhalten können, so hoffe ich doch, daß Sie nicht in Salzburg, sondern hier bei uns in der Gnigl bleiben werden. Für Ihren Freund, der nach Amerika geht, habe ich Segenswünsche. Es ist ein herrliches Amt, möge ihm der reichste Erfolg werden.

Gegen Ihre Rüge kann ich nichts einwenden, Sie haben recht. Ich dachte an die Frauen, wie sie gewöhnlich sind, Sie wie sie sein sollen. Ich sollte mir wohl noch weniger als andere einen solchen Fehler zu schulden kommen lassen, weil ich auch unter den Frauen manche fand, die noch der Natur treu sind, wenn ich auch gestehen muß, daß ich mehr edle Männer als Frauen kenne.

Ich danke Ihnen herzlich für die Bekanntschaft, welche Sie mir vermittelten. Jetzt, wo die Kälte die Knospen zurückhält, war mir Purtschers Blumenkarawane desto willkommener. Anfangs war ich erstaunt über die seltsame Prozession, aber je mehr ich sie betrachtete, desto besser gefiel sie mir. Purtscher interessierte mich ohnehin längst, es ist mir leid, daß ich ihn zu Innsbruck niemals sah.

Die „Legenden" sind recht schön. Ob Trebisch recht hat, sie Ihre beste Arbeit zu nennen, weiß ich nicht; doch scheint sie mir auch die vollendetste unter allen, die ich kenne. Ich möchte sie echt christlich nennen und das ist für mich das Höchste. Ich finde sie viel besser als den „Isispriester". Die große Einfachheit paßt völlig zum Schlusse.

Meine Antwort wurde durch die Nachricht von dem Tode einer braven edlen Frau, die Ernst und mich wie ihre Kinder behandelte und liebte, verzögert. Diese

Nachricht nahm mir für einige Zeit ganz meine Heiterkeit. Viktoriens Bruder, der hierher kommen wollte, um zu sterben, erlag auf der Reise und fast bin ich auch um sie besorgt, es ist unglaublich, wie sich ihr Aussehen seit drei Monaten verändert hat.

Wann reisen Sie von Wien ab?

Cornelie.

* * *

Die Erlebnisse dieses Schuljahres sind in den Briefen angedeutet, ebenso der Eindruck, den die große Kaiserstadt auf mich machte. Wissenschaftliche Kreise konnten sich einem völlig unbekannten Jüngling noch nicht erschließen; die Professoren — etwa den Anatomen Berres ausgenommen — entsprachen in den Lehren der theoretischen Medizin keineswegs meinen Erwartungen und hätten mich die Naturwissenschaften nicht an und für sich gefesselt, so würde ich meinen Abschied vom Jus fast bedauert haben.

Lebhaft, wenn auch nicht vertraulich war der Verkehr mit den Kollegen; hingeworfen in ein Lager der verschiedensten Nationalitäten lernte ich die Menschen unterscheiden und dabei Vorsicht im Umgang. Für feine Weltbildung war da freilich keine Schule; die Mediziner sind im Verkehr ungeniert, im Ausdruck oft zynisch und Stinkbomben gehören fast zum Handwerk. Abgesehen von den Schweinen, deren Rüssel aus physischer und moralischer Bestialität stets mit grunzendem Behagen im Kot wühlt, darf man die Zote nicht immer von Roheit oder Unsittlichkeit ableiten, etwa wie bei den wollüstigen Schilderungen moderner Poeten, die

sich im Dienst eines unqualifizierbaren Publikums mit Kanthariden zur Geilheit kitzeln. Der Mediziner muß sich mit den natürlichsten Dingen beschäftigen und wie sein Messer gerade in faules Fleisch und Eiterbeulen dringt, bezeichnet er sie ohne Umschweife mit dem drastischen Wort aus dem Munde des Volkes. Rosen und Lilien blühen ihm ja später, wenn er Frauen und Fräulein aus dem gewissen Punkte zu kurieren hat, früh genug. Oft ist aber die Zote der überfeinerten und dennoch unmoralischen Prüderie gegenüber der einzig richtige Trumpf, indem sie alles wieder mit dem rechten Namen auf den rechten Platz stellt; auch wer die unreife Sentimentalität eben aus dem Leibe hat, schickt ihr nicht selten vor Übermut der Gesundheit Salven nach, welche kaum für das Ohr christlich germanischer Jungfrauen passen: Mein Mund war nun eben auch nicht mit Kölnerwasser gewaschen; einmal erhielt ich aber eine Lehre, die ich mir für gewisse Fälle merkte. Wir Mediziner pflegten zwischen den Vorlesungen in das „Würstelbureau" gegenüber der Aula zu gehen, um dort ein Würstel mit Kren, ein Stück Mohnstrudel oder Guglhupf zu verzehren. Die Aufwärterin mochte schon manchen Feldzug mitgemacht haben, wenigstens beanspruchte sie nie den Namen einer Vestalin, was auch hier nicht am Platz gewesen wäre, denn wir ließen uns keinen Beißkorb anlegen. Ich klaffte ganz unbefangen wie die andern, da sah sie mich einmal nach einen saftigen Brocken ernst an und sagte: „Sö wenn d' andern Säu sein, so sein sie danach; für Ihren Christuskopf paßt es aber schon gar net." Die Kollegen brachen in ein wieherndes Gelächter aus; der Hieb saß

um so besser, weil ich mich tatsächlich von allem unsittlichen Verkehr mit Weibern fern gehalten hatte und daher nur in voller Unerfahrenheit schwätzte. Abends fand ich mich mit meinen Landsleuten, denen sich auch Steirer, Salzburger und Oberösterreicher gesellten, im Gasthaus zum Eisenhut ein, wir hatten einen langen Tisch und da ging es lebhaft genug zu. Auch junge Künstler gesellten sich zu uns und da wurde über Bilder, Statuen und Literatur gestritten, bis der Kellner die „Allgemeine Zeitung" brachte, wo wir dann nicht blos Österreich, sondern gleich die ganze Welt reformierten.

Am letzten Juli morgens wanderte ich mit etlichen Kameraden nach Nußdorf und übergab mich dem Dampfschiff. Wie ganz anders wirkte die herrliche Fahrt auf dem Strome als im Herbst des vorigen Jahres. Ich hatte mir einige Gulden erspart, die für etliche Monate ausreichten. Etliche Monate! Da meint man sich für die ganze Zukunft geborgen und denkt gar nicht voraus, bis dann das horazische Jahr in sein Recht tritt.

Von Linz fuhren wir erst auf der Pferdeeisenbahn und dann mit dem Omnibus weiter. Dieser pflegte immer einige Stunden hinter Lambach bei einem Bierkeller anzuhalten. So auch diesesmal. Wir waren noch nicht ausgestiegen, so fielen mehrere Bauernbursche über unsern Kutscher her, der, wie wir nachträglich erfuhren, einen Liebeshandel auf der Kreide hatte, und begannen ihn tüchtig zu walken. Wir nicht faul, sprangen hinzu und prügelten nun die Bauernbursche, daß sie über alle Zäune das Weite suchten. Der Kut-

scher wusch sich am Brunnen die blutige Nase, wir setzten ein paar Halbe Bier auf unsere Heldentat und fuhren dann lachend und jodelnd weiter. In Salzburg traf ich zu meiner Überraschung Cornelie nicht. Es war ihr von einem verwitweten Güterbesitzer bei Linz die Erziehung seiner Kinder übertragen worden und sie nahm diese Stelle sogleich an. Bald jedoch konnte sie sich überzeugen, daß der Posten in jedem Sinne sehr zweifelhafter Art war, daher wurde sie von ihrer Mutter wieder abberufen und ich durfte hoffen, sie auf der Reise nach Wien zu begrüßen.

Zunächst verfügte ich mich nach Innsbruck, wo ich, von meinen Bekannten herzlich empfangen, einige Wochen angenehm verbrachte.

Dann machte ich einen Ausflug nach Südtirol in das mir ganz neue Gebiet der Porphyre, die vielfach meine Aufmerksamkeit erregten. Schon damals erkannte ich an Wegsteinen ihre Breccien, die von den Geognosten erst später beschrieben wurden. Dann ging ich nach Oberbozen, jener Hochebene, wo sich die reichen Herren aus dem Dampfkessel der Stadt in die Sommerfrische flüchten. Etwa eine Woche hielt ich mich in der Villa des Grafen Sarnthein auf, dessen Sohn ich zu Wien in der Naturgeschichte unterrichtet hatte. Ein Ausflug auf das Rittnerhorn zeigte mir in der Ferne das gelobte Land Italien, glücklicher als Moses hatte ich einige Goldfüchse vom Lehrgeld übrig, so brauchte ich der Versuchung nicht zu widerstehen, sondern streifte, meiner Sehnsucht folgend, an den Gardasee und dann bis Verona. Ein Brief gibt Bericht über diese Fahrt.

An Cornelie.

Seit gestern abend liege ich von meiner Reise zurückgekehrt, wieder zu Innsbruck in der Bibliothek Ihres Bruders vor Anker. Wohl nur auf kurze Zeit, meine Füße werden sich bald wieder regen. Ich tornisterte über den Brenner nach Sterzing, und dann nach Kollmann, frühmorgens besuchte ich Beda Weber auf der Trostburg. Der Mann wurde aus einem Schusterjungen Benediktiner und dann Professor zu Meran. Das ist viel. Von seinen Gedichten zeigte Ihnen wohl Johann einiges; den Inhalt hat am Ende jeder für sich, wäre nur nicht alles so schwülstig und überladen! Dem narkotischen Parfüm dieser mystischen Jerichorosen ziehe ich den Knastergeruch des derbsten Schnadahüpfels vor. Wenn man doch einmal auf dem Kopfe stehen soll, sei's höchstens bei einem lustigen Purzelbaum. Er zeigte mir manche Reliquien Oswalds von Wolkenstein, der als Wildfang von diesem Schlosse in die Welt zog, singend, sagend und schlagend, wie's eben kam.

An Streiter zu Bozen hatte mir Schuler einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Ich wurde freundlich aufgenommen. Streiter ist Advokat, das Haupt der Liberalen in Südtirol; dabei Dichter und als solcher überragt er alle, die zu den Alpenblumen beitrugen. Er ist das reine Gegenteil von Beda Weber, ein kleines putziges Männchen, voll Beweglichkeit, hoch gebildet und dessen würdig, was er hat. Seine Malice ist ein Wespenstachel; je nun, wenn die Bozner sind, wie er sie

schildert, dann gehört es ihnen. Er hat einen herrlichen Ansitz, o wie schön ist es im Süden.

Von Bozen radelte mich der Omnibus nach Trient, Roveredo. An den Garda! Ich begreife vollständig die Ekstasen der bleichen Nordländer, wenn sich ihnen dieser blaue Himmel auftut, aus dem sich die Sommerfülle auf die üppigen Pflanzen ergießt. Und dann die Denkmäler der Geschichte und der Kunst! Von Riva mit welschen Studenten nach Arco; viel in Landkneipen herum, deren Dreck an tirolische Sennhütten, deren Wein an Nektar erinnert. Auf dem Dampfer nach Desenzano; vorbei am epheuumsponnenen Schutt der Villa Catulls und dem vielersehnten Sirmio. Nachts Verona; noch in der Stadt herum; Mondbeleuchtung, extra für mich; morgens dort das Stück Rom, das Amphitheater, gerade wie die Römer: kein ideales Aufstreben in die Wolken, alles kräftig und gediegen, auf breitem, festem Grunde, in sich gefaßt. Auch Venedig hat seine düsteren Reste zurückgelassen; und nebenbei ein ganz neues österreichisches Wachthaus, als wären die Steine nach dem Takt eines Korporalstockes zusammenmarschiert. Auch im Palazzo Capuletti war ich, jetzt eine gräuliche Fuhrmannskneipe, wer mag da an die süße Julia denken! Im Garten Giusti herrliche Zypressen und Lorbeer die Fülle; ein Gärtner sagte mir, sie liefern davon in die Küchen nach Deutschland zu allerlei Saucen. Die berühmten Gräber der Scaligeri mahnten mich trotz der Gotik an das Rokoko. Auch die Kirchen abgelaufen, da kamen mir die Wiener Kunststudien zustatten. Was für Mordskerle: Tizian und Veronese! Diese Werke sind in ihrer Heimat

doppelt so schön, als draußen bei Kartoffelbrei und Rüben. Die wunderbare Abtei St. Zeno, einst Herberge der großen deutschen Kaiser. Da hätte unser Franz beim Kongresse von Verona übernachten sollen! Es wären ihm gewiß Geister erschienen, sie hätten sich aber schwerlich gegenseitig verstanden. Er haßte die Revolution und hatte recht, denn Frankreich hat ihm genug Leid getan, er war jedoch modern durch und durch und besaß keine Faser vom Mittelalter.

Durch die Etschklamm nach Tirol. Links Rivoli, wo Napoleon die Österreicher in die Alpen zurückwarf; sie sind aber wieder gekommen und er ist gegangen auf Nimmerwiedersehen; rechts die Klause, durch welche die Ottonen und Hohenstaufen herabzogen, stahlgepanzert, gewaltig und gedankenvoll, die Freier Italias!

Von Brixen durch Pustertal nach Taufers. Zu hinterst im Tal S. Martin; etliche Tage bei einem Freund. Über's Hörndle an den Ziller, ins Dux. Hier längere Aufenthalt bei einem Freund. Die Bauern wackere Leute; zwischen Gletschern und Föhren an den italienischen Eindrücken gesonnen und gesponnen. Dann übers Joch hierher. Da haben Sie den Sack voll Wirrwarr, klauben Sie ihn auseinander und laufen Sie mir einstweilen auf der Karte mit dem Finger nach, bis ich Ihnen erzähle, erzähle, erzähle. Denn nach Salzburg will ich und muß ich und werde mich von dem Hegelschen „außer sich sein" ein bißchen beim „für sich sein" und „an sich sein" erholen. Und bei Ihnen, bei Ihrer Schwester, bei Ihrer Mutter sein!

Ich machte wohl auch einige Seitensprünge, habe aber bereits Auftrag gegeben, daß mir der Bote meine

Büchse nach Kufstein liefert, dort will ich mich wieder herumtreiben, wenn auch nicht in den düstern Nebeln des Weltschmerzes. Tausend Grüße.

Innsbruck, 20. September 1843.

Ihr

Pichler.

Ich ging nach Kufstein und quartierte mich wieder auf der Naggelburg ein. Bis mein Gewehr kommen sollte, besuchte ich Plätze mit lieben und noch mehr traurigen Erinnerungen. Ich wartete und wartete, aber das Gewehr kam nicht. Endlich erkundigte ich mich beim Boten; meine Eltern hatten es ihm abgenommen und verkauft! — Es war mein liebster, fast mein einziger Besitz! Ich fuhr von Kufstein fort, um nie mehr für längeren Aufenthalt zurückzukehren. Erst in Salzburg lebte ich wieder auf; im Kreise der Freunde empfand ich wieder freundliche Teilnahme.

Zu Wien erwarteten mich kummervolle Tage. Von meinen Schülern war einer nicht mehr gekommen, der andere krank und so konnte ich nichts verdienen. Ich schränkte mich aufs äußerste ein, bereits drohte die Notwendigkeit, mich als Schreiberknecht zu verdingen, da öffneten sich unerwartet neue Quellen und ich konnte die letzten 48 Keuzer, die mir noch blieben, ruhig auf ein Stück Braten, den ich lange nicht mehr gekostet, verwenden. An dieses für mich lukullische Mahl denke ich auch jetzt noch mit Behagen; es „gutelet mir herauf", wie in Tirol genäschige Kinder sagen. Die weiteren Erlebnisse mögen wieder Briefe unmittelbar aus der Vergangenheit erzählen.

An Johann Schuler.

Ihre Anweisung kann ich froh und dankbar zurückschicken. Am ersten November war nämlich mein Schüler bereits so weit rekonvaleszent, daß er mir sagen ließ, ich könne meinen vorjährigen Unterricht in der Naturgeschichte wieder aufnehmen.

Von meiner Reise nach Wien so viel, daß ich noch im Stellwagen bei Volders mit dem Entwurf eines Dramas begann. Der Stoff, welcher über mich große Gewalt übt, ist der römischen Geschichte entlehnt. Jetzt sind zwei Akte fertig, das wird konkreter als die Habsburger; beim Arbeiten selbst freut mich die erworbene Fertigkeit.

Goethes „natürliche Tochter", von der wir in den Ferien sprachen, habe ich neulich vorgenommen; in dem Sinn als es reine Exempla der Geometrie gibt, ein Exemplum der Poesie. Nach Sophokles' Ajas geht es nächstens in die Orestie des Äschylos, von der ich mir sehr viel verspreche. Ich studiere die Griechen; daß man sie nicht nachahmen soll, sagen mir die mehr als 2000 Jahre, die seit ihnen verflossen. Schiller hatte recht, als er den Trimeter wieder fallen ließ. Das Burgtheater besuche ich nach Verhältnis meiner Börse; es ist da viel zu lernen und zu genießen.

In den letzten Wochen habe ich meine sämtlichen Manuskripte durchmustert und einen großen Stoß Geschreibsel verbrannt, darunter auch die zerstreuten Blätter eines Tagebuches mit all der Misere von Selbstbespiegelung. Allmählich muß der Geist doch mehr und mehr den Aufwand meines Seins tragen, den vorher Herz und Gemüt trug.

Neulich erregte eine Schrift über Pflanzengenesis meine Aufmerksamkeit, es eröffnete sich eine überraschende Perspektive auf die Bedeutung der Geschlechter. Die Pflanzenphysiologie ist weit interessanter als jenes Schubladeziehen barbarischer Namen, was viele für Botanik halten. Derlei Dinge nützen ohne Kenntnis des Organismus gar nichts. Doch muß man sich vor spekulativen Irrwischen hüten; ich besorge fast, daß all die geistreichen Gedankenblitze der Naturphilosophen mit Kolophonium bestritten wurden.

Ich habe mich zu Wien so ziemlich eingehäuselt. Sie sagten einmal: „Der Anblick all des Reichtums und Komforts werde mir wehe tun, wenn ich selbst den Genuß entbehren müsse.“ — Ich sehe das ruhig an wie ein Kind, das man in den Harem eines Sultans führt. Keine Pasteten, nur Brot und das will ich verdienen; keine Wollust, aber gesunde Sinne und dann gehört die Welt mir.

Weihnachten hoffe ich nach meinem Sinn zu feiern. Bei euch droben geht's freilich hoch her; ihr habt den Trebisch und der sei noch vom Taufwasser trunken wie ein Bachant. Ei, da werden die Engelein mit goldenen Flügeln und nacktem Hintern gaukeln, tanzen und schwimmen wie die Immen im Lenz um den grünen Klee. Wenn ich nur auch mittun dürfte und bei dem himmlischen Konzert wenigstens die große Posaune blasen.

Grüße an Ruf und Flir.

Wien, 5. Dezember 1843.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Die ersten Tage in Wien waren für mich trauriger als ich Ihnen schildern mag. Es ist aber wunderbar, welche scheinbar geringen Umstände uns oft über trübe Wogen in ein reineres Licht emportragen. Ich konnte vor Kummer lang nicht einschlafen; endlich, spät wie es auf Abspannung folgt, sank ich in müden Schlummer, jedoch ohne einen Gedanken, der das folgende hätte veranlassen können. Da war's mir gegen Morgen, als vernähme ich die Worte: „Schau auf, welch ein Auge über dir wacht." Ich fuhr aus dem Schlaf empor, da traf gerade klar und mild meinen Blick der Glanz des Morgensterns, die seligste Ruhe floß auf mich, als wäre meine Brust durchleuchtet von seinen Strahlen. Ohne mich zu besinnen, murmelte ich die schönen Worte des Kirchenliedes: Ave maris stella! Bald sank ich wieder auf den Polster und in den Schlaf zurück; ein leises Klingen und Singen spielte in meine Träume hinüber. Als ich bei Anbruch des Tages erwachte, war meine Seele lauter, besonnen und heiter.

Meine Verhältnisse ordneten sich und ich bin jetzt ohne Sorge.

Auch ich kenne Stimmungen der Art, wo alles besser ist als Ruhe. Da senden wir unsere Sehnsucht gleich einer Taube hinaus über das öde Gewässer, aber sie kehrt selten mit dem Ölzweig des Friedens. Es ist eine klägliche Weisheit, welche die Worte: „Alles ist eitel!" in die Bibel geschrieben und ein schlechter Trost, die fliehenden Ideale in Karikaturen zu verzerren, um darüber zu lachen. Ich finde dagegen nur ein Mittel:

den himmlischen Eros, jene erhabene Liebe, die schaffend und zeugend die Welt gebildet und unser Herz, sie zu erfassen. Seien wir Priester desselben und die Blume des Ideales wird uns nie verwelken.

Ich habe ein neues Quartier in der Sterngasse bezogen. Wenn Sie in das Stübchen träten, möchten Sie kaum glauben, daß es zum Aufenthalt für Ihren Freund bestimmt sei, so nett, niedlich und klein ist alles. Fünf Schritte Länge, vier breit; dieser enge Raum wird noch beschränkt durch mein Bett, einen Kasten, großes Sofa, zwei Stühle, den Tisch und Ofen, der so klein ist, daß man ihn fast in die Tasche stecken könnte. Es ist aber gar wohnlich zwischen diesen schmalen grün bemalten Wänden. Raum genug für mich; wenn Sie kämen, wollten wir gar vertraulich plaudern. Durch mein Fenster seh' ich ein Stückchen blauen Himmels und einen Garten; auf dem Gesims steht ein großer Kaktusstock und Gelbveigelein; meine Quartierfrau, ein gutes altes Weib, wollte sie hinausstellen. Ich litt es aber nicht; das war der Alten recht lieb, denn in ihrem Zimmer hatte sie keinen Platz mehr und so brachte sie noch etliche Blumentöpfe: das werde eine rechte Lust sein, wenn alles blühe. Will ich Toilette machen, so hängt mir gegenüber ein großer Spiegel an Seidenbändern. Alle Möbel sind braun lackiert, der Boden sauber gebohnt; Sie müßten gewiß über meine häusliche Ordnung lächeln.

Gestern Kommers. Stellen Sie sich die Wirtsstube vor, ganz erfüllt von Tabaksqualm, daß die Lichter dumpf wie in einem Nebel glosten, auf einem Schragen ein angezapftes Faß, am langen Tisch dicht gedrängt

jodelnde und brüllende Studenten, Künstler, Techniker in Hemdärmeln: da haben Sie ungefähr die Szenerie eines Ostade. Weil ich flüstern hörte, man müßte mir einen Affen aufhalsen, so machte ich mich bei der Verwirrung und dem Lärm eines Salamanders davon und dankte Gott, daß ich heute keinen Hering frühstücken mußte.

Der Morgen war zu schön. Ich machte einen Strich durch den botanischen Garten. Die Sonne schien hell und freundlich; ein heftiger Wind rauschte durch die Zweige, daß die gelben Blätter wirbelnd nach allen Seiten flogen. Nur einige Eichen standen und ließen von ihrem rostbraunen Laube kein einziges fallen; wie Greise, die festhalten an den Erinnerungen der Jugend. Ein Gärtnerbursch öffnete mir für etliche Kreuzer das Pförtchen, das rückwärts in die weite Ebene führt. Ich stieg auf den Linienwall, im Schatten spreizten sich die Nadeln des Reifes wie feines Filigran; an der Sonne etliche verspätete Maßlieben, Ranunkel, Skabiosen. Den Spott auf den Winter vollendete ein brauner Falter, der von Blume zu Blume flatterte, als gehörte diese Zeit ihm. Der scharfe Wind hatte die Dünste weggefegt, überall kristallene Ruhe. Ich genoß das voll und innig, mir war, als wehte um mich der Hauch unsichtbarer Lebensgeister und so hatte ich die richtige Stimmung für das Belvedere, wo mich von allen Wänden alte Bekannte grüßten. Ich nehme sichtlich zu im Verständnis dieser herrlichen Gemälde. Beim Heimgehen danke ich immer wieder den Habsburgern, daß sie diese Schätze zusammengebracht und dem alten Eugeni, dem edlen Ritter, der ihnen den schönen Palast

gebaut. Und erst der Garten davor: dieser Blick auf Wien und das Gebirg dahinter: Verwundert glotzen schon mehr als hundert Jahre die steinernen Zopfsphinxe hinaus und haben sich noch nicht satt geschaut; man möchte ihnen vor Lust auf den Rücken voltigieren und noch hundert Jahre hinausschauen.

Wären Sie doch ein Mann, daß ich Ihnen auch von meinen philosophischen Studien, von Plato und Spinoza erzählen dürfte! Bei alledem bleibt aber die Medizin nicht brach, auch Tiere hab' ich schon mehrere zerlegt. Ich möchte vom Mittelpunkt des Kreises aus arbeiten, nur das schützt vor Zersplitterung und was die vierundzwanzig Stunden des Tages anlangt, so vertrödle ich unserem Herrgott keine davon.

Heute war Ernst bei mir; wir sprachen über verschiedenes, er sagte unter anderem: „Die Weiber sind nur auf der Welt, alles zu verwirren." Nun was meinen Sie? dafür verdient er wohl eine schwesterliche Predigt. Übrigens hat er doch nicht gar unrecht. Es ist Verwirrung genug in der Welt; ich möchte hier und da diese ganze konfuse Welt um einen Knopf verschachern. Wenn sie nur nicht doch wieder so schön wäre!

Die „Allgemeine Zeitung" vom 6. Dezember bringt einen Aufsatz: „Poetische Regungen in Tirol". Auch meiner war freundlich gedacht. Ist wohl von Streiter und dürfte in Tirol, wo man zwischen dem Hanswurst, der um die Scheibe tanzt und dem Dichter, welcher Bierspäße reimen soll, das Gleichheitszeichen setzt, Lärm machen. Grüße an alle Freunde!

Wien, 14. Dezember 1843.

Ihr Pichler.

*   *
*

Josef von Schnell, der Sohn eines vermöglichen Beamten, der neben den Serviten zu Innsbruck ein Haus besaß, war am 22. November 1822 geboren. Sein Vater war in der glücklichen Lage, ihn allseitig ausbilden zu lassen; so studierte er das Gymnasium und dann die Rechte. Die Hörsäle genügten ihm jedoch nicht, er griff über die Vorträge der Schule hinaus; wir beide zählen gewiß zu den ersten, die sich in Tirol mit den Dichtern des Mittelalters beschäftigten. Aber auch auf die lateinischen und griechischen Klassiker verwendete er Zeit und Mühe, die Hegelsche Philosophie, mit der sich damals die talentvolleren Studenten, angeregt von Johann Senn, vielfach beschäftigten, zog auch ihn in ihre Kreise. Ich erinnere mich gar wohl, wie lebhaft wir am Biertische über die Paragraphe der Phänomenologie stritten, ja sogar die Professoren bombardierten wir mit ihrer schwerfälligen Terminologie.

Dabei vernachlässigte Schnell die Leibesübungen nicht, er war einer der gewandtesten Turner, kletterte im Hochgebirg, focht, schwamm und tanzte. Schlank von Gestalt, blond, blauäugig, im Aussehen fast mädchenhaft, — wir nannten ihn deswegen die Jungfrau — war er zu jedem losen Streiche aufgelegt: ein Jüngling von seltener Pracht. Als ihm die enge Heimat nicht mehr genügte, unternahm er Reisen in Deutschland, dann ging er nach Wien, um sich an der orientalischen Akademie durch das Studium fremder Sprachen für das Konsulatwesen auszubilden. Wir finden ihn 1853 zu Trapezunt, wo er die Spuren des von ihm hochverehrten Fallmerayer aufsuchte; Kleinasien durchstreifte er nach allen Richtungen und entdeckte dabei

eine neue Föhrenart, die der Botaniker Rotschy ihm zu Ehren taufte. Dann wurde er nach Alexandrien in Ägypten versetzt, dort schnitt ihm der Tod am 30. Dez. 1863 eine große Zukunft ab.

Er war auch Dichter, aus seinen schönen Versen spricht ein tiefes sinniges Gemüt, sie verdienten in deutschen Anthologien gewiß eher einen Platz, als die Stücklein, welche man von der alten Drehorgel ableiert.

Einiges ist gedruckt.

Professor Dr. S. M. Prem widmete ihm eine fleißige und feine Skizze: „Josef v. Schnell ein tirolischer Dichter und Orientreisender." Innsbruck bei Wagner.

Ich erwähne hier auch seinen jüngeren Bruder Ludwig. An der Universität fand er sich nicht zurecht; er trat als Kadett in das Kaiserjägerregiment. Seine freisinnigen Reden paßten jedoch nicht zu den Kamaschen; als er nun gar an einem Kaiserfeste zu Hohn und Spott eine tellergroße schwarzgelbe Kokarde, die ihm seine Schwester machen mußte, an den Hut steckte, bekam er Kasernenarrest. Es gelang seinem Vater mit meiner Hilfe ihn loszubringen. Dann heiratete er zu Völs ein frisches Bauernmädel und wanderte nach Texas, wo er eine Farm kaufte. Hoch begabt, aber wild und exzentrisch, irrte er in den Tropenwäldern um, sprach mit Geistern und endete im Wahnsinn.

Auch er war Dichter. Sein „letzter Wunsch" enthält schöne schwungvolle Stellen, ist aber verworren, wie der Dichter; kleinere Gedichte sind in Zeitschriften zerstreut; durch seine Geschichte die „Vertreibung der Zillertaler" hat er sich oben wohl auch nicht empfohlen

und so tat er gut, daß er Österreich verließ. Den beiden Brüdern setzte vor etlichen Jahren ihr Freund Ludwig von Lutterotti einen Denkstein in Edlingers „Literaturblatt“; wenigstens in Tirol sollen ihre Namen unvergessen bleiben.

Josef v. Schnell an mich.

Innsbruck, am Silvesterabend.

Mögen Euch diese Zeilen an dem letzten Tage des alten Jahres geschrieben als ein freundlicher Gruß willkommen sein zum neuen Zeitsetzen 1844! Sie hoffen um so mehr Euer Wohlgefallen zu erlangen, als sie ihr Schreiber ganz nach dero hohem Wunsche einzurichten bemüht ist. Innsbrucker, Tiroler Zustände also soll ich Euch berichten! Du lieber Gott, die Sache wäre am besten abgetan, wenn ich Euch das „Intelligenzblatt des Tiroler Boten“ als Einschluß schickte! Doch wir wollen versuchen, was sich tun läßt! Einmal vom Philosophieprofessor: Wie er sich auf seiner obligaten Kanzel in der Logik und Physik benimmt, kann ich Euch durchaus nicht sagen; denn alle meine Bekannten, die in solchen Dingen ein kompetentes Urteil hätten, sind bereits der Philosophie entwachsen. Ich selbst aber besuche Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Bisher kam er zu den Sophisten; Ihr seht daher selbst ein, daß sich, bevor er nicht über Plato und Aristoteles hinausgerückt ist, von seiner Fähigkeit wenig urteilen läßt; gewiß ist, daß er bis jetzt der Anordnung und Methode Ritters gefolgt ist, was ich verbürgen kann, weil meine Auszüge aus Ritter den Beweis schwarz auf weiß liefern. Ich warte sehnlich

auf die Periode nach Aristoteles bis Spinoza einschließlich, weil dies die größte Lücke in meiner historischen Kenntnis der Philosophie ist. Von Kant und Hegel bin ich so ziemlich unterrichtet durch den jungen Fichte und neuestens durch Chalibäus.

Daum und Knoflach studieren brav das Naturrecht von Hegel, Marberger seine Geschichte der Philosophie. Daum ist wohl der tüchtigste Bursch, den ich hier kenne und ausgezeichnet durch einen unverwüstlichen Humor, der sich bei ihm so recht als Herrschaft des Geistes über die Prosa des Lebens ausspricht. Der alte Spotteufel Martini ist wieder in Innsbruck, der Schrecken aller Weibsen und Abscheu aller soliden Beamten und Praktikanten. Dafür aber ist er ein selbständiger Charakter, den man gern haben muß. — Euer Musenzögling, der Geistliche Baur von St. Niklaus ist dieser Tage in die andere Welt gewandert, ich glaube an einer Lungenentzündung. Ist er nicht derselbe, welcher den „Triumph der Tugend" episch besang? — Heute abend ist großes Liedertafelfest in Mühlau, wo vermutlich mehr Philister als Studenten zusammenkommen werden. Überhaupt hat diese Liedertafel den ganzen Charakter einer Studentenkorporation verloren und ist zu einer städtischen, gut verwendbaren Vokalmusikbande herabgesunken! „Hundert Mäuler sans tête mit Getön-Getümmel beladen."

Die Jesuiten nahmen sich den Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" so zu Herzen, daß sie alsbald ein Verzeichnis jener deutschen Klassiker herausgaben, welche die studierende Jugend ohne Gefahr für schlechte Bildung lesen darf. Man spricht da-

von, sie nach Bozen hineinzubringen, um dadurch Innsbruck davon frei zu machen und was dergleichen Gerüchte mehr sind. Aufrichtig gestanden ist es mir gleichgültig, ob sie bleiben oder nicht; denn so lange wir armen Österreicher so von Deutschland abgesperrt sind wie bisher, ist es einerlei, ob Peter oder Paul im alten Geleise die Jugend fortschiebt auf der großen Landstraße der österreichischen scientia. Ich fühle von Tag zu Tag mehr, wie man mit dem besten Willen nach Bildung in unserem Vaterlande doch nicht ausreicht, und ich lasse mir's nicht nehmen, der gute Rede- und Schreibstil wird in uns schon von Jugend auf durch den erbärmlichsten Dialekt erstickt. Wir Geologen kommen alle Wochen einmal mit Stotter in einer Kneipe zusammen, und da lassen wir ein Redekomment herumgehen, so daß jeder über ein gegebenes Thema in gebundener oder ungebundener Rede sich aussprechen muß, blos um unsere lahmen Zungen ein wenig zu lösen.

Wenn ich so bisweilen in der Zeitung den Nekrolog eines berühmten Mannes lese, wie reich bewegt sein Leben war, wie er weite Reisen gemacht in den Süden und Norden und wie sich sein Geist ausprägte in Wort oder Tat: Meister, da durchrieselt mich ein prickelndes Gefühl, ich meine aufspringen zu müssen und hinauszurennen in die weite Welt und dann wieder ruhig sitzen bleiben zu sollen, um in kurzer Zeit eine Masse von Studien zu bewältigen. Armes Herz, wohin mit deinem Drang in einem Land, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist. Fast möchte ich wünschen, verliebt zu sein, um nur einen Anhaltspunkt für so viel rankende Arme des Geistes zu gewinnen. Freilich müßte das

Mädel einer Liebe wert sein und nur selbst Vortreffliches lieben könnte! denn ohne Profit treib ich mit meinem Herzen keinen Handel. Um eine solche zu finden, dürfte Diogenes keck wieder seine Lampe anzünden. Was Wunder, wenn mich unter solchen Umständen bisweilen eine recht grämliche Stimmung befällt?

Wahren Trost und Lebensfreude schöpfe ich wieder aus der Odyssee „meerdurchrauschten Blättern". Dahin werde ich immer flüchten, wenn's trübe mir in der Seele werden will. Ich habe auch ein lyrisches Gedicht „Der Abschied Odysseus von Penelope" in petto, wo das hellenische Weltanschauen recht scharf hervortreten soll, zu welchem Zwecke ich den Abschiedsseufzer eines sentimentalen Liebhabers christlicher Zeit als Gegenstück hinzudichten will.

Der Aufsatz über poetische Regungen in Tirol ist nicht von Steub, sondern von Josef Streiter, dem vom Gubernium die Weisung zuging, künftig solche Artikel zu unterlassen. Näheres weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß das Gubernium ein Kollegium von Schafsköpfen ist.

In der Hoffnung auf eine Antwort um 3 Könige.

Euer

Schnell.

Glockengeläute.

Wohlan wer kann mir's deuten
 Warum's im Busen klingt,
Wenn fernes Glockenläuten
 Sich durch die Lüfte schwingt.

Aus längst verblichnen Tagen
Taucht Bild um Bild empor,
Ein jedes tongetragen,
Vielstimmig hallt der Chor.

Der eine von zwei Saiten
Tönt stets den andern nach,
So ruft des Turmes Läuten
Die Seelenglocken wach.

Mit munteren Gesängen
Zieh'n Mut und Freude ein,
In feierlich tiefen Klängen
Tönt das erhab'ne drein.

Mit wehmut-süßer Stimme
Beklagt Melancholie,
Daß Frühlingsglanz verglimme
Und alles Schöne flieh'.

Manchmal auch tönt es leise
Kaum hörbar noch dem Ohr
Wie Weinen einer Waise
Am ehernen Grabestor.

Was mußten sie auch hängen
Ins Glockenhaus hinein
Zu all den andern Klängen
Ein Totenglöckelein!

Cornelie an mich.

Sagen Sie mir, was ist Freundschaft, Liebe, — Worte, weiter nichts! Hätten sie wirklich eine Bedeutung, gäbe es eine Freundschaft, wie wir träumen, wie könnten die, welche wir lieben, uns oft so mißverstehen? Wie könnte die Freundschaft aufhören? Sie werden lachen über den seltsamen Anfang, es ist gerade eine

Laune, daß ich manchmal der Welt den Abschied geben und mich in ein Heiligenbild verlieben möchte.

Ich dachte vor einiger Zeit ernstlich daran, in ein Kloster zu gehen, denn ich hatte wenig Freude am Leben und alles war mir schal geworden. Ich schrieb Ihnen auch in einer solchen Stimmung. Aber an einem herrlichen Abend trieb es mich doch einmal hinaus, ich ging hinauf nach Neuhaus und wie ich auf die ruhige Landschaft herabsah, erkannte ich, wie sehr ich unrecht gehabt hatte! ich fühlte Gott und betete, wie ich lang nicht mehr gebetet hatte. Religion ist der Ölzweig des Friedens und was ist sie anders als Liebe!

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.

Dieses Blatt lag lange auf meinem Tisch; lassen Sie mich fortfahren, indem ich einiges auf Ihren Brief erwidere. Ernst, ja der mag sich freuen! Ei, der hat schöne Begriffe angenommen: „Die Weiber sind nur auf der Welt, alles zu verwirren!" Er verdient wohl eine tüchtige Bußpedigt, wie uns heute unser Pfarrer eine hielt, worin er sagte: „Der Geist der Buße besteht darin, daß du das, was früher dein Auf und Nieder war, womit du dich immer beschäftigtest, lassest und tuest, was du sonst am wenigsten wolltest." Aber was verdienen erst Sie, der Sie die ganze Welt samt allen verwirrenden und verwirrten Weibern um einen Knopf verschachern wollten, — mir graut ganz vor einem solchen Frevel. Ihr seid mit einander ein sauberes Paar.

Ich lese gegenwärtig mit großem Eifer die Bibel, aber ich verstehe sie nicht. Es geht mir jetzt mit allem so; ich ärgere mich täglich über mich selbst.

Viktorie glaubt, der alte Bund sei nur da, um durch den Gegensatz die Reinheit und Herrlichkeit des neuen zu erheben. Mir kommt es vor, als ob das Verhältnis zwischen beiden in Johannes und Christus dargestellt wäre.

Mathilde sagte mir gestern, ich sei zu allen Torheiten aufgelegt und sie sei recht besorgt, was noch aus mir werde. Sie dachte, vielleicht eine Schwärmerin, aber da tut sie mir unrecht, wenn ich auch zugeben muß, daß man leicht auf solche Gedanken kommen kann.

Nun darf ich auch nicht vergessen, daß mir Viktorie zwei Aufträge gegeben hat, nämlich erstens soll ich Ihnen melden, daß endlich ihrem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren sei, indem neulich der Wunsch geäußert wurde, daß morgen wieder eine solche Heubergpartie gemacht werden könnte, wie die Ihnen noch im Gedächtnis sein wird. Dasmal werde sie uns nicht mehr auf Irrwegen in die Brombeerranken führen. Sie können denken, welchen Triumph sie feierte.

Dann läßt sie Ihnen sagen: die Blume, welche Sie ihr gegeben, sehe fürchterlich aus, als ob sie Brandflecken hätte, ganz schwarz und grau; sie sei also der Ehre ganz unwürdig, in das edle Schwabenland eingeführt zu werden, deswegen läßt sie Sie inständig bitten, ihr ein grünes Blatt zu senden. Vermutlich wird sie im Frühling Salzburg verlassen. Ich kann's ihr nicht verzeihen, daß sie sich verliebt hat, eigentlich ist es aber nur eine kleine Eifersucht. Doch was tut's: Liebe und Freundschaft sind ja nur Worte, nicht wahr?

Klarheit und Licht uns allen zum neuen Jahr!

Cornelie.

An Cornelie.

Schimpfen Sie nicht über meine Saumseligkeit; heut hab ich mein Öfchen tüchtig geheizt und da soll's vorwärts mit der Feder.

Sie lesen gegenwärtig die Bibel? Von Zeit zu Zeit kehre ich auch gern zu diesem Buch der Bücher zurück. Ist's die Kindersprache der Menschheit, die uns so mächtig darin anzieht? Purtscher will einen Aufsatz über den Brief Pauli an die Römer abfassen; tut er's, so sende ich Ihnen das Manuskript.

Sehr anregend für Sie dürfte eine geniale Äußerung Schellings über die Entwickelung des Christentums sein. „Man müßte hier drei Perioden unterscheiden, wie es drei Hauptapostel gebe: Petrus, Paulus, Johannes. Das Christentum, in seiner Wesenheit Eines, finde aber in der Zeit steigende Klarheit des Ausdruckes; zuerst des Juden Petrus formstarrer Katholizismus, das sei vorbei; dann folge des tiefsinnigen Paulus aus dem Gedanken aufstrebender Protestantismus und auch dieses Weltalter müsse vergehen und der alles in Liebe einigenden Milde des Johannes weichen." In einem anderen Werke tritt wieder die verhängnisvolle Drei auf als Trinität: Das Reich des Vaters im Judentum, das Reich des Sohnes mit der römischen Kirche, doch die letzte Zeit des heiligen Geistes muß erst kommen: ist der Protestantismus ihr Morgenrot? Vielleicht! Wenigstens nach der Gründung des Christentums in der Geschichte desselben die bedeutendste Erscheinung.

Am Silvester war ich auf einem Balle; ich trug zum

erstenmal elegante Kleidung, frisch vom Schneider weg, und Glacehandschuh, auf höhere Ordre ließ ich mir auch das Haar kräuseln. Nun! als ich eine schöne hochbusige Wienerin am Arm im Saal auf- und abwandelte und mein Blick zufällig den Spiegel traf, durfte ich mir gestehen, daß ich mich nicht zu verstecken brauche. Auch getanzt habe ich, oder vielmehr ich wurde getanzt. Ich stand und gaffte. Da faßte mich so eine Hexe frischweg beim Arm:: „Sie müssen hinein!" Mir wurde ganz herzschlachtig. „Ich kann's ja nicht recht!" — „So zeig ich es Ihnen!" Damit schleppte sie mich ins Nebenzimmer. Nun hatte ich allerdings zu Innsbruck ein bischen getanzt, so ungefähr wie der Bär auf dem Jahrmarkt; hier ging es aber anders und ich machte lachend und scherzend Pas um Pas der ersten Quardillefigur. Eine Schelmin sah heimlich zu, holte das junge Volk und ich wurde in den Strudel hineingezerrt, habe mich auch nicht lange mehr gesträubt. Es ging nicht schlecht; diese Wienerinnen fliegen aber auch, als ob sie den Teufel im Leib hätten. So stünd ich denn am Eingang des Venusberges.

Wien, 19. Januar 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr Brief hat mich recht erfreut; erstlich weil er mich überzeugte, daß Sie sich noch am Leben befänden, woran ich schon zu zweifeln angefangen hatte und dann weil ich daraus abnahm, daß Sie nun durchs Leben tanzen. Die Wienerinnen haben ganz recht und es ist

mir nur leid, daß ich Sie nicht in Ihrer neuen Rolle sehen kann: wär's in meiner Macht, so würde ich mich gleich in einen Wiener oder Sie in einen Salzburger Ballsaal versetzen. Ich kann Ihnen nicht einmal eine Erwiderung Ihrer Beschreibung geben, denn da könnte ich höchstens sagen, daß als „mein Blick zufällig einen Spiegel traf", ich entsetzt zurückfuhr. Ich war auf zwei Bällen und da ich gern tanze und plaudere, so unterhalte ich mich niemals schlecht.

Auf Purtschers Bearbeitung des Römerbriefes freue ich mich, ich besorge nur, daß ich nichts davon verstehen werde.

Etwas Drolliges. Zu Innsbruck läßt man Sie Schauspieler werden. Nun, ihr Männer seid alle ein bischen Kommödianten und es ist gut, wenn wir armen Mädchen das recht bald merken, sonst werden wir in einer Stunde zehnmal über den Löffel barbiert; bei Ihnen scheint es aber nicht so schwer, die wahre Gestalt aus den immerwährenden Verwandlungen herauszufinden und Sie spielen, dünkt mir, Ihre Rollen, wie zu Salzburg bei meiner Abwesenheit den Purtscher: als musterhaften Nachahmer Pichlers. Es kann Ihnen manchmal gelingen, die Leute zu verwirren, aber niemand werden Sie überzeugen, daß Sie das seien, was Sie scheinen wollen.

Man sagt mir nach, daß ich sehr veränderlich sei; es ist wahr, es will mir nichts mehr gefallen, wie früher. Musik mag ich nicht hören und Bücher, die mir sonst gefielen, fremden mich an. Ich war mir immer selbst überlassen und hatte schon als Kind meinen eigenen Willen und da Mathilde viel jünger, Ernst viel älter

war als ich und ich überdies eine wahre Leidenschaft zum Lesen hatte, so brachte ich den größten Teil meiner Zeit bis zum Tode meines Vaters damit hin, ohne Wahl und Aufsicht alles zu verschlingen, was mir in die Hände fiel. Wahrhaftig, es braucht dabei eine gute Natur und viel Glück, um nicht zugrunde zu gehen und es ist kein Wunder, daß ich nicht vernünftiger geworden bin. Wenn ich zurückschaue, bin ich mit meinen Fortschritten seit acht Jahren nicht sehr zufrieden.

Ich habe wenig Lust, die Alten kennen zu lernen, weil ich weiß, daß es fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Zu ihrem vollen Verständnis, glaube ich, ist die Kenntnis der Sprache oder Anschauung ihrer uns noch gebliebenen Meisterwerke unerläßlich. Was mir bei den großen Männern jener Zeit besonders auffiel, ist, daß sie die verschiedensten Eigenschaften in sich vereinigten, daß der Staatsmann und Feldherr auch zugleich Philosoph, Redner oder Dichter sein konnte. Sie waren Menschen und bildeten jede Kraft und Anlage des Geistes und Körpers aus. Jetzt glaubt gewöhnlich jeder, der in irgendeiner Eigenschaft etwas leistet, sich deshalb von allen Anforderungen befreit. „Vom Mittelpunkt des Kreises aus zu arbeiten!" darin gleichen Sie den Alten.

Der Hof, welchen wir bewohnen, wird ein Kaffeehaus, wir müssen also unseren lieben ländlichen Aufenthalt verlassen; schon Ende März, wenn die schönste Zeit für das Land beginnt. Ich wollte, Mama kaufte irgend ein kleines Häuschen; ich würde die Stadt nicht vermissen und Mathilde, wie Sie wissen, schwärmt ja für die Kühe.

Ernsts langes Schweigen ist mir unbegreiflich; krank ist er wohl nicht, ich sorge nur, daß er vielleicht — — — Ermahnen Sie ihn zu schreiben; der Herr Bruder soll nicht gar so faul sein, das verzeiht man einem Freunde kaum.

Gott schütze den neuen Tannhäuser!

Cornelie.

An Heinrich Erler.

Dieser kam aus Tur, war eine Zeitlang Lehrer in einem Hause, wo ihn eine feurige Liebe mit der Tochter verband. Er mußte in die Theologie, mit der in Tirol so viele Verhältnisse abbrechen und wurde schließlich Probst zu Innichen. Dort sah ich ihn zum letztenmal bei einem geologischen Ausflug. Er starb als frommer, gläubiger Priester im Mai 1887. Verse von ihm enthält das Dichterbuch von Ambros Mayr.

Lieber Freund!

Mit Vergnügen sah ich in Deinem Briefe, daß Ihr Brirner Euch mit Naturkunde beschäftigt. Kein Studium möchte ich den Theologen mehr anempfehlen als dieses und dafür habe ich abgesehen von dem praktischen Werte, den es für viele von Euch, die der Beruf auf das Land verschlägt, haben dürfte, meine eigenen Gründe. Dieser Zweig wissenschaftlicher Bildung hat in der Neuzeit eine ungeheure Bedeutung gewonnen; ich möchte fast sagen, er charakterisiert die geistige Physiognomie der Epoche und wer soll mehr auf der Höhe der Gegenwart stehen als der Priester, wenn er darauf wirken will? Es ist jetzt keineswegs mehr ein bloßes Ineinanderschachteln von Tieren, Pflanzen und Steinen wie ehedem; gleich einem Blitz schlägt überall die höhere Ein-

heit durch und die Philosophie dürfte sich in Zukunft mehr und mehr als Naturwissenschaft qualifizieren, freilich nicht im rohen empirischen Sinne.

Ich habe mich letzterzeit viel mit Spinoza beschäftigt, hier gilt das Urteil gewöhnlicher Orthodoxen gar nicht, welche das Gebiß im Munde überall hin ausschlagen, wo nicht die approbatio episcopi darauf steht. Ich bin überzeugt, daß solche Einseitigkeit des Meinens und Trachtens Euch fernab liegt.

Rothmiller behandelte Mineralogie und zwar nach Oken? Zuerst möchte ich ihm ein gediegenes Studium der Kristallographie empfehlen, wobei besonders das größere Werk von Mohs zweckdienlich erscheint. Ich habe darin selbst manches gedacht und versucht, vielleicht lege ich die Ergebnisse in eine Monographie: „Über die Formen der unorganischen Natur“ nieder. Hier wäre vorzüglich der Einfluß des Chemismus auf die Morphologie zu beachten, wofür mir jetzt leider die Menge der streng gesichteten Forschungen fehlt, die allein zu Schlüssen berechtigen. Indes eines gibt das andere, wenigstens bin ich über den Punkt im klaren, von dem ich ausgehen will.

Meßmer trug über die Nibelungen vor? Ich wäre begierig zu erfahren, von welcher Seite er diesen dankenswerten Stoff aufgefaßt.

Ob ich Hegelianer bin? Nach meiner Ansicht ist jedes philosophische System so individuell, daß es trotz seinem Gehalt an allgemeinen Wahrheiten doch nie vom einzelnen vollständig aufgenommen werden und seinem Streben in jedem Fall konkrete Befriedigung bieten kann. Am interessantesten bleibt mir immerhin die

Geschichte der Philosophie, es ist eine „Galerie voll hoher Taten des menschlichen Geistes".

Ich habe mich der Antike zugewendet und bin froh in unserer wüsten Zeit auf dieser Oase auszuruhen. Es ist eine Kunst, welche ihre Versöhnung in sich schließt, wie ein Kreis in sich zurückläuft und darum wie alles ganze im Leben, ist sie auch eine so gewaltige, ideenvolle Erscheinung.

Dramatische Studien treibe ich im weitesten Umfang; daß dabei Shakespeare nicht vergessen wird, begreift Ihr. Auch Job habe ich vor einiger Zeit in diesem Sinne durchblättert. Unendlich viel habe ich hier der Antike zu danken; Bühne und Leben finden volle Berücksichtigung. Hegel hat recht, wenn er irgendwo sagte: „Der dramatische Dichter darf eben so wenig bei dem blos unbestimmten Streben in den Tiefen des Gemütes, als bei dem einseitigen Festhalten irgendeiner ausschließlichen Stimmung und beschränkten Parteilichkeit in Sinnesweise und Weltanschauung stehen bleiben; er hat die größte Entschlossenheit und umfassendste Weite des Geistes nötig."

Calderon, den Ihr ob seines Katholizismus so preist, habe ich auch zur Hand genommen; ich lasse seinen Wert als Dichter unbedingt gelten, muß jedoch gestehen, daß er mir heterogen ist; es ist nicht mein Fleisch, nicht mein Blut und so viel Ihr auch schelten mögt, ich kann nun einmal nicht aus meiner Haut fahren. Ich halte geradenwegs den Versuch der Romantiker, ihn bei unserm Volk einzubürgern oder nachzuahmen, für verfehlt. Anders ist es mit dem Ästhetiker von Fach; dem muß die Welt offen stehen.

Nebenbei blätterte ich im Koran, weil ich gegenwärtig aus dem maurisch-gothischen Kreise einen Stoff zu Faden schlage und mich überall am liebsten an die Quellen wende.

Sonst geht es mir gut; ich ließ den Fasching nicht unbenützt verstreichen und da sogar die Söhne des Himmels sich an den schönen Töchtern der Menschen freuten, wird es mir auch nicht übel zu nehmen sein, daß ich die Augen vor den holden Wienerinnen nicht niederschlug. Doch das sind res saeculares und ich will hier abbrechen, sonst erhalte ich eine Fastenpredigt so schön wie nur Abraham a Santa Clara eine vortrug.

Grüße alle Bekannten!

Wien, 5. März 1844.

Dein

Pichler.

Michael Stotter an mich.

Lieber Freund!

Erstens nehme ich mir nicht vor, heute diesen Brief zu enden, und zweitens will ich zuerst Ihre Frage beantworten.

Die Liedertafel lebt hoch, höher als je. Sie ist die Mutter aller Liedertafeln im Lande. Jede schöne Tat war zuerst ein Lied, das ist der Humor davon: Die lieben Pariser wußten ihr „Allons enfants“ schon auswendig, als sie die Bastille stürmten. Alles, was jung ist, nicht blos Studenten, singt oder plärrt mit. Meint ein Dichter, daß die Belliniſchen Opern nur ein Wehschrei nach Freiheit seien, so mag er recht haben.

Unsere Liedertafel ist aber nicht so melancholisch sentimental. Sie lockt mit einem hellen Schnalzen und Juchhei die kecke königliche Dirne in die Berge herein. Das Lied wissen wir und können es im großen Chore singen, wir werden auch tun können, wenn die Tat kommt. Es läßt sich nichts daraus machen; es macht sich selbst und die schwache Regierung muß dabei tun, als wenn es ihr lieb wäre, denn hindern kann sie nichts mehr.

Der Gang der Zeit ist naturgetreu und gesetzmäßig, ihn bezwingt keine Polizei und keine Zensur. Jedes Einwirken zum Nutzen oder Schaden des Fortschrittes ist gefährlich. Am besten kehre jeder vor seiner Tür. Aber wo Kräfte nötig sind, die aufstacheln und anspornen, da muß jeder mit Kopf und Herz hervortreten und den Mann stellen.

Was im Museum geschieht, ist wenig und viel. Wenig, wenn Sie die tätigen Arme zählen, viel, wenn Sie das Geschrei für wahr halten. Der Kampf mit dem Alten, Verjährten, Verschimmelten dauert fort. Manche ermüden, ich gottlob noch nicht. Zwei Forts werden jetzt an der kleinen Sill gebaut, das frische Alpenwasser trennt sie. Das eine ist das Museum, das andere die Jesuitenschule. Wir haben eine breite Treppe gelegt und drei Tore für den Eingang geöffnet. Kommt, kommt! hier seid Ihr zu Hause. Wir haben nur e i n Stockwerk aufgesetzt und überragen schon die drei Etagen der großen Trutzfeste da drüben. Die Bürger stehen mit verschränkten Armen auf der Straße und schauen hinauf zum roten Aar der Attika. Das ist unser Museum. Da bewahrt man unserer Väter Geschichte,

da glänzen die Reichtümer unserer Berge und ergötzen uns die Gedanken unserer Künstler.

Ich möchte Ihre Idee bezüglich eines Vereins für Altertumskunde schon deswegen nicht in Vorschlag bringen, weil sie leicht wieder dadurch die lorbeerbekränzte Vergangenheit, welche man eben jetzt zugunsten neuer Strebsamkeit zu vergessen beginnt, ins Bewußtsein rufen und die gespannten Sehnen wieder erschlappen könnte. Das Vergangene ist gewesen, jetzt muß ein Neues werden. Das Interesse für das Museum lebt im ganzen Lande auf; das Haus wird zur höheren Lehranstalt. Mehr als je werden die Abendversammlungen besucht und ein wissenschaftlicherer Ton als früher herrscht in denselben. Alle wesentlichen Vorstände des Museums wetteifern in dieser Richtung und finden fruchtbares Erdreich für diesen Samen.

Sie scheinen zu glauben, daß man eine geognostische Karte so leicht hinzeichnen könnte, wie ein Fratzenbild mit langer Nase und spindeldünnen Beinen? Es wird eine Karte von Tirol schon kommen, aber erst wenn die Vorarbeiten gediehen sind. „Tirol ist der Schlüssel der Alpen!" sagt v. Buch und wenn wir nun einen Schlüssel machten und er täte nicht auf, das wäre doch eine Schande. Ich liebe es nicht, halb zu arbeiten; Mohs' opus posthumum ist recht gut, so lang es auf dem mineralogischen Felde bleibt, aber im geognostischen hat er das Pulver nicht erfunden.

Ich möchte Sie sehr gern über das Individuum in der anorganischen Welt diskutieren hören und auch Sie sollten meine Ansicht hierüber hören, wenn das Gegeige nicht das Maß des Briefes überschreiten würde.

Die Kristallographie, so wie sie Mohs entwickelte, hat so viel Geniales, daß sie jeden bezwingt, der sich ihr naht, und sie verdient dieselbe Achtung als die vier Spezies des Rechnens.

Aber über die Form werden Sie mit derselben nie hinauskommen und die Kristallographie für sich wird ebensowenig zur Erklärung der Lebenserscheinungen führen als die Chemie. Erst eine noch zu gründende Wissenschaft, die auf diesen beiden Füßen steht, wird unsere Ahnungen, daß kein lebloses Ding auf unserem Planeten existiere, erwahren. Der Kristallisationsakt ist noch ebenso dunkel als die Generation. Da fällt mir eben die Geschichte der mineralogischen Individuen in der geologischen Zeit ein und ich will selbe Ihnen mitteilen. Leo will nichts von einer patriarchalischen Geschachtsperiode wissen und er mag recht haben; aber ich kann diesen Zeitabschnitt nicht überspringen. Als die mineralogischen Individuen zur Bildung unserer Urfelsarten zusammentraten, brachte jedes seine Berechtigung zur selbständigen Existenz, zur scharfen gesetzmäßigen Begrenzung nach außen mit und sie drängten sich ohne Störung ihres inneren Gefüges, das ihr Lebensprozeß gewoben hatte, aneinander.

Die spießige Hornblende schob sich zwischen dem scharfeckigen Quarz und dem spatig zerklüfteten Feldspat ohne Störung der Eigentümlichkeit des einzelnen ein und behauptete ihre Stelle so abgeschlossen und rücksichtslos gegen die nächsten Nachbarn, wie die patriarchalische Hirtenfamilie. Da fiel aber einigen dieser Herren Individuen ein, ihre eingeklemmte Stellung zu verändern; sie gaben ihre ursprüngliche

Existenz auf und wollten wie Luzifer weiser sein als die anderen. Dieses besonders die Feldspäte. Was kam heraus? Ein Kot, ein Letten, wie immer etwas Schlechteres. Der machte sich aber nun breit; ein böses Beispiel steckte an, umgarnte die leise gewordenen Quarze, welche unwillig darüber ihren Bewältigern scharfe Kanten und Ecken entgegenstreckten, aber endlich doch einzeln umringt und abgefangen wurden. Der übel riechende fettig anzufühlende Tonschiefer, diese glatte, gut genährte Priesterkaste bezwang die kriegerischen, bewaffneten Quarze und machte mit den von Natur aus schon plattgedrückten geduldigen biegsamen Glimmerindividuen aus dem Bauernstande noch weniger Umstände. Beide mußten sich in den Teig, welchen er geknetet hatte, nach Tunlichkeit fügen. Natürlich fanden die unterdrückten Individuenklassen ihren neuen Zustand unbehaglich und erinnerten sich, daß sie es auch so machen könnten, wie die stolzen Feldspäte. Der Kampf begann; Priester und Patrizier stritten mit dem Volke, quetschten, zerrieben und stumpften sich gegenseitig so lange ab, bis endlich die demokratische Masse der bunten und Keupersandsteine und der dichten Kalke daraus wurde, aus denen nur mit Mühe das Individuum erkennbar ist.

So entstanden die Felsarten der sekundären Periode und die Staaten in Griechenland und Rom. Auch über diese schritt der Gang der Zeit hin und bedeckte sie mit einer barbarischen Masse ohne regelrechte Struktur und innere Gestaltung: mit der Kreide und dem Greensand. In diese ungefügigen Schichten haben sich aber, wenngleich in rauher Hülle, doch mit reinstem kristallinischen

Gefüge, die Horn- und Feuersteine, diese Helden aus der Zeit der Völkerwanderung, eingebettet.

Als diese Massen über die Erdoberfläche sich ausbreiteten und das Bestehende überschritten, regten sich auch die Gewalten der Tiefe; die Alpen und andere Gebirgsketten stiegen empor und gaben der Erde eine neue Gestalt Dabei rüttelten sich auch die älteren Schichten, zerbarsten und zerbrachen und schütteten ihre Geröllhaufen über die neue Erdkruste aus. Damit begann die tertiäre Zeit, in der die Individuen der Urperiode einzeln und verbunden wieder die obersten Erdschichten behaupteten und die weit größere Masse zur Bildung unserer Schutthügel lieferten, denn nur sie waren imstande, dem gewaltigen Getriebe der Massen zu widerstehen und wenn auch nicht mit scharfen Kanten und der vollen natürlichen äußeren Form, doch mit ihrer unveränderten inneren Struktur den Stürmen zu entkommen.

Die Trümmer der neueren Formation, welche sich unter die Rollsteine der primitiven Periode mischten wurden beim heftigen Zusammenstoße zerrieben und meist vernichtet. Ziemlich häufig senkten sich Zemente in die Zwischenräume der Geröllhaufen ein und vereinigten sich zu den Konglomeraten der neueren Staaten, in denen das Individuum wohl bewahrt wird, aber sich in die gerundete, abgeschliffene Form fügen muß.

Dies ist die Geschichte des Individuums; wer's nicht glaubt, schaue nur die Natur und die Geschichte nach.

Arbeitet brav und laßt mich auch etwas sehen, an

spitziger Kritik soll es nicht fehlen. Ich tadle herzlich gern, weil ich selbst nichts machen kann.

Innsbruck, am 25. März 1844.

Michael Stotter.

An Cornelie.

Hier der erste grüne Zweig, den mir der Frühling entgegenhielt und ein Brief Stotters, den ich zurückerbitte. Fast scheint es, zu Innsbruck gehen die Wellen hoch, freilich stimmt unser Michael immer eine Oktave höher als andere Musikanten. Er ist's, wie er leibt und lebt, aber dabei immer brav und wacker.

Sie fasten wahrscheinlich schon aus Leibeskräften, aber ich — denken Sie, mir ist ein Gespenst erschienen! Eine schöne Wienerin? Lieber wär es mir gewesen; es war aber ein Kater, ein scheußliches Tier, das heut morgens auf meinem Bette saß und schnurrte, daß mir jetzt noch der Kopf saust. Bruder Liederlich war gestern auf einem Kommers. Meine Landsleute, die dafür eine ganz vorzügliche Nase haben, spürten eine Kneipe aus, draußen vor der Linie, wo ein trefflicher Wein fließt. Gestern abend zog die ganze Bande hin. In der Küche wurde ein Kessel über das Feuer gehängt; wir schnitten Brot, Speck, Selchfleisch in Würfelchen und kochten urtirolische Knödel wie die Bomben. Dann wurde gekneipt bis nach Mitternacht, Huldrió! — Und heut reut es mich gar nicht einmal. Ja Bruder Liederlich! Der Kater nahm endlich vor

der Morgenluft Reißaus, mög' es Ihnen im gleichen Fall auch so gut anschlagen.

Glückauf zum Frühling!

Wien, 31. März 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für Stotters Brief den besten Dank. Da mich die Innsbrucker vergessen zu haben scheinen, so bin ich froh, wenigstens auf Umwegen etwas zu erfahren.

Ja, wir haben wieder Frühling; überall sprossen die jungen Blumen, nirgends so viele wie auf meinem lieben Neuhaus. Am Ostermontag war ich zum letztenmale oben. Gern hätte ich noch einmal Abschied von meinen Lieblingsplätzchen genommen, aber ich konnte nicht mehr dazu kommen und so bin ich denn jetzt in der Stadt. Recht schwer gewöhnte ich mich an diesen Wechsel, aber Mathilde klagte noch mehr darüber.

Vor einiger Zeit sah ich im Theater Halms Sampiero. Ich kann das Stück nicht sehr bewundern. Der erste Akt ist schön, ich hätte aber nicht erwartet, daß das ganze auf eine Mordgeschichte hinauslaufen würde. Sampiero tötet seine Frau, weil sie mit Genua in Unterhandlung steht. Er will dadurch seine Freunde, welche ihn für einen Verräter haltend die Sache Korsikas aufgeben wollen, von seiner Treue überzeugen und sie zwingen mit ihm Genua anzugreifen. So endet das Stück. Ich hätte doch gern erfahren, ob dieses Mittel ihm Glück gebracht habe oder nicht. Es soll ja nur ein

Mittel sein, nicht der Zweck. Der Patriot, nicht der Mörder erregt unsere Teilnahme.

Ich habe die letztere Zeit so viel zu tun gehabt, daß ich das Schreiben beinahe ganz vergaß. Jetzt wundere ich mich selbst, wie es mir einst hat einfallen können, mich mit einem lebhaften geistreichen Kinde, das ich nicht einmal persönlich kannte, in einen Briefwechsel einzulassen, und doch ist es mir leid, daß jene Zeiten und meine schriftliche Bekanntschaft mit Emma längst vorüber sind.

So viel als möglich lese ich im Neuen Testament. Ist es nicht wirklich das Buch der Bücher? Was gibt es, das wir hier nicht wahrer, schöner, ungekünstelter fänden als in jedem andern Werke? Diese einfache, erhabene und milde Lehre, mehr durch Beispiel als Worte vorgetragen: kann man ihr etwas an die Seite stellen?

Aber genug! Was ich fühle und ahne, kann ich nicht in Worte kleiden; ich kann jene nur bewundern, denen es gegeben ist, das, was sich mir nur wie in Träumen naht, klar zu erfassen und auch in die Seelen anderer die Erkenntnis zu übertragen.

Es dämmert schon und die Betglocke bringt dem scheidenden Tage ihr Lebewohl. Gute Nacht also Sie Bruder Liederlich. Was man von Ihnen alles hören muß! Wenn Ihnen noch mehr solche Gespenster begegnen, können Sie am Ende den Einsiedler Antonius in der Wüste ablösen und der Heiligenschein wird wohl auch noch wachsen.

Schreiben Sie bald, „vom Faß weg".

Cornelie.

* *

*

Zur Erläuterung des folgenden Briefes von Schnell teile ich hier einiges mit. Damals wurde es in Tirol unruhig, erst vor kurzem — 1837 — hatte die österreichische Regierung den Bischöfen ihren Arm geliehen, trotz der Bundesakte die protestantischen Zillertaler von Haus und Herd zu treiben; mochte auch der Klerus und sein Anhang zustimmen, so war doch der Unwille über jene gewalttätige Intoleranz bei vielen Gebildeten groß. Dann folgte die Berufung der Jesuiten durch den Landtag, der unter J. v. Giovanellis Einfluß stimmte. Aus jener Zeit datiert die Geburt des tirolischen Liberalismus. Der unglückliche Johann Senn feuerte seine Sonette gegen den Ultramontanismus los, gleich heftig wie sie war das Jesuitenlied Gilms. Am 6. Dezember 1843 veröffentlichte die Augsburger Allgemeine Zeitung den Aufsatz von Josef Streiter „Poetische Regungen in Tirol" und entfesselte dadurch den Kampf der Parteien in den auswärtigen Blättern, denn die österreichischen verstummen unter der Schere der Zensur. Einen Höhepunkt erreichte die Bewegung durch die Angriffe welche der am 10. Dezember 1891 verstorbene Professor Albert Jäger in einem Musealvortrage am 24. Februar 1844 gegen das Erziehungswesen der Jesuiten richtete. Damals noch Benediktiner, war er in der Hofburg Erzieher der beiden Söhne des Stadthalters Grafen Brandis und Professor der Geschichte an der Universität. Seine hervorragende Bedeutung als Gelehrter, als Begründer der historischen Schule in Österreich will ich hier nur andeuten, ein großer Kreis von Schülern sammelte sich um seine Lehrkanzel in Wien, mancher trägt in der

Wissenschaft einen berühmten Namen. Zum Ärger der Regierung hörten die Korrespondenzen in auswärtigen Blättern nicht auf; hier war auch Fenner von Fenneberg beteiligt, der 1848 in den Oktobertagen zu Wien hervortrat. Diese Kämpfe kann ich hier nicht weitläufig behandeln, es gebührt ihnen ein Platz in der deutschen Literaturgeschichte, in der deutschen Geschichte, wenn diese einmal nicht blos einseitig dargestellt wird. Es genüge zu sagen, daß damals das kleine als ultramontan verschrieene Tirol vor anderen Kronländern Österreichs in erster Linie stand.

Brief von Josef v. Schnell.

Innsbruck, 21. April 1844.

Den Brief an Dr. Schuler habe ich allsogleich übergeben und wenn Ihr von seiner Seite noch keine Antwort bekommt, so ist es nicht meine Schuld. Daß ich mit Euern Mitteilungen hinter dem Berg zu halten weiß, dürft Ihr keck überzeugt sein. Gerade kanonieren sie, die guten österreichischen Untertanen, dem Geburtstag des Kaisers zu Ehren und machen meinen Ohren Baumwolle erwünscht. Aber der Himmel schneidet ein saures Gesicht zur ganzen Feierlichkeit und hat die graue, regentriefende Kampagneuniform angelegt. Ist's außen recht trüb, häusle ich mich gern ein und halte in Goetheschem Behagen Gedankenrevue. Diesmal sollt Ihr Zeuge davon sein — freilich eine kleine Ehre, die ich Euch antue, aber gut gemeint. — Daß ich Euch so lange nicht schrieb, müßt Ihr mir schon verziehen haben; sonst lest lieber nicht weiter; denn in übler Laune habt Ihr von meinem Brief gar nichts. — Wenn Ihr glaubt,

ich leide an religiöser Schwermut, so könnt Ihr recht und unrecht haben. Recht — wenn Euch das Bemühen, historisch Festgestelltes, wie die christliche Kirche, denkend noch einmal festzustellen, nichts anderes als frommes Bauchweh ist, — unrecht, wenn Ihr mir eine „herz- und hirnweiche Empfindelei“ mit Weihnachtskrippen und Karwochengräbern und den Glauben andichtet, als sei der katholische Taufschein die unerläßliche Eintrittskarte zur himmlischen Ewigkeitssoiree. Vielen Dank weiß ich Euch dafür, daß Ihr mich auf das *γνωθι σαυτον* der Alten aufmerksam machtet. So widersprechend es anfangs mit der griechischen Weltanschauung aussieht, so ist es am Ende dennoch der Wahlspruch ihres ganzen Denkens. Ihr wißt, keinem Griechen fiel es ein à la Kant sich mit verbundenen Augen vor ein „Ding an sich“ zu stellen, um in aller Demut dessen Unerforschlichkeit anzuerkennen, — nein, denkmutig und der ursprünglichen Einheit von Geist und Natur instinktmäßig bewußt treten sie heran die antiken Philosophen an die eherne Wirklichkeit, die flüssig wurde in dem Feuerofen ihrer Geister. Diese von ihnen anerkannte Macht des Geistes, die objektiven Dinge formell zu reproduzieren, berechtigte sie auch, das *γνωθι σαυτον* als Spitze alles Wissens in den Tempelfries Delphis einzugraben. Nehmt die Art und Weise, wie ich Euren Vorwurf aufzufassen imstande war, freundlich auf und laßt mich ein weiteres darüber hören, wie Ihr versprochen habt. — Mit der Odyssee werde ich diese Tage fertig werden und sie als ein Buch aus der Hand legen, dessen Inhalt mich liebevoll begleitet hat durch 4 Jahre wie ein himmlischer Genius bald nah

zur Seite, bald weiter entfernt und zurückgedrängt von Fratzen sowohl als anderen Genien, bis ich endlich heuer einen dauernden Bund mit Homer geschlossen zur ewigen Jugend des Geistes. Ich will dann die Ilias beginnen und mit den Hellenen nach Troja ziehen.

Gegenwärtig beschäftigt mich ein Aufsatz über Alexis, eine Trilogie von K. Immermann, die mich entzückt hat. Wenn's einer versteht Licht und Schatten im dramatischen Gemälde gleichmäßig zu verteilen und nicht dadurch den Helden in blendender Weiße erscheinen zu machen, daß man den Bösewicht über und über mit Ruß und die anderen Nebenfiguren mit obskurem Grau anstreicht — so ist es Jedermann, den seine Freunde den „Strengen" nannten. Jetzt hab ich lang genug meine Glocke geläutet; wenn Euch die Ohren summen, lest weiter, es kommt Baumwolle. — Seit einigen Tagen haben wir hier einen politischen Märtyrer. Baron Fenner, der hiesige Korrespondent der Wiener Theaterzeitung, ließ in den Kaffeehäusern herum lautwerden, es werde bald in irgendeinem ausländischen Blatte ein Aufsatz über Tirols Zustände in vielfacher Beziehung von seiner Feder erscheinen. Ihr wißt, die poetischen Regungen Tirols haben eine Verteidigung der Jesuiten in der Allgemeinen Zeitung hervorgerufen, wo Balde und Denis Sterne erster Größe genannt wurden, — nun, der Artikel soll auch von Fenner herrühren, — kurz, die Polizei nahm seine Papiere in Beschlag und er selbst wurde wegen unbefugter Korrespondenz mit dem Auslande zur Verantwortung gezogen. Der Mensch ist in wissenschaftlicher Beziehung

ein bemaltes Ei ohne Dotter, ein Prahlhans, Übersetzer von französischen Theatern und sogenannter Originaldichter. Einige wollen behaupten, die ganze Geschichte sei eine Finte und diene nur dazu, einen geheimen Polizeispion aus ihm zu machen, der eben dadurch keinen Verdacht erregen könne. Der letzte Schmähartikel in der Allgemeinen über Dr. Streiter wurde vorher zur Hofzensurstelle geschickt und diese übermachte ihn der Redaktion in Augsburg, wodurch die Redaktion soviel als gezwungen war, demselben ihre Spalten zu öffnen. Streiter war voriges Jahr oder früher in Augsburg, wurde mit den Redaktoren der Allgemeinen bekannt und sie nahmen ihn als stehenden Korrespondenten aus Tirol auf. Dies verbürgt die Wahrscheinlichkeit, daß jener Aufsatz den Weg über Wien gemacht. Ich verdanke diese Auskunft dem Albert Jäger, der sie aus einem Briefe Giovanellis aus Bozen hat, warin dieser die Autorschaft ablehnt, aber diese Spur angibt. Jedenfalls muß jemand der Verfasser sein, der hohe Bekannte in Wien hat, sonst würde sich die Zensurhofstelle mit solchen Schmutzereien nicht abgeben. — Seit einem Monat ist im Hofgartenpavillon eine Turnschule errichtet. Der Meister ist aus Wien, ein Schüler Stephanis. Sogar Beamte von 40 Jahren nehmen Anteil. Jägers Vortrag über das Erziehungswesen der Jesuiten hat ungewöhnliche Sensation gemacht. Die Gegner verketzern ihn — Giovanelli schrieb ihm eigenhändig, er solle entweder Buße tun und Kapuziner werden oder zum Protestantismus übertreten, denn der katholischen Kirche gehöre er nicht mehr an. Über Flir beklagen sich seine Freunde, daß er ultrakatholisch

werde. Professor Schenach trägt seine Geschichte der Philosophie gegen mein Erwarten sehr gut vor. Er entbehrt alles Schmuckes der Rede; aber Deutlichkeit und Gründlichkeit erheben ihn über Flir, der oft mit ein paar Exklamationen über das Schwierigste weghüpft. Schenach hält sich besonders bei Aristoteles an Hegel. Die akademische Jugend (die Philosophen) zeichnet sich heuer in studentischem Dünkel und Dunkel aus. Verhältnismäßig haben Flir und Schenach mehr Juristen als Philosophen in ihren freien Kollegien. Lebt wohl.

Schnell.

An Cornelie.

Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen bei meinem letzten Besuch von Sigmund Schlumpf erzählte? Wir verlebten die Kindheit gemeinsam bis zum sechsten Jahre. Bei der raschen Entwicklung seines Geistes und durch äußere Verhältnisse überholte er mich im Studium um mehrere Jahre, so daß er bereits die Universität bezogen hatte, während ich noch im Gymnasium schwitzte. Wir waren einander selbstverständlich völlig fremd geworden; er durfte von seiner Stufe auf mich herabsehen, mir wollte seine Empfindsamkeit schlecht behagen. Später erfuhr ich, daß er einige schöne sentimentale Lieder gedichtet habe, die sich bei den Studenten, unter denen er überhaupt in hohem Ansehen stand, großen Beifalls erfreuten. Seine Freunde hingen mit Begeisterung an ihm und wenn jemand, führte dieser edle Jüngling ein den Musen geweihtes Leben. Der edle Johann Georg Ritzl, welcher ihm bald ins Grab folgen sollte,

zeichnet ihn kurz: „Eine kindliche Natur, rein wie fließendes Gold; die Wahrheit selbst, hat er in seinem ganzen Leben auch nicht im Scherz ein unwahres Wort gesprochen, stille aber tief schwärmerische Poesie; ich fühle wohl oft eine unendliche Sehnsucht nach ihm." Die ärztliche Praxis, der er sich widmen wollte, hätte ihn wahrscheinlich aufgerieben durch den herben Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den zu vermitteln ihm alle Anlage fehlte. Von Jugend an kränklich, trug er den Keim des Todes in der Brust; mit tiefer Sehnsucht horchte er den Stimmen aus einer andern Welt, das Gedicht, worin er dieses ausspricht, kann ich nie ohne Rührung lesen.

Ahnung.

Ein Glöcklein hör' ich öfters läuten
Von fremdem seltnen Wunderklang,
Doch was das Glöcklein zu bedeuten,
Hab' ich umsonst geforschet lang.

Ich hör' es nur in heil'ger Stunde,
Zumeist in stiller Mitternacht,
Wenn alles schweigt in weiter Runde,
Kein andres Menschenaug' mehr wacht.

Auch hör' ich ernste heil'ge Lieder,
Ein andres Leben öffnet sich,
Dann sinkt der Schlummer schwer hernieder
Und Träume viel umschweben mich.

Kommt dann die Sonne klar und helle,
Nimmt alles seinen alten Lauf,
Nur mir ist einsam um die Seele,
Als stünd' ich aus dem Grabe auf.

Das hat er zu Wien gedichtet. Aus Venedig stammt wahrscheinlich die folgende Strophe:

Allwesen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist du nicht Abendrot und Stern,
Und stille See, unsterblich Lied.

Sie atmet den Hauch des Friedens, den er sich nach schweren religiösen Kämpfen errang. Sein Tagebuch wußte viel davon zu erzählen, leider ist es verloren. Zu Padua wollte er nach den praktischen Kursen seine Rigorosen machen, vielleicht mit der Hoffnung, daß der freundliche Himmel Italiens ihm einige Tage zulegen, wenn auch nicht volle Genesung spenden werde. Um einige Studien zu machen, besuchte er das Spital und dort war es, wo die innigste und letzte Liebe sein Herz ergreifen sollte. Unter den Kranken befand sich ein Mädchen, das nach Erklärung aller Ärzte unrettbar an einem Brustleiden darniederlag. Doktor Christian Schlechter, der damals zu Padua studierte und mit Schlumpf vielfach verkehrte, hat sie mir geschildert. Als der sonst so nüchterne Mann von ihrer Geduld, von ihrer sanften Ergebung und all der Schönheit, welche ihren hinsinkenden Leib wie Morgenschimmer einer heiligen Zukunft verklärte, in beredter Begeisterung sprach, konnte ich mir leicht vorstellen, welchen Eindruck sie auf Sigmund gemacht habe. Ein Gedicht von ihm wird dieses besser zeigen, als die Erzählung des andern; ich will es beifügen, denn es drückt ihr Wesen, wie sie auf ihn wirkte, vortrefflich aus.

Letzte Bitte.

Du mit dem dunkeln Lockenkranz,
Mit deiner Augen Himmelsglanz,
Ach wende mir, Du holdes Du!
Dein bleiches Antlitz zu.

Ich bin so krank, der Busen brennt,
Ich fühl's, ich fühl's, es geht zu End!
Ach, wende mir, Du holdes Du!
Dein bleiches Antlitz zu.

Er mußte sie sterben sehen, allein die Erinnerung an ihr Hinscheiden erhellte seine letzten Stunden; man fand ihn eines Morgens tot, Lächeln wie vom Weihegruß der Ewigkeit im milden Gesicht. An seiner Bahre vereinten sich Deutsche und Italiener zu inniger Teilnahme.

Auf meiner letzten Reise durch Tirol besuchte ich zu Waidring seine Eltern. Der Vater, ein wackerer Schützenhauptmann von 1809, nun altersgrau und verwittert, drückte mir, dem Jugendfreunde des Sohnes, herzlich die Hand. Ich erzählte ihm, daß die Erinnerung an ihn bei vielen jungen Männern, die er einst durch seine Begeisterung für Wissenschaft und Kunst entflammt, noch nicht erloschen sei. Da gingen dem Alten die Augen über, er seufzte schwer und sagte, mich lang anblickend: „Er wäre jetzt in Ihrem Alter; Sie stehen gesund und kräftig da, er liegt in Welschland unter der Erde, — wer hätte das gedacht!" Die Mutter nebenan konnte die Tränen nicht zurückhalten, wie denn beide sehr gemütliche und brave Leute waren. Sigmund blieb ihr stets mit Wärme zugetan; dies zeigt ein Gedicht, das ich Ihnen beilege.

An meine Mutter.

In meiner Kindheit frühen Jahren
War ich ein kranker bleicher Knab',
In meinen gold'nen Lockenhaaren
Sollt ich zur dunkeln Gruft hinab.
Mein Brüderlein von sonnger Weide
Bracht' mir viel Blümlein mit nach Haus,
Die Mutter lieb an meiner Seite
Band sie still weinend mir zum Strauß.
O Mutter! hättest Du gewunden
Ums junge Haupt den Totenkranz,
In Deinem Arm hätt' ich gefunden
Der Engelskrone lichten Glanz.
An deines Herzens Heiligtume,
Von Deinen Tränen sanft betaut,
Im Lockenhaar die zarte Blume
Hätt' ich des Himmels Glanz geschaut.

Ich schickte ihr die „Frühlieder aus Tirol", welche einiges aus seinem Nachlaß bieten.

Hier schalte ich die Antwort ein:

Waidring, den 10. Dezember 1845.

Verehrtester Herr Pichler!

Ihre werte Zuschrift samt dem Buch, worin die Gedichte mehrerer gut bekannten Freunde, so auch meines lieben Sohnes Sigmund enthalten sind, haben wir richtig mit großer Freude und Rührung erhalten. Ich bin daher so frei, statt meinem Mann, der gegenwärtig etwas unpäßlich ist zu antworten und den innigsten Dank für Ihre gütige Bemühung zu entrichten. Wenn Sie am Ende des Schuljahres wieder

nach Tirol kommen, so bitte ich, uns zu besuchen, indem wir mit einer Wenigkeit erkenntlich sein möchten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es uns noch immer kränkt, den Sigmund so früh verloren zu haben. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß es viel braucht, bis man am Ende seiner Studienjahre ist, und so nahe am Ziel ihn verlieren, ist schwer. Verehrtester Herr Pichler! Sie wünschen das Tagebuch zu durchlesen, was aber im ganzen genommen nichts anderes ist, als düstere Schwermut; ich habe es lange nicht lesen können, so sehr griff es mich immer an. Besonders waren die letzteren Jahre schwer für ihn; es mag wohl die Ursache seiner Krankheit das Seelenleiden vergrößert haben. Ein Leben ohne Hoffnung gesund zu werden, was er als Mediziner besser einsehen konnte, und doch so ganz Empfindung für alles Schöne und wahrhaft Edle, von Jugend auf zur Schwermut geneigt und nur in sich gekehrt, fern von seinen Angehörigen, verwelkte diese Blume, die für uns immer eine Freude war. Verzeihen Sie mir, der Mutter, die ihren Erstgeborenen nicht vergessen kann. — — Wir hoffen, daß er nun jenen Frieden genießen wird, den er hier nie finden konnte, und wo er sich in seinen Blättern immer darüber beklagte; die Ratschlüsse Gottes sind unergründlich, es wird so am besten für ihn sein.

Also nochmals den innigsten, den herzlichsten Dank für dieses Denkmal der tätigsten und aufrichtigsten Freundschaft; möchte es Ihnen immer wohl ergehen und nehmen Sie einstweilen die Versicherung hin, durch Ihre Bemühung eine Familie erfreut zu haben, die es zeitlebens nicht vergessen wird.

Indem sich mein Mann und ich höflichst empfehlen, zeichnet mit ausnehmender Hochachtung

Ihre

ergebenste Freundin

Ursula Schlumpf,

pensionirte Zoll-Einnehmers Gattin.

Was soll ich noch beisetzen? Manche werden es für zwecklos halten, solche Gedichte, die sich gar nicht einmal durch Reinheit der Form auszeichnen, aufzubewahren oder über den Verfasser, der durch keinen neuen Gedanken auf dem Meere der Zeit einen Wellenschlag hervorbrachten, ein Wort zu sagen. Es mag sein! Und dennoch ist er vielen lieb gewesen, weil sein Herz reich war an Liebe. Deswegen erschien auch mir sein Tod, als ich seinen kleinen Nachlaß, den man mir zugesandt, durchblätterte, wie ein schmerzlicher Verlust, obwohl wir uns seit den frühen Jahren der Kindheit fremd geworden waren. Auch Sie werden dem fast frauenhaft weichen Dichter, der so früh abgerufen wurde, Ihre freundliche Teilnahme nicht versagen. Vielleicht fällt Ihnen Hölty ein. Es ist eine Ähnlichkeit im Lebenslauf beider, im übrigen aber sind sie innerst verschieden, was Sie gar leicht herausfühlen werden. Ich möchte die Brust unseres Freundes einer Äolsharfe vergleichen: sie hat nur einen Mollakkord, aber dieser eine ist voll, tief und rein.

Ostern habe ich auf dem Kahlenberg gefeiert. Meine Landsleute und ich mieteten in einem Dorf vor der Linie Gäule und versuchten einen Ritt. Ich, der nie zu Roß gesessen, wurde von der ersten steifen Kurbette in den Staub geworfen. Ein Artillerist fing den Gaul

auf und schnallte den Sattelgurt fester, so daß ich den andern nachtrotten konnte. Diesen war es aber auch nicht besser ergangen; ich sah gar manchen, der den Hals seiner Mähre brünstig umschlang oder sich verzagend in die Mähne festkrallte. Indes erreichten wir ohne Unfall die Höhe mit der Burgruine, wo einst Kaiser Albrecht den allzeit fidelen Wienern die Freiheitsbriefe zerschnitt. Dort sammelten wir uns um die Flasche. Es wurde Abend. Im Westen tauchten noch einzelne Feuergarben auf, während über das ungarische Flachland schwer und dunkel die Nacht stieg. Ich dachte an Schlumpf und trat ins Freie. Ein leiser Luftzug wehte über die Trümmer und beugte die Rispen des Perlgrases, die über das Gestäude der Brombeeren wuchsen. Mir kommt bisweilen vor, als blicke ich in die Tiefe des Weltalls, als höre ich den bangen Seufzer jedes Geschöpfes, daß es untergehen muß und nicht bleiben darf, dann aber ist es mir, als raff' es mich empor wie Johannes auf Patmos: es soll ertönen die Siegeshymne der Unsterblichkeit, der Engel wird niedersteigen, der von den Gräbern des Unterganges den schweren Stein wälzt und umgestimmt wird das: „Aus der Tiefe rufen wir zu dir, o Herr!" in einem prächtigen Choral, in ein Alleluja des Lenzes!

Als Gegenstück zum „Letzten Priester der Isis" habe ich ein „Schwanenlied der Sibille" entworfen. Das Aufsteigen eines Kreuzes aus Sternen über dem Meer des Ostens verkündet ihr die Geburt des Messias. Sie eilt nach Rom, wo Augustus eben sein Siegesfest feiert und wird hier mit Hohn ausgewiesen, denn die Großen der Erde haben meistens lange Ohren, die prophetischen

Stimmen der Zukunft hören sie aber doch nie. Da geht sie auf das Kapitol und entbeut einer Schar von Kindern den Gruß des Himmels. Diese nehmen ihn freudig auf; sie hat ihre Sendung erfüllt und sinkt tot zusammen. Die Kinder bedecken ihre Leiche mit Palmenzweigen; von jetzt an schweigen die Orakel des Heidentumes. Ob ich zur Ausführung komme, weiß ich eben nicht, es zerstreut mich zu viel und vielerlei. Schließen Sie ja nicht aus diesem Stoffe, ich sei ein Asket geworden. Leichsinnig allerdings ein bißchen; soll ich stets den lustigen Reigen, der diese Stadt mit endlosen Blumengewinden umflicht, stets Kuß und Wein meiden? Mein Innerstes bleibt unberührt: aus spielenden Augen blickt oft ein strenger, erdenfreier Geist.

Dieser Brief liegt schon lang in meinem Pult. Ich schreibe Ihnen so wie man einen Freund aufsucht; wenn man gerade das Bedürfnis hat, sich gegen ihn auszusprechen: ja seien Sie mein Kamerad! Jetzt will ich schließen, sonst komme ich eher als dieser Brief nach Salzburg.

Wien, 15. Mai 1844.

Ihr Pichler.

Brief von Schnell.

Gestern war ich bei Stotter und fand dort eine philosophische Abhandlung von Kaplan Ruf im Manuskript: „Sein und Erscheinen" betitelt. Ich habe nur einiges davon gelesen und mir einen besonders auffallenden Satz gemerkt: „Was ist, erscheint auch; was nicht erscheint, ist nicht." Ruf scheint sich der Feuer-

bachischen Anschauungsweise zuzugesellen. Ich wünsche ihm und jedem andern Glück dazu. Aufrichtig gesagt, meine Begeisterung für reine Philosophie hat sich ziemlich abgekühlt; wären die Deutschen von jeher weniger philosophisch gewesen, wir lägen jetzt nicht in einer solchen politischen Misere. Die Tronrede König Wilhelms von Preußen! Was werden die Rheinländer für lange Gesichter machen! Ich hätte ein paar Gedichte in Bereitschaft; wenn Ihr sie in ein Taschenbuch hineinpraktizieren könnt, soll es mir lieb sein. Habt ihr vielleicht in das elsässische Taschenbuch etwas eingeschickt? Schreibt mir zuvor, wohin diese poetischen Vögel fliegen. Hartwigs Buch über Tirol ist mir nicht zu Gesicht gekommen; Koch habe ich teilweise gelesen; er hat den wienerischen, arroganten Ton eines Hofrats, ist aller Anmut ledig und mir unausstehlich.

Der geognostische Verein gibt eine Gebirgskarte Tirols heraus und Dr. Stotter arbeitet an dem Text. Der Gouverneur Brandis hat auch ein Buch erscheinen lassen: „Die Geschichte der Tiroler Landeshauptleute von Michael von Brandis". Ich habe es noch nicht zu Gesicht bekommen. Unter den heurigen Musealvorlesungen, von denen ich nur den geringeren Teil hören konnte, zeichneten sich vorzüglich Flirs Vortrag über Hamlet, Schulers über Grabbe und Alb. Jägers über den Heimfall Tirols an Österreich im Jahre 1813 aus. Letzterer stellte den Herrn v. Roschmann, charakterlosen Andenkens, an den verdienten Pranger. Wirklich tat dieser Mensch alles, um seinem Lande auch noch den letzten Schimmer seiner verfassungsmäßigen Rechte zu rauben, hätte nicht Kaiser Franz soviel Rechtlichkeits-

sinn besessen, um seinen Einflüsterungen kein Gehör zu geben. Denkt Euch, Kaiser Franz hat mehr gegeben als seine Beamten unserm Lande zugestehen wollten!! Schützenlied, gottlob, ist mir noch keines über die Zunge gekommen; Gilm verschießt dafür desto mehr poetisches Pulver; ich begreife nicht, wie er sich von einer solchen allerhöchst angeordneten Volksbewaffnung, um einstens „die Boarn“ totzuschlagen, hat können düpieren lassen. Senn hat seine Glossen zu Faust in der „Gegenwart“, einem Wiener Blatte, zu Drucke befördert. Schuler ist dermalen unpäßlich.

Den August vergangenen Jahres brachte ich großenteils in der Schweiz zu. Ich ging nach Zürich, Bern, Neufschatel, Lausanne, Genf, über die Dent de Jaman ins Simen- und Sanental, nach Thun, von da ins Berner Oberland und über St. Gallen zurück. Ein merkwürdiges Land, die Schweiz! Bei all den politischen Stürmen hat das Soziale nie gelitten, die Freischärler haben nicht einen Heller gestohlen und alle Lebensmittel sogleich bezahlt. Die Straßen sind vortrefflich, die Schulen musterhaft, die Spitäler großartig, die Felder gut bestellt, die Häuser elegant und die Hütten der Armen wenigstens reinlich. Dies alles gilt aber nur von der reformierten Schweiz; die katholischen Kantone sind weit zurück. Quid hoc ad coelum! fragt der Katholik, nicht wahr? Nichts destoweniger muß man sagen, daß die katholischen Kantone in dem politischen Streit das Recht für sich haben. Sie fußen auf den Verträgen von 1815 und die Radikalen wollen eine Verminderung der Kantonalsouveränetät neben einer tüchtigen Zentralgewalt. Bei Bern be-

suchte ich das Fellenbergische Institut in Hofwyl und lernte auch Wilhelm von Fellenberg kennen. Der Vater, wie Ihr wißt, ist leider gestorben. Man sagt, das Erziehungsinstitut sei seit seinem Tode gesunken. In Genf besuchte ich, durch Rekommandationsschreiben eingeführt, die Soiree bei einer Cousine von James Fazy. Ich könnte Euch von der Feinheit des genferischen Konversationstones keinen Begriff geben; so etwas findet man bei uns gar nicht. Vielleicht in Sachsen trifft man ähnliches; im ganzen ist der Deutsche und seine Sprache in Tirol zu plump, um ein feiner Gesellschafter sein zu können. In Appenzell lernte ich den Landamann Zellweger und seine Familie kennen.Sein Oheim, Joh. Zellweger, hat eine Geschichte seines Vaterlandes mit vier Bänden Urkunden herausgegeben. Was der Appenzellerischen Gesellschaft an Feinheit gebricht, ersetzt sie durch inhaltreiches Gespräch und biedere Herzlichkeit. Der Reichste lebt dort nicht anders wie der minderbemittelte Bürger; die Wohltätigkeit für Arme ist organisiert und das ganze Land eine Friedensinsel mitten im stürmischen Meere. Das macht, sagt Zellweger, weil das appenzellische Volk seit 400 Jahren in der demokratischen Staatsform geübt ist, die andern Kantone sich aber erst daran gewöhnen müssen. Vor dem Jahre 1830 war der größere Teil der Schweiz aristokratisch.

Ich lese jetzt Gottfried von Straßburg und dann Wolfram von Eschenbach; nebenbei immer Homer und Thierschs griechische Grammatik. Auch Geschichte werde ich wieder aufnehmen und zwar Schlosser von A bis Z.

Leo ist mir zuwider geworden; er ist doch gar zu fanatisch.

Ich bedanke mich schließlich für die mir zugedachte reiche Braut, bedauere aber für mich selber in dem Fall der seligsten Jungfrau zu sein und dem Engel antworten zu müssen: Ich weiß von keiner Partie! Laßt mich mit der Antwort nicht so lang warten als ich Euch, seid also ein wahrer Christ, grüßt mir Purtscher und schreibt mir von Eurem Treiben in extenso!

Mai 1844.

J. v. Schnell.

An Sebastian Ruf.

Ist denn bei Euch eine solche Ebbe eingetreten, daß der letzte Tintentropfen verrann? Stotter schrieb von solchen Springfluten, daß ich meinte, gleich hinauflaufen und mittun zu müssen. Auch Flir scheint mich vergessen zu haben, von Schuler nicht zu reden.

Ich bossle allerlei; mit der Philosophie will es aber nicht mehr vorwärts. Das Sein, Nichts, Für sich sein und An sich sein interessiert mich jetzt weniger als das Dasein und vor allem sehne ich mich nach dem Wesen. Indes würde ich es als eine große Lücke beklagen, wenn ich mich nie mit Philosophie beschäftigt hätte; die vielen Stunden, welche ich seit Jahren darauf verwendet, haben mir Wucherzinsen in jedem Sinn gebracht. Ich werde auf diesem Acker die Hand gewiß nie ganz vom Pfluge lassen, obgleich ich einsehe, daß ich zum spekulativen Philosophen nicht das Zeug habe. Meine Flügel sind, um mit Plato zu reden, zu stark verklebt; weil

die Federn nicht treiben wollen, gebrauche ich sie als Hände und meine Füße sind auch fest.

Δώς μοι ποῦ στῶ!

Stelzen schnall' ich mir keine daran; denn man fällt damit doch nur, ohne zu erreichen, was dem natürlichen Wuchs zu erreichen versagt ist. Mehr mündlich. Ich muß für die Prüfungen ochsen. Würde nur Chemie und Physiologie besser vorgetragen!

Wien, 22. Mai 1844.

Ihr

Pichler.

Aloys Flir an mich.

Die Vorwürfe, welche Sie uns an die Köpfe schleudern, müssen wir geduldig akzeptieren. Die schöne Zeit, wo mir das Briefeschreiben ein innigstes Bedürfnis war, ist längst vorüber: der Drang nach einem behaglich trauten Gespräche im lebendigen Gedankenspiel oder Ernst trat an die Stelle. Der Plunder der Alltagsgeschäfte legt sich so drückend auf das Leben, daß es, wie der Fuchs mit seinen Flöhen, in das Nasse sich flüchten muß, um ihrer ledig zu werden. Durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet. Zu diesem Ekel gegen Pult und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: Man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, tot — die Buchstabensprache das Innere mitteilt. Und mittels gegenseitiger Mißverständnisse, die sich oft bis zu tollem Ärger steigern, eine

lang gedehnte Korrespondenz fortzuschieben, ist denn doch eine miserable Kärrnerei. Also muten Sie mir ja nicht zu, mich in Ihre Feuerkreise hineinzuziehen und in Ihrer brausenden Geistesbewegung mitumschwingen zu können. Je unerquicklicher und widriger mir das Schreiben ist, um so erfrischender und belebender sind mir Briefe aus lieben, befreundeten Gemütern. Ich verschlinge sie enthusiastisch wie Ezechiel sein Buch: Sie sind mir ein Manna in der Wüste. „Verdammter Egoist!" rufen Sie vielleicht aus. Nun ja — ein Egoist bin ich allerdings eben so weil ich ein ego bin, wie ich menschlich bin, weil ich ein Mensch bin. Ein Egoist sind Sie auch, mit Verlaub zu reden. Wenn es sich also mit Ihrem Egoismus vereinbart, meinem Egoismus eine Freude zu machen, so wird mein Egoismus dem Ihrigen dankbar sein. Zerreißen oder zerstoßen Sie das Blatt noch nicht, sondern lesen Sie geduldig weiter. Ihre Weltansicht ist von der meinen zwar vielseitig nicht nur verschieden, sondern mit ihr im Gegensatze. Doch das verschlägt nichts. Ein jeder strecke sich nach seiner Elastizität, ein jeder trage die Nase, wie sie ihm gewachsen, ein jeder suche das Wahre und Gute nach seinem Vermögen. Sie sind in Ihren Jahren weit toleranter, als ich in diesem Alter war. Wer nicht mit mir stand, stand gegen mich und mit wildem Hochmute hielt ich jeden für dumm und borniert, der nicht pantheistisch dachte. Sie scheinen diesen Paroxysmus der Tölpeljahre längst überwunden zu haben. Wenn Ihnen aber etwa ein Wunsch aufzuckt, sich mit mir philosophisch zu balgen, so habe ich auch diese Rauflust schon seit Jahren überlebt. Die geistige

Entwicklung durchläuft ihre Stadien, wie die physische: eine energische Natur stockt nicht zu lang auf einem untergeordneten Punkte; ihr eigenes Leben treibt sie weiter; es bedarf der Handlanger nicht. Ich taste nie hinein in ein strebend Wesen und jedem Pedanten, der so etwas versucht, ruft man mit Recht zu: „Rühre nicht, Bock, denn da brennt's!" Wollte aber ein Jüngerer an mir einen Bekehrungsversuch beginnen, wie es wohl schon einige sich einfallen ließen, so stopfe ich ihm mit einem Kusse den Mund oder gebe ihm eine Ohrfeige. — „Aber was hat denn der Kerl noch übrig nach allen Überlebtheiten? Sein Brevier und die Chrestomathia Latina?" Die Frage ist unrichtig gestellt. Daraus, daß ich viele Dinge überlebt und abgestreift habe, folgt nicht, daß ich zu einem Residuum — zu einem magern Reste reduziert worden; wenn es mir auch noch an unendlich vielem gebricht, so fühle ich mich doch in meinem Mannesalter tausendmal lebendiger und glückseliger als in allen früheren Jahren. Jugendschöner und freudiger ist es jetzt! Meine größte Wonne ist meine Überzeugung; diese Überzeugung in strengen Gedanken immer mehr zu entfalten und zugleich auszuleben und mich damit zu identifizieren, das ist mein seligstes Streben. Was ich bisher gelegentlich geschrieben, ist eben nur Gelegenheitsschmarren. Überhaupt hat mir das einzelne, aus seiner Ganzheit, der es angehört und wo es allein seine Stelle und Verständlichkeit hat, herausgerissen, einen sehr geringen Wert. Nach einem Modelle des Ganzen drängt mein Innerstes: die Arbeit wirkt im Stillen — ungesehen und unbelauscht. Unseren Studenten ein Lehrer zu

sein, ist nicht meine Absicht: nur Wachrufer manchen zu werden, genügt. Das Leben unserer Universität oder vielmehr — unserer Studenten nimmt von Jahr zu Jahr einen kräftigeren Aufschwung. Sie und Purtscher waren eben auch tüchtige Motores. Gestern haben 60 Kerle vor dem Publikum im Rekrutensaale „Das deutsche Lied" gesungen, daß eine stürmische Begeisterung ausbrach und die Pedanten, welche die Sperrketten immer in der Tasche tragen, beschämt Augen und Ohren sinken ließen. Die Liedertafel macht Epoche dahier. Es wäre zu wünschen, daß auch anderwärts und allerwärts echter Chorgesang aus Studentenscharen erschalle. Geh' ich abends durch die Gassen, so tönt es bald da, bald dort herzerhebend von einer Sängergruppe. Am Donnerstage ging es lustig und gemütvoll zu auf dem Husselhofe; vor vierzehn Tagen sangen alle 60 Sänger im Schloß Ambras. Der Gesang ist Schwingung der tiefsten Geisteskräfte und wo männliche Energie ist, kann es bei musikalischer Allgemeinheit und Simplizität nicht verbleiben. Leider sind auch einige Klopfereien vorgefallen — nicht von Sängern, auch nicht im Löwenhause, aber Sie wissen wohl, man wirft gern alles in einen Topf, weil gewisse Leute so arm sind, eben nur einen Topf zu haben. So zahm und friedliebend ich in meiner Stube eingeschlossen lebe, so gelte ich doch als der Sündenbock und längst schon hätten manche Freunde der Ruhe mich ausgepeitscht, wenn sie es gewagt hätten, mich öffentlich anzurühren. Meinen Gegnern verzeih' ich um so lieber, je klarer ich sehe, daß sie von ihrem Standpunkte aus ganz natürlich

handeln. Übrigens hat mich mein sterbender Freund Trebisch in eine unabhängige Lage versetzt: Ich handle — momentane Übereilungen abgerechnet — ohnedies nur zum offenbaren Wohle der Studenten; sollte ich endlich einmal wirklich lästig zu sein scheinen, so kann ich ja gehen, wohin es mir beliebt. Doch so lange Brandis das Ruder führt, geht alles frei und zugleich zum Bessern. Trebisch hat oft von Ihnen gesprochen: Sie waren ihm sehr lieb. Ich habe ihm in Ansehung seiner religiösen Überzeugung nur gedient, nichts aufgedrungen. Der Katholizismus sowie die Religion überhaupt kann für das Subjekt keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholizismus tolerant, aber wohl auch zugleich aus tausend anderen Motiven. Ehre sei Gott nicht bloß in den Höhen, sondern überall, und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, wenn auch von irrender Ansicht. Heute haben die Landstände dem lieben Adolph Purtscher, dem wiedergegebenen, das Stipendium zuerkannt. Grüßen Sie mir ihn inbrünstig!

Innsbruck, 23. Juni 1844.

Ihr aufrichtigster Freund

Aloys Flir.

An Aloys Flir.

„Aber was hat denn der Kerl nach allen seinen Überlebtheiten?" Warum legen Sie diese Frage in einen Mund, aus dem sie nie gekommen wäre? Weiß ich doch aus eigener Erfahrung, daß das Leben des Geistes

um so gehaltreicher wird, je weiter es fortschreitet. Sie halten mir Ihre gewonnenen Überzeugungen entgegen, ich beneide Sie darum nicht, — keineswegs aus Geringschätzung, sondern weil sich eines nicht für alle schickt und jede Pflanze das Recht eigenen Wuchses und eigener Frucht hat. Was ist, ist gut, wenn es lebt; nur der Tote gehört zu den Toten. Ihre Überzeugung ist katholisch; ich habe Roms Dogmen den Rücken gewandt; Sie sind selig im Glauben, in der Hoffnung auf das Jenseits; ich will stark und entschlossen im Diesseits stehen: Sie sind ein Christ, ich bin ein Heide. Und bei dieser klaren Kenntnis unserer gegenseitigen Stellung konnten Sie mir den „Unsinn einer Bekehrung zu meinen Meinungen" wenn auch nur verdeckt zumuten?

Ich habe nichts „abgestreift" was echt ist, sondern mir dieses zu erhalten gewußt als den Grund, auf dem ich weiterbauen muß, will ich nicht wurzellos in der Luft hängen. Bleiben Sie wie Faust mit Ihrer philosophisch-theologischen Helena in ruhiger Behaglichkeit; meine Natur schnellt mit Euphorions Sohlen in die Höhe; fürchten Sie nicht, daß Ihnen die Exuvien in den Schoß fallen; ich habe meine Entwicklung bis jetzt allein durchgekämpft und fühle Kraft genug, es auch ferner zu tun.

„Nach einem Modelle des Ganzen" drängt auch mein Innerstes, jetzt um so mehr, wo ich allmählich in so weit erstarke, außer meiner Subjektivität auch dem Objekt sein volles Recht zu wahren.

Sie sind „aus Katholizismus tolerant". Ich bin es aus Humanität und der allmählich gewonnenen Er-

kenntnis, daß jedes Individuum als solches das Recht hat, seine Weltanschauung zu haben. Das Sehen ist ein allgemeiner Begriff, allein jedes Wesen sieht nach seinem Auge. Von Toleranz aus Religion mag ich nichts wissen, am wenigsten von jener aus Katholizismus. Wär's nur nicht jetzt der Ultramontanismus, dieser hochmütige Antisthenes im Bettlerkleide der Demut, der mit einem Stoßseufzer die Augen verdreht und pharisäisch ausruft: „Liebes Jesulein erleuchte die Verblendeten, und wenn du sie nicht erleuchtest, gib mir Macht, sie zu Ehren der Unbefleckten zu braten." Der Katholizismus ist übrigens nicht die Quelle Ihrer Toleranz, Sie sind tolerant, weil Sie edel und gut sind.

Nach so viel Gepolter auch noch eine drollige Neuigkeit. Ein Maler bringt mich auf einem Altarblatt für eine Dorfkirche als heiligen Johannes an, nebenbei Purtscher und Tinzel als halbnackte Schergen. Seht Ihr, ich werde bei Lebzeiten heilig, das bringt Ihr samt Eurem Katholizismus nicht zuwege. Nichts für ungut!

Wien, 10. Juli 1844. Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Es ist wohl vieles anders geworden: Viktorie ist fort! Wie viel liegt in diesen drei Worten. Wie ich sie vermisse, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; möge ihr Glück blühen und dauern, ich bleibe freilich allein. Ich bin nur froh, daß sie nicht hier, daß sie weit entfernt ist; wie es war, konnte es doch nicht bleiben und besser die Bande schnell zerschneiden, als sie nach und nach

eines um das andere brechen zu sehen. Eine langsame Entfremdung ist das quälendste. Sie sagte einmal: „nur durch die Bekanntschaft mit euch ist mir das Leben noch erträglich gemacht worden!" Möge sie glücklich sein und uns vergessen. Ich klage nicht über den ewigen Wechsel des Lebens, das ist ja Schicksal! — „Hänge dich an nichts fest!" ich dachte es auch einmal, aber die Lehre ist leichter zu geben, als zu halten.

Wären Sie doch wieder einmal hier! Zwar Sie sprachen ja auch manchmal aus der Ferne zu mir, aber zu selten und zu düster, oder vielleicht auch zu fröhlich, nicht wahr? „Soll ich stets Kuß und Wein meiden? Aus spielenden Augen blickt oft ein strenger erdenfreier Geist." Sie können so nicht denken, denn es ist ja nicht mehr wahr. Hinter spielenden Augen verbirgt sich nur manchmal — Verzweiflung. Findet denn der Dichter keine schönere Lösung der Rätsel dieses Lebens? Kann sich denn Luzifer in Mephistopheles wandeln? Ich glaube nicht, und wird er sich herablassen seine Larve zu borgen? Wären Sie doch mein Bruder, wie wollte ich immer zanken; nun danken Sie Gott, daß Sie es nicht sind. Wenn Sie auch manchmal kleine Lieder dichten, so dürfen Sie doch den Schwanengesang der Sibille nicht als Entwurf liegen lassen. Das wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist, deren es nur zwei gibt: Feigheit und Trägheit. Diese versteckt sich oft hinter der Laune, Sie aber m ü s s e n, denn Sie k ö n n e n, was Sie s o l l e n! Ich stelle mir lebhaft vor, wie schön dieser Entwurf sein wird, wenn er vollendet ist und ich freue mich sicher nicht vergeblich darauf. Ich weiß es ja, ich kenne Sie;

kein Stoff, den Sie ergriffen, läßt Ihnen Ruhe, bis er in die Form gegossen vor Ihnen steht.

Hätte ich doch Schlumpf gekannt; wir würden miteinander und nebeneinander im stillen Tal gewandelt sein, während Sie droben auf den Bergen umsteigen. Als Sie Ihren Brief auf sein Grab niederlegten, konnten Sie Ihr Los preisen; Sie sind der Starke, der Glückliche, um so edler ist die innige Teilnahme für den früh Entschwundenen.

Bis hierher hatte ich geschrieben als ich unterbrochen wurde, dann kamen Tag für Tag Störungen der verschiedensten Art. Die schönen Abende lassen sich auch nicht im Zimmer versäumen und wenn ich nach Hause komme, dann ist es spät; ich habe Ihnen dann immer recht viel zu sagen aber nur in Gedanken; so will ich denn jetzt zur Feder greifen um Antwort zu erhalten.

Nach Ihrem vorjährigen Besuche machte ich mit Viktorien einen Abendspaziergang; wir stiegen am Heuberg empor, blickten auf die Gegend und plauderten, hauptsächlich von Ihnen. Wir zupften Blumen, um zu erfahren, ob Sie dieses Jahr fleißig schreiben würden? — Nein! war die Antwort, doch tröstete uns das Orakel mit dem Versprechen, daß Sie mehrere Tage hier bleiben würden. So ist Ihr Schicksal besiegelt, gegen die Götter vermögen auch Sie nichts. Wir freuen uns alle sehr darauf, Sie zu sehen. Mathilde ist für einige Wochen nach Michelbeuern geladen, sie will aber nicht hin, wenn Sie nicht die Zeit Ihrer Ankunft genau angeben, damit sie bis dort wieder zurück sein kann.

Neulich wurde wieder über das Klosterleben gestritten. Manchmal glaube ich, wäre ein Kloster gar nicht so fürchterlich, doch sollte man nur hineingehen, wenn alles versöhnt, jeder Widerspruch gehoben ist; — ob dies je geschieht? Das Leben ist hart, schonungslos zertritt es die Blumen alle, doch können wir ja nach den Sternen schauen, die nie wechseln und vergehen und ist der Winter vorüber, so erstehen ja auch wieder neue Blumen.

Meine Träume waren wohl oft unbillig; ich kann nicht darüber klagen, daß sie nicht zur Wirklichkeit geworden sind, aber traurig ist es, nicht mehr träumen zu können. Den Männern verleiht der Geist ewige Jugend, die Frühlingszeit der Frauen ist aber so kurz.

Doch genug davon; zu Ihrem Wienerleben passen solche Jeremiaden gar nicht. Wenn Sie nach Salzburg kommen, so machen Sie sich nur darauf gefaßt, recht viel mit mir zu sprechen über Christentum, Bibel, Griechen, Römer, Indier, kurz alles mögliche und noch etwas mehr.

Viktorie hat mir noch einen Gruß für Sie aufgegeben. Am 20. Mai war ihre Trauung und Abreise. Ich werde Ihnen davon erzählen. Bis sie fortfuhr, blieb ich bei ihr. Sie hatte zum Anfang dieser Woche einen Brief versprochen, heute ist Sonnabend und noch keiner hier.

Kommt Purtscher nach Salzburg? Ich möchte ihn gern kennen lernen.

Cornelie.

An Cornelie.

Reise von Wien am 26. Juli ab, 28. abends Salzburg. Schwanenlied vollendet, werde es Ihnen vorlesen. Hoffe dafür Gnade zu finden, wenigstens bei Ihnen, Mathilde und anderen frommen Frauen. Sie predigen ja, daß es einem durch die Haut geht! Mündlich mehr; bin müde, es ist Mitternacht!

Wien, 20. Juli 1844.

Ihr

Pichler.

* * *

Die Ferien dieses Jahres benutzte ich, um Beiträge für die „Frühlieder aus Tirol" zu sammeln, einen kleinen lyrischen Almanach, welcher ein Zeugnis für das Streben des jüngeren Geschlechtes werden sollte. Es regten sich damals in Tirol überall unter der Eisdecke frische Keime, es schien, als wolle ein neuer Frühling anbrechen, Denunzianten verschiedener Art verhinderten ihn vorläufig. Ein Brief an Streiter in dieser Sache folgt hier.

An Dr. Josef Streiter in Bozen.

9. August 1844.

Euer Wohlgeboren, hochgeehrtester Herr Doktor! Weil ich in Bozen nicht mehr das Vergnügen hatte, mit Ihnen zu sprechen, so nehme ich mir die Freiheit, brieflich einige Worte an Sie zu richten. Es geschieht besonders in der Absicht, das Büchlein „Frühlieder aus Tirol", welches wahrscheinlich in Bälde erscheinen wird

und dessen Zusammensetzung Sie bereits kennen, Ihrer gütigen Beurteilung zu empfehlen, umsomehr, da es eine Bombe ist, die in das feindliche Lager geschleudert werden soll. Über den Wert oder Unwert der darin enthaltenen Gedichte im einzelnen will ich vorderhand schweigen, nur das kann ich bekräftigen, daß nichts ganz Unbedeutendes aufgenommen wurde. Es mögen jetzt ungefähr 15 bis 20 Kontribuenten versammelt sein; die Hauptsache ist diese, alle jungen Talente zu vereinigen, damit sie nicht in die Wolfskrallen der Gegner im Schafkleid fallen, und das ist bei dem Kampfe von Tag und Nacht, wie er sich in unserer Provinz immer heftiger entzündet, unumgänglich nötig. Beda Webers Almanach für 1845 fällt allem Anschein nach in die Gosse, weil er keine Beiträge erhält, als erbärmlichen Plunder von Logikern und Physikern. Prosit! Alle andern habe ich schon abgefangen.

Dieser Tage gehe ich zu Grillparzer; ich bin begierig, was er zum Hallberger Heinrich*) sagen wird. Ich werde ihn vielleicht rezensieren, wenn ich den von Rückert zur Parallele auftreiben kann. Zeit finde ich ohnehin, da ich wahrscheinlich keine Lektionen zu geben kriege und daher durch Journalisieren meinen Unterhalt decken muß. Zugleich wollte ich Sie ersuchen, mir Nachricht zu geben, unter welchen Bedingungen eine ausländische Verlagshandlung eine Tragödie zum Druck übernehmen würde. Ein Landsmann, dessen Namen ich aber nicht der Post vertrauen mag, hat ein

*) Streiters Drama „Heinrich IV.“, dessen 1. Teil bei Hallberger in Stuttgart 1844 erschien. (Anm. d. Herausg.).

Product der Art „Der Graf von Gleichen“ und möchte es der Presse übergeben, auf das Honorar würde er von vornherein verzichten. Sie sehen, „jung Tirol“ will vorwärts, — ich denke, wir sollten uns gegenseitig die Hände bieten.

Unsere Brixner Konferenz fand auch bereits in der Augsburger Postzeitung Erwähnung, wie Sie wissen werden.

Als Neuigkeit kann ich Ihnen mitteilen, daß ein junger Tiroler gegenwärtig die Zeitgeschichte des Landes in den Jahren 42—44 schreibt; soweit ich die Arbeit kenne, ist sie in jeder Beziehung trefflich, worin auch ohne Klausel Schuler beistimmt. Der Verfasser schreibt zugleich unter meinen Augen und ich kann ihm daher leicht über manches signalisieren. Sollte ich sonst etwas in Erfahrung bringen, wovon ich weiß, daß es Ihnen unbekannt, aber von Interesse sei, so werde ich nicht ermangeln, Sie davon in Kenntnis zu setzen und hoffe das gleiche von Ihrer Güte. Dero ergebenster

Adolpf Pichler.

P. S. Entschuldigen Sie, daß ich eine Beilage mache; denn Herrn v. Mages eigens zu schreiben, war nicht der Mühe wert, da ich ihm nichts besonderes mitzuteilen habe. Ich bitte Sie, weil sie in loco sind, um Bestellung des Briefchens.

Wohnt: Wien, Vorstadt Landstraße — Sterngasse 293, 2. Stock, Tür 6.

*   *
*

Bei Schuler lernte ich Gilms „Lieder eines Verschollenen" kennen; ihre Originalität, Leidenschaft und Farbenpracht sprachen mich lebhaft an und ich bat ihn daher um einen Beitrag.

Seine Antwort lautete:

Euer Wohlgeboren!

Ich erhielt Ihren Brief zugleich mit der Augsb. Postztg. vom 30. Juni d. J. im Bade Innichen. Es war der Maria Himmelfahrtstag und der Schnee reichte beinahe bis zu meiner hölzernen Behausung herab.

Von hier reiche ich Ihnen meine kalte erfrorene Hand, die aber ein heißes Herz bekundet. Tragen Sie die Fahne, rühren Sie die Trommel, ich folge Ihnen. Ein anonymer Brief aus Innsbruck machte mich mit Ihrem Vorhaben bekannt und warnte mich vor den Lockungen der Ultramontanen. Dies hat mir wehe getan. Wer hat in Tirol freiere Lieder gesungen? Daß sie nicht allgemein bekannt sind, ist nicht meine Schuld. Alle Vaterlandsliebe, alles Gefühl für die höchsten Interessen der Menschheit wird von der finstern Partei zu Boden getreten.

Du freies Wort, des Friedens Schwert
Heraus aus deiner Scheide,
Daß, — wir Tiroler sind es wert!
Die Welt uns drum beneide.

Ich hätte gar vieles, was dem Zwecke entspräche. Wir müssen uns aber persönlich besprechen. Bestimmen Sie mir irgendeinen Platz in Tirol — nur nicht Innsbruck — und ich werde zur Stunde erscheinen, wo wir allein und ungestört über Ihr Vorhaben sprechen kön-

nen. Vor allem geben Sie in Ihrem Buche der Sentimentalität keinen Raum.

Denn eisern ist die Zeit und sie verlangt,
Daß ihre Kinder ihre Farben tragen.

Mondschein haben wir längst gehabt, wir wollen Sonnenlicht, weinen wollen wir über unser Vaterland, und die Mädchen gewinnen durch die Tat. Noch einmal, werfen Sie allen Liebesjammer hinaus, kein Mensch achtet darauf.

Ich bin eben mit einer größern dramatischen Arbeit beschäftigt. Oswald der Name, die Not unserer Zeit der Gegenstand. Ich weiß, ich habe mich durch das Gedicht an Galura verdächtigt. Es war Handwerkerarbeit und für keine Öffentlichkeit berechnet. Die Parteien fielen darüber her. Zum Überfluß hat es Staffler noch in seiner Statistik abgedruckt. Aber Ihr Brief hat mir bewiesen, daß Sie besser denken von mir. Dies hat mich wieder aufgerichtet. Auf mich können Sie rechnen, solange mein Herz klopft. In der Hoffnung, Sie bald zu sehen, grüße ich Sie von ganzer Seele.

Schulers Gruß mögen Sie freundlich erwidern. Der Glückliche! er erhielt in der Augsb. Postztg. den 3 Preis. Wir sind leer ausgegangen. O, daß wir uns erst zu schämen lernten. Aber es soll anders werden. Der ultramontane Bayer soll die Preise nicht mehr aufbringen. In dieser Erwartung

Bruneck, 17. August 1844.

Ihr

Hermann v. Gilm.

Ich interessierte mich auch für den Dichter und traf bald darauf mit ihm in Bruneck zusammen. Von hier kutschierte er mich in einer Kalesche nach Lorenzen, er fuhr jedoch an einer Mauer an und hätte bald umgeworfen, so daß ich foh war, als wir beim Wirtshaus absteigen konnten. Dann ging ich nach Bozen, Meran, St. Leonhard, wo ich mich in das Hoferbuch einschrieb und über den Jaufen nach Innsbruck.

An Cornelie.

Es beginnt wieder zu herbsteln, am nächsten schönen Tag breche ich auf und hoffe dann in Salzburg gut Wetter zu treffen, daß wir einige Spaziergänge machen können.

Vor kurzem habe ich einen Tiroler Poeten kennen gelernt; zuerst einige Gedichte und dann ihn selber. Es ist Hermann von Gilm. Schuler teilte mir einiges Handschriftliche mit; genial jeder Zug! Ich werde Ihnen wunderschöne Lieder mitbringen, die er mir für unseren poetischen Almanach mitgab, hier einige Züge zu seinem Bilde: Er ist hochgewachsen, schlank, mager; schwarzlockig, das Auge dunkel und glühend; Stirn und Oberteil des Kopfes treten stark hervor, während das kleine Kinn zurückweicht: ein echter Geiertypus! Er trägt sich sehr elegant; dem Äußern nach könnte man ihn wohl für einen welschen Studenten halten. Im Umgang wechselnd, abspringend, outriert! Ich sähe ihn gern schlichter, einfacher und um es trocken zu sagen: wahrer. Er trieb sich bis jetzt in Schwaz, Bruneck als Praktikant um: Blumentöpfe für einen

jungen Baum. Er muß wachsen, da wird er auf einmal einen tüchtigen Schuß tun.

Von meinen kleinen Abenteuern und Ausflügen zu Salzburg mehr!

Innsbruck, 24. September 1844.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Hier die „Sibille“ als ersten Gruß aus Wien. Ich trotte in dem Geleise fort, das ich beim Beginn der Ferien verlassen. Schreiben Sie mir über den Schutt von A. Grün. Lesen Sie aber auch Goethes Iphigenie. — Warum? — Das sollen Sie hören. Die Länge meines Gedichtes möge die Kürze meines Briefes entschuldigen.

Wien, 20. Oktober 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für das „Schwanenlied der Sibille“ herzlichen Dank von uns allen. Sie verlangen über Grün Bericht. Sie hatten wohl recht als Sie sagten, ich würde mit diesen Gedichten eine ganz neue Richtung kennen lernen. Und doch scheint es mir, als ob Purtscher mit ihm manches gemein habe. Oft habe ich Naturschilderungen älterer Dichter gelesen, aber es war immer nur eine hübsche kleine Landschaft, wobei meistens ein paar Figuren im Vordergrund das Bedeutendste blieben; doch hier ist es anders, hier hat der Baum eine Seele und die Blume ein Leben.

Auch Gilms Auffassung der Natur erinnert hier und da an ihn, doch gefällt er mir besser als Grün, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum.

Von uns kann ich Ihnen wenig erzählen; Viktorie schreibt nie, aber auch ich komme nie dazu ihr zu schreiben und so klagen wir alle, daß wir sie verloren. Ich mache wohl manchmal eine neue Bekanntschaft, doch kommt es zu keinem vertrauteren Umgang; die Eigenschaften, welche ich an Viktorien so vorzüglich schätzte, findet man zu selten. Ich wollte, Sie hätten sie gekannt wie ich. Durch ihre Mutter habe ich vor einiger Zeit eine Nachricht von ihr erhalten, die mich sehr erfreut hat.

Warum schreiben Sie mir doch gar nichts von Ihrem Leben? Ihr letztes Briefchen hatte sechs Zeilen!

Mathilde war einige Zeit unwohl, jetzt Gottlob! ist sie wieder etwas besser. Wenn man jahrelang eine Person, die man liebt, leiden und sich nach und nach verzehren sieht, ohne daß man helfen oder lindern kann, so vermag man sich mit aller Anstrengung nicht immer gleich zu bleiben. Ich bin von Natur eigentlich ruhig und heiter; doch seit einem Jahr ist mir die Heiterkeit beinahe fremd geworden. Wir hängen doch so ganz von äußeren Einwirkungen ab! Und wissen Sie, was mich wieder für jetzt zu mir selbst gebracht hat? Ein recht heftiger Zahnschmerz, der mich vierzehn Tage im Zimmer festhielt. Da ist man endlich so froh, wenn man sich wieder in seinem gewöhnlichen Zustande befindet.

Vorgestern waren wir in Maria Plain. Ich

pflückte noch ein Menge Blumen. Gern hätte ich Ihnen einige geschickt, aber sie wären verwelkt, ehe Sie sie noch erhalten hätten. Der Efeu wird wohl grün bleiben, bis er zu Ihnen kommt, darum wähle ich ihn zu meinem Boten.

Warum verweisen Sie mich neben Grün auf Iphigenie?

Cornelie.

An Cornelie.

Heute bin ich wieder aus dem Bett gekrochen, muß aber als Rekonvaleszent noch einige Tage das Zimmer hüten, doch kann ich wenigstens lesen und schreiben.

Sie empfinden Grün ganz richtig; er wirkte allerdings auf Purtscher, doch hat dieser intensivere Lokalfarben. Gilm ging von Heine, Freiligrath und Grün aus; das düstere Auge Byrons blickte allerdings auch durch die Fenster in die Kanzleistube des k. k. Praktikanten; doch war für den gewaltigen Lord der Raum hier etwas zu enge. Ich hätte unserem Landsmann freilich eine etwas breitere und festere Grundlage gewünscht; jetzt ist er aber *er selber* und seine *besten* Poesien gehören zum *Besten*; er muß jedoch vorwärts, vorwärts, vorwärts, sonst verfällt er der Manier, und dann gehört er dem Teufel.

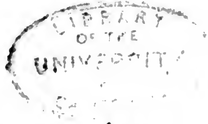
Goethes Iphigenie ist der volle Gegensatz zu den Gedichten Grüns; was im „Schutt" Naturgefühl, ist hier Herzenstiefe, schwillt dort vegetative Üppigkeit, so walten hier die reinsten Mächte der Sittlichkeit; ich wollte Sie auf zwei verschiedene Richtungen aufmerk-

sam machen. Könnt' ich Ihnen doch die Griechen vermitteln, es wär ein Göttermahl! Ich lese jetzt wieder Ödip auf Kolonos.

Für die „Frühlieder" habe ich ganz hübsche Sachen zusammengebracht. Die Mandarinen der Zensur schüttelten ob dem Manuskript bedenklich den Kopf. Wir treten in Gesellschaft auf; sollte man da nicht eine katilinarische Verschwörung gegen die Vaterlandsretter Metternich, Sedlnitzky und ... vermuten? Zudem witterten sie sogleich die satyrischen Beziehungen auf die Pfaffen und hier und da die Spur eines deutschnationalen Hauches. So werde ich von Pontius zu Pilatus geschickt. Der Zensor rief: „Was, solche Richtungen tauchen in Tirol auf. So viele junge Poeten und kein einziger loyaler Vers!" Ich verbiß das Lachen und erwiderte ihm: „Wir wollen uns weniger dadurch, als durch gute Verse hervortun."

Jetzt ist das Manuskript zu Innsbruck, wenn es droben nicht flott wird, gebe ich die Sache verloren.

Sonst geht es mir leidlich. Von den Tirolern in Wien weiß ich wenig zu melden. J. v. Schnell tanzt, trinkt Kaffee und liebt wie ein Pascha; er will Diplomat werden und paßt dann ganz gut an den Bosporus. Unter den Landsleuten heißt er wegen seiner Zierlichkeit „das Bübel" oder die „Jungfrau". Was in diesem blonden Köpfchen für Frevel ausgebrütet worden, ahnt kein Christenmensch. Sie wissen, was es einst bei dem Neubaue des Jesuitenkonviktes an der Sill für Skandal gab. Als man des Morgens feierlichst den Grundstein einweihen wollte, fand man trotz der Nachtwachen eine Visitenkarte darauf, die



nicht aussah wie eine Rose. Die Schwarzen wüteten, die Liberalen lachten. Getan hat es unsere „Jungfrau", wie sie mir mit züchtigen verschämten Wangen jüngst beichtete.

Purtscher ließ sein Herz einem Bauernmädchen in Pustertal; er jammert, daß er unter die Märzenkater gehen könnte.

Einen Spaß! Einer von unserer Horde wohnt in einem engen Gäßchen. Ihm gegenüber seine Schöne. Nachdem durch Blicke und Busselwerfen ein Einverständnis erzielt war, begann die Korrespondenz. Die Brieflein wurden in die Spitze eines langen Weidenzweiges eingekluppt und nachts von Fenster zu Fenster gereicht. Einmal verschlief sie und verschlief er. Da hörte er des Morgens viele Menschenstimmen in der Gasse. Er lief zum Fenster. Da waren nun alle Augen und Finger nach seinem Brieflein gerichtet. Es hatte sich bereits ein kleiner Auflauf gebildet; die Wiener sind ein lustiges, ja kindisches Völklein. Sie können sich vorstellen, wie gelacht wurde. So unterhalte ich mich auf Regimentsunkosten und mache vorläufig die besten Vorsätze, keine Beiträge zu unseren Tragikomödien zu liefern. Aus dieser Ursache kann ich Ihnen auch in Ernst und Scherz nicht viel von meinem Leben erzählen.

Mathilden wünsche ich eine glückliche Genesung und allen ein frohes Neujahr!

Wien, 6. Dezember 1844.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Ehe Sie vielleicht daran denken, meinen ersten Brief zu beantworten, beginne ich den zweiten. Wieder ein Monolog; schon viele trug der Wind in Ihre Hände, Sie haben die flüchtigen Blätter stets gut aufgenommen und manchmal freundlich darauf erwidert. Sie blieben bisher, Sie bleiben gewiß fort und fort meine Freundin.

Ich habe nie Liebe gefühlt, die Liebe hat höchstens da und dort mit mir gespielt. Das dauerte nie und dauert nicht. Die Wölkchen, welche Selsttäuschung an meinen Horizont warf, sind stets bald zerronnen, die Vergangenheit wirft keinen Schatten auf mich und nie habe ich jemand mein Wort gebrochen. Aber ich bin auch nicht unglücklich, wenn eine Hand, die ich gefaßt, mich kalt losläßt; ich möchte mich durch das ewig Schöne trösten, und wenn das irdisch Schöne wandelbar welkt, so denk ich mir: Nicht du bist es, was ich liebte; es war der Kuß der Gottheit auf deiner Stirn.

Vor einigen Wochen stellte mich ein Bürger als Lehrer für seine Kinder an. Im Hause herrscht das schöne Glück des Wohlstandes, das über das Bedürfnis des Tages hinaus von manchem Genusse geschmückt wird. Ich sehe der Mutter stets mit Vergnügen zu, wenn sie dem kleinsten Töchterlein die Buchstaben des Alphabetes zeigt oder emsig im Hause schafft. Die Kinder haben mich bereits lieb gewonnen. Da sitze ich auf einem Hockerl und schwätzte mir das Heimweh vom Herzen: ich erzähle von Tirol, den Almen, den Sennern, vom

Jahre 9 und den Schützen, meinen Bergfahrten; und dann zeige ich manche getrocknete Blume, die ich droben gepflückt und als Merker in ein Buch gesteckt bei recht schönen Stellen. Das Völklein steht rings herum die großen Augen auf mich geheftet, um ja kein Wort zu verlieren. Das Licht brennt mehr und mehr hinunter und dann, wenn ich zu Ende bin, das Summen, Plaudern, Fragen! Die älteste Tochter Emma ist ein holdes, schüchternes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; es geht mir immer die Seele auf, wenn mir eine solche Gestalt vor das Auge tritt. Wenn ich diese Familie betrachte, fährt oft ein dunkler Schmerz durch meine Brust, als sollte ich nirgends vergessen, daß ich heimatlos bin. Wird man älter, so beklagt man nicht nur die Liebe, die man nicht erreichen kann, sondern auch jene, die man in der Jugend entbehren mußte.

Bewirtung.

„Mich liebt kein Mensch, mich schirmt kein Haus“.

Am Christabend, — sonst habe ich ihn immer einsam zugebracht, — war ich hier eingeladen. Einige verwandte Familien und nähere Bekannte bildeten den Kreis. Ich bekam als Geschenk eine Schlafhaube, wobei mich die Mädchen, welche sie gehäkelt, noch tüchtig auslachten. Gegen Mitternacht zog ich mich in eine Fensternische zurück, die Gegend war mondhell, die öden Basteien des Glacis mit den bereiften Bäumen, fernhin ein Arm der Donau; es zogen alte Bilder an mir vorüber und — „Es ist Damenwahl!“ Emma stand

lächelnd vor mir. Ich flog im Walzer dahin. Ihr Bäschen, eine Vollblutwienerin, mahnte mich völlig an die Schönheit antiker Mänaden: Dieses Ebenmaß der Glieder, wenn sie sich rhythmisch bewegte; der Busen, auf den die schwarzen Locken wie dunkler Wein niederströmten, die Glut des Auges, ich wendete mich aber gern von diesem Feuerbrand zu Emmas milderem Schimmer.

Die Innsbrucker Liberalen lassen jetzt ihr Licht nur bei Nacht leuchten, wo es niemand sieht; man erfährt gar Drolliges: so stehen die Musealvorträge unter Zensur und über Politik wagt aus Angst vor den Spitzeln jetzt kaum jemand zu reden. Uns Jüngeren wächst die Zukunft entgegen und wir der Zukunft. Der Grieche hatte ein Vaterland, doch wir Deutsche! Kürzlich gab mir ein junger Mann eine Tragödie, das Ganze nicht ohne Talent, jetzt hat aber ein Poet anderes zu tun, als ein zärtliches Paar vor dem Brautbette abzuschlachten. Doch von diesen Dingen will ich Ihnen nicht länger vorschwatzen.

Heute Dreikönig! Möge auch unserer Zeit der Stern aufgehen!

Gestern eingeladen! Emma ist nicht mehr so schüchtern; ich plaudere gern mit ihr und lese in ihren blauen Augen etliche Kapitel Weltweisheit. Das ist doch gründliche, tiefsinnige Forschung! Haben Sie Geduld mit mir. Ich schaukle wie auf einem Kahn, und solang holde Sterne schimmern, seh' ich empor zum Himmel und hinab in die Flut des Daseins, wo sie spiegeln. So frei und offen gesteh' ich Ihnen alle Torheiten und Sie werden mich nicht verurteilen.

Schon Februar! Hier ein Liedchen:

Wenn das Röslein schlummert
In der Knospe grün,
Nachtigall fragt singend:
Willst du noch nicht blüh'n?

Und in Lenzesahnung
Öffnet es den Mund,
Hat das Wort vernommen,
Rot wird's bis zum Grund.

Hüllet sich in Blätter
Wie in Schleier ein,
Tief im Kelch die Träne
Will verborgen sein.

Sende dir mein Mädchen
Liebeswerbung zu,
Alle Rosen blühen,
Warum zauderst du?

März! In Tirol ist der Kampf aufs neue entbrannt. Die Augsburger Postzeitung denunzierte die „jungen Tiroler“ auf das niederträchtigste. Gilm verzagt aus Furcht für das Avancement, je nun, er ist k. k. Praktikant! — ich meine, der Handel kann uns nur Ehre bringen.

Da wird über die harmlosen „Frühlieder“, was halt die Zensur übrig gelassen — ein Hallo losgehen. Der Druck hat begonnen; die vielen Zaggeleien verleiden mir die ganze Sache. Emma hat mir mit einem Sträußchen blauer und weißer Blumen den Frühling aus dem Prater gebracht!

Mög' er auch Ihnen leuchten; hell, sonnig und mild!

Wien, 31. März 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Und wenn das irdisch Schöne wandelbar welkt, so denk' ich mir: „Nicht du bist es, was ich liebe, es war der Kuß der Gottheit auf deiner Stirn."

Finden Sie darin wirklich einen Trost? Wir bedauern doch den Tod eines Freundes und was ist denn der Schmerz, daß er dem Aug' entschwindet, gegen den, daß er für den Geist aufhört zu sein! Ich könnte mich darüber nicht trösten; doch bei Ihnen ist das freilich etwas anderes: Sie haben in sich den Reichtum, den Sie auf alles außer sich ausströmen, ich borge nur von andern; Ihre Welt ruht fest in Ihnen, doch meine ist auf andere gebaut und stürzt ein, wenn diese wanken. Das ist der Unterschied von Mann und Weib.

Warum wollen Sie mir nicht von dem sprechen, was Ihre Gedanken, Ihre Tätigkeit beherrscht? Wenn ich auch kein Mann bin, kann ich doch Männer verstehen, und sollen wir Frauen denn ausgeschlossen bleiben von allem Höheren? Gibt es für uns nur Ballsäle und Putzzimmer?

In meiner Kindheit hatte ich die unbeschränkteste Freiheit zu tun und zu lassen, was mir beliebte, nur nicht Kleider zerreißen und im Zimmer sitzen. Weil ich nun aber keine Gespielen meines Alters hatte, so unter-

hielt ich mich damit im Garten herumzulaufen und alle Bücher zu verschlingen, die mir in die Hände fielen. Zufällig war die römische Geschichte darunter; natürlich faßte ich nur einzelne Züge davon auf, aber sie machten einen großen und bleibenden Eindruck auf mich und manchmal scheint es mir, als ob diese Eindrücke noch immer einigen Einfluß auf mich hätten, wenn irgendein Wort oder ein Buch sie mir zurückruft.

„Die Rose“ gefällt mir sehr; wahrhaftig, ich möchte einmal die blauen Augen sehen, die solche Veränderungen hervorbringen können. Sie haben recht, warum sollen wir nicht einen Augenblick vor der Blume anhalten, um uns an ihrem Duft, ihrer Schönheit zu erfreuen!

Ich bin dem freundlichen Winde sehr dankbar, daß er Ihre Bekenntnisse manchmal in meine Hände führt; tät' er es nur öfter! Ihre Briefe sind mir die größte Freude in unserem stillen Familienkreise; trete ich hinaus, so finde ich unter den Personen, die mir begegnen, besonders unter den Männern so wenig, was meinen Forderungen entspricht, daß ich mich abwenden müßte, dächte ich nicht an Sie und Viktorien. So aber weiß ich, daß es noch Menschen gibt, gut wie die Besten, die je lebten und wohl mehr als wir wissen, — wenigstens glaube ich dies gern.

Von Viktorien habe ich vor kurzem einen Brief erhalten, ihr Mann legte sein und ihr Bild bei; eine Freundlichkeit, die mich sehr überraschte und freute. Sie schreibt in der besten Laune; er scheint dem Bildnis nach viel besser auszusehen als während seines Aufenthaltes hier.

Johann schreibt Ihnen wohl auch nie?

Schreiben Sie mir bald: alles was Sie, alles was Tirol betrifft!

Cornelie.

*   *

*

Zum Verständnis des nächsten Briefes kurz folgendes.

Die Augsburger Postzeitung brachte fort und fort aus Tirol Berichte, in denen liberale Männer denunziert waren. Obwohl Beda Weber auf das entschiedenste widersprach, mußte er doch als der Verfasser gelten und selbst wer ihn anfangs nicht für schuldig gehalten hatte, verstummte endlich. Der bekannte Reiseschriftsteller Dr. Ludwig Steub pflanzte in seinem etwas langweiligen „Sängerkrieg“, wo er alle diese kleinlichen Händel breit trat, noch Nesseln auf das Grab des Toten. Es gelang mir später nachzuweisen, daß Beda Weber nicht der Verfasser jener Berichte in der Postzeitung sei, wenigstens nicht der verfänglichen. Bald darauf nannte mir Albert Jaeger, wie er versicherte, aus zuverlässiger Quelle den Korrespondenten: ein scheinbar harmloses Männchen von dem niemand geglaubt hätte, daß es ein Wässerlein zu trüben imstande sei.

Jaeger wiederholte das mir Gesagte auch einem Professor. Um nicht wieder Lärm zu verursachen und die lebenden Verwandten des Anonymus zu betrüben, schweige ich auch hier, habe jedoch das Gespräch mit Albert Jaeger aufgezeichnet und unter Siegel im Museum für eine spätere geeignete Zeit hinterlegt. Das zur Ehrenrettung Beda Webers, dessen Persönlichkeit mir übri-

gens auch nicht gerade sympathisch war. Manche Schwächen seines Charakters sind nicht zu vertuschen, wenn man auch nicht gerade in kleinlich gehässiger Weise sein Andenken beschmutzen will. —

Franz Hochegger war der Sohn eines Schneiders zu Innsbruck. Geboren 1813, verließ er bald seine Heimat, ging nach Wien, wo ich viel mit ihm verkehrte, und erhielt sich durch Privatunterricht. Das Jahr 1848 trug den hochbegabten gelehrten Mann in die Höhe; Graf Thun ernannte ihn zum Professor der klassischen Philologie an der Universität zu Pavia und versetzte ihn später als Direktor des neugegründeten Gymnasiums nach Wien. Dort erwarb er sich große Verdienste, verfiel jedoch einer geistigen Störung und starb 1875. Als Dichter war er allerdings weniger bedeutend; Suleika behandelt die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, fand jedoch wenig Beachtung. Hochegger verdiente wohl eine Monographie, möge sie uns bald sein Sohn liefern, der dessen schriftlichen Nachlaß in Händen hat. Ein Gedicht von ihm bringen die „Frühlieder aus Tirol".

* *

*

Josef Streiter an mich.

Verehrter Freund!

Ich erhielt Ihren letzten Brief ohne Datum durch gütige Hand und gestern auch eine Anzeige der Wagnerschen Buchhandlung, daß Ihre Frühlieder nun unter der Presse. Gerne will ich was an mir ist, wenn anders, wie ich nicht zweifle, auf Anerkennung ge-

rechnet werden kann, zu deren Verbreitung beitragen, dort wo ich sie am liebsten bespräche, paßt aber freilich das Thema nicht ganz. Kurz, Ihr sollt über mich nicht wie über Schuler zu klagen haben. Die Vorrede betreffend hat die hohe Vehme, wenn sie je zu etwas gut war, lobenswerte Dienste geleistet. Wozu die Beachtung der alten Betschwester, der Postzeitung, und des Apostaten Beda? Hat Euch der Schimpf aus solchem Munde geschmerzt, so seid Ihr zu bedauern. Wollt Ihr diesen verschollenen Mann durch Erwiderung zu einem Beachtenswerten stempeln, so kann man nur die Blindheit belächeln. Für uns, für die Welt existiert er nicht mehr, und wir sollten ein Gelübde tun, ihn nie mehr zu nennen. Oder wollt Ihr ihn wohl gar bessern und habt das Goethische vergessen: „Torheit, auf Besserung der Toren zu harren.“ Bereitet etwas Tüchtiges auf das nächste Jahr vor und schenkt mir Euer Zutrauen.

Um nochmals auf die Augsburger Postzeitung zu kommen, zumal Sie von selber ungerecht berührt scheinen, mögen es wohl die Frühlieder und Ihr Aufsatz in Witthauers Zeitschrift sein, die den P. Beda anstachelten, auch Sie aufs Korn zu nehmen. Ich sehe es aber immer für etwas Rühmliches an, wenn man von solchen Leuten gescholten wird. Beda Weber scheint zu glauben, daß er die Krone des Kleeblattes sei, die Sie neben Gilm und Senn rühmten. Hier ist das fragliche Blatt nicht zu haben, und sohin wünschte ich darüber Aufklärung oder lieber gar einen Abdruck.

„Frau Hütt und Patscher Kofel“ oder „Versteinerung aus Liebesgram“ drohten schon unbemerkt vor-

über zu gehen. Da sorgte Beda Weber, daß es nicht damals geschah, und machte die Polizeianzeige bei der Direktion in Innsbruck. Martiniz antwortete, Senn sei der Verfasser, dieser unterstehe aber nicht der Zivil-, sondern der Militärjurisdiktion. So fidel war die Polizei noch seit Noahs Zeiten nicht.

An Hochegger schrieb ich über sein Drama Suleika. Leider ist es nach meiner Ansicht ganz verfehlt; einen romantischen Stoff in antiker Weise behandeln, heißt Faschingspossen treiben. Der Mann hat Anlagen, soll aber vor allem die antiken Muster, welche zu viel Verführerisches für ihn haben und ihn nur auf die Bahn der Nachahmung lenken, nachgerade zur Seite legen, und aus sich selbst herausgehen. So gern ich es übernommen hätte, ihn zu präkonisieren, bei diesen Umständen vermag ich's nicht.

Kommen Sie Ende Sommer auch zu uns nach dem Süden? Ich möchte Sie recht gern wieder einmal sprechen, dies müßte aber nach Hälfte September oder vor dem 18. August geschehen, da ich am 18. oder 20. besagten Monats nach München gehe, mein Mädel abzuholen. Leben Sie wohl!

J., 3. Mai 1845.

Ihr ganz ergebenster

Jos. Streiter.

An Josef Streiter.

Verehrter Freund!

Ihr wertes Schreiben richtig erhalten; mit dem Urteil über Franz Hocheggers Suleika bin ich völlig einverstanden; sein Werk zeigt eine gewisse Sprödig-

keit, welche durch die Technik des Verstandes nicht zu bewältigen war.

Jetzt ist er am „Attila", ein Stoff, der ihn leicht erdrücken könnte, um so mehr, da sich seine Manier zum Anordnen und Beleben von Massen nicht eignet. Sein Talent scheint ihn überhaupt nicht auf das historische Drama zu weisen.

Im September will ich nach Südtirol, nach Meran, wo ich einige Kollegen finde. Dann stackle ich wahrscheinlich auch nach Bozen. Was Sie immer für Pläne haben, Sie finden bei mir verschwiegenen Mund und fertige Feder; auch bin ich nicht ohne Einfluß auf meine Freunde.

Purtscher hat einige schöne Gedichte, besonders Naturbilder hervorgebracht; es freut mich, daß sich seine tiefsinnige Natur, die bisher vorzüglich der Philosophie zugewendet war, auch in der Poesie auszusprechen sucht.

Von Schuler weiß ich gar nichts; er antwortet nie, Sie kennen ja seine „Schlaraffenweise"! Darin haben Sie einen großen Vorzug; daß Sie mit den Jungen jung zu sein vermögen: wer tätig strebt, ist immer jung.

Die Frühlieder sind noch bei der Zensur; ich krieg' sie wohl am Ende gar nicht mehr zu sehen!

Wien, 22. Mai 1845.

Ihr ergebenster

Pichler.

An Cornelie.

Habe ich nicht recht zu brummen? Erstlich schreiben Sie mir lange Zeit gar nicht, zweitens so kurz,

daß ich mit dem Brief zu Ende bin, ehe ich noch angefangen zu lesen, und drittens will ich aufhören zu klagen, sonst käm ich zu keinem Schluß.

Sie ziehen mich wegen der blauen Augen auf? Sollte ich sie nicht lieben, wo sie mir so unschuldig und klar entgegenleuchten? Bin ich doch ruhig, sage auch nicht ein Wörtchen und bin zufrieden, das Anschauen ihrer Holdseligkeit zu haben. Letzthin schickte sie mich in den April. Der Schalk knetete aus Brotkrumen Schwämme, steckte sie in die Erde eines Blumengeschirres und zeigte sie mir gar wißbegierig mit der Frage: wie man das schnelle Wachsen dieser Pilze erklären könne? Ich belehrte sie nun über das Keimen der Sporen, bis sie in ein helles Gelächter ausbrach und mich mit dem Stock in der Hand stehen ließ. Da erkannte ich denn freilich beschämt das nette Kunstwerk.

Im April.

Nein! das vergeß ich ewig nie:
 So war ich im April!
Du lachst und hüpfst und spottest noch,
 Daß dir gelang das Spiel.

Und soll ich dir's verzeihen je,
 Ist's nur dein Auge klar,
Das strahlt, ein Himmel rein und blau,
 So seelentief und wahr.

Drum schick' mich nur in den April,
 In deinem Aug' ist Mai;
Da mag die Lüg begraben sein:
 Daß es April noch sei!

Im Haus gegenüber schlägt eine Nachtigall. Hier ein Liedchen:

Die Nachtigall.

„Ich klammre mich ans Gitter fest“.

Zu einem zweiten veranlaßte mich ein Gewitter, das gestern über die Stadt zog. Wie werden Sie es deuten? Seien Sie nicht boshaft; es ist nur ein Naturliedchen.

Die Wolke.

„Am Himmel grollend ferne“.

Aus Tirol wenig Neues. Ultramontane und Liberale zappeln und zwatzeln durcheinander, wie Ameisen, die man von zwei Haufen zusammengeworfen hat. Kaplan Ruf macht sich über alle lustig und Schuler schreibt keinem Menschen.

So sandte ihm ein hiesiger Poet ein Werk, schon die blose Höflichkeit hätte eine Erwiderung erheischt. Keine Zeile! Erst ehrte und achtete man ihn und berief sich auf ihn, bald wird man ihn als Quieszenten am Wege liegen lassen und dann als invalid pensionieren. Die Klage ist allgemein.

Schreiben Sie bald!

Wien, 12. Mai 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Endlich ist es wieder Frühling! Seltsam, daß wir so sehr von äußeren Einwirkungen abhängen! Es war

einmal eine Zeit, wo mir alle Jahreszeiten gleich galten: im Frühling freute ich mich der Blumen und Blüten und im Winter, wenn abends wie es dunkelte, Viktorie ins Zimmer trat, rückten wir den Tisch näher zum Ofen und abwechselnd eine lesend und die andere spinnend und strickend vergaßen wir oft den Schlaf. Es war eine schöne Zeit, und der Name Viktorie ruft mir immer meine Jugend zurück. Gern denke ich daran und überspringe die Kluft, die zwischen einst und jetzt liegt; doch bin ich jetzt zufriedener, vielleicht auch glücklicher, als ich damals war. Jetzt quälen mich weder Hoffnungen, noch Befürchtungen, noch Zweifel: ich kann mich des Schönen freuen, ohne zu verlangen, daß überall bloß Schönes sei. Ich habe keinen Wunsch für mich, nur für andere, und ich bin zufrieden.

Ich möchte heute gern mit Ihnen plaudern, Ihnen von meinen Freuden erzählen, von meinem gestrigen Spaziergang; wie schön das Wetter und der Weg gewesen, wie gut ich mich unterhalten und warum sollt ich es nicht? Lesen Sie nur mit Geduld; Sie klagen ja ohnehin immer über die Kürze meiner Briefe; ich will Ihnen einmal Ihre Ermahnungen verleiden, Sie ewig Unzufriedener! und Sie sollen noch Gott danken, wenn Sie am Ende sind: denn bis zum Ende lesen müssen Sie, weil Sie mich zu einem langen Briefe aufgefordert haben.

Wir waren gestern in Buch, einer Ortschaft ungefähr zwei Stunden von hier. Wir fuhren morgens nach Hallein; da trafen wir den Förster von Buch, der uns erwartet hatte und nun in seinen Wohnort führte. Wir verlebten dort einen angenehmen Tag, denn er wie seine

Frau sind gute natürliche Menschen; er führte uns in der Gegend herum, zeigte uns das Haus, die Wiesen, den Stall und seine Hunde, die außerordentlich ungezogen sind, kurz alles was zu sehen war: so kam uns viel zu schnell der Abend heran. Die Gegend von Buch ist gänzlich verschieden von Salzburgs Umgebung. Sie erinnerte mich an Hall; das Tal ist viel enger als bei Salzburg, die Gebirge sind näher und zeigen andere Formen. Vor den Bergen zieht sich eine Reihe von Hügeln hin, deren frisches Grün einen freundlichen Gegensatz zu den düstern Felswänden bildet. Ziemlich spät entschlossen wir uns zur Rückkehr und schlugen den Weg durch die Auen am Ufer der Salzach ein, der so reizend ist, daß er bei jeder Krümmung eine neue Schönheit zeigt. Die Salzach ist vor einigen Tagen ausgetreten und steht noch an manchen Stellen sehr hoch, einmal reichte sie bis an den Weg, die Bäume unten standen im Wasser, aber es sah recht ruhig und klar aus im Schatten des Waldes; und wie wir dann plötzlich hinaustraten und vor uns die Salzach hatten und die Gebirge, auf denen eben das Abendrot ruhte, sonst alles von Bäumen umschlossen und kein Laut als das Rauschen des Wassers und der Sang der Vögel: — wären Sie nur dabei gewesen! Beschreiben kann ich es Ihnen nicht.

Was Sie in betreff Johannes sagen, tut mir sehr leid, denn ich weiß, daß er es nicht gleichmütig tragen würde, wenn Ihre Voraussage sich erfüllen sollte, wie es, wenn er sich nicht ändert, wohl gehen muß. Er hat nicht einen Brief Ernsts beantwortet, solang dieser von Innsbruck fort ist, nun beinahe drei Jahre. Ich bin

mit ihm in gar keiner Verbindung; eigentlich kam ich mit ihm sehr selten zusammen. In früheren Jahren stand ich durchaus nicht in seiner Gunst und wie ich glaube, ist dieses noch der Fall; ich liebe ihn deshalb nicht weniger. Ich kenne ihn viel besser als er mich und ich meine, wir haben doch manches miteinander gemein. Sie denken vielleicht wohl gar: „Die Nachlässigkeit im Briefschreiben". — Mitunter auch; ich gestehe es. Doch versuchen Sie einmal, ob Sie ihn so leicht bessern, wie mich.

Seit langem bin ich nicht zum Lesen gekommen; im Winter, wenn die Tage kurz sind, muß man sie zum Nähen benutzen; die Abende wurden mir durch Kochen und ähnliche Beschäftigungen ausgefüllt, dann gab es auch Zeiten, wo mich nichts interessierte, wo ich oft kaum eines ruhigen Gedankens fähig war. Auch jetzt komme ich wenig dazu, denn die schönen Abende ziehen mich immer hinaus ins Freie, aber „König Johann" habe ich doch gelesen. Ich war begierig, ob Shakespeare noch den Eindruck auf mich machen würde wie früher, denn da war ich ganz bezaubert: es ist etwas eigenes darin, ein Licht, eine Musik. Mathilde und Viktorie fanden dies nicht und ärgerten sich immer über mich; es ist wahr, daß mir selbst Schiller nicht mehr gefiel wie früher. Diesmal ergriff er mich nicht so heftig, wie einst, fesselte mich aber nicht weniger. Wenn ich einmal wieder genug ruhige Zeit habe, so möcht' ich wohl alle seine Dramen lesen; ich wollte nur, ich könnte englisch.

Ihre Gedichte gefallen mir alle drei recht gut, sie enthalten dasselbe wie Ihr vorletzter Brief, nur anders ausgedrückt. Über die blaue Blume wollen wir nicht

streiten: ich nehme es, wie Sie mir's geben, auch sage ich nichts über Ihre Vorliebe für blau: im Gegenteil! mir hat diese Farbe von jeher sehr gefallen. Ich wollte, Sie machten lauter Gedichte, die so enden; es wär mir lieber als die Nachtigall.

Viktorie hat einen Knaben, der Theodor heißt. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich nicht um sie in Sorgen wäre. Mit Sehnsucht erwarte ich eine Nachricht von ihr. Man sagte oft, wir seien einander sehr ähnlich! Ach! ich wollte, sie hätte etwas von meinem ruhigeren, kälteren Wesen!

So werden ihre guten Eigenschaften oft zu Fehlern, weil sie über das Ziel hinausgeht. Sie ist für sich so frei von Selbstsucht, daß sie für sich selbst zu sorglos und unvorsichtig wird und ihr Mann wird, wie ich ihn kenne, diesen Fehler nicht verbessern. Doch ich will das Beste hoffen.

Damit ich nicht wieder vergesse, Mathilde läßt Sie bitten, wenn Sie nach Salzburg kommen, die Lieder mitzunehmen, sie ist sehr begierig auf die Musik von Rufinatscha, besonders auf den „Wanderer", der ohnehin ihr Lieblingslied ist. Sie läßt Sie grüßen, ebenso Mama.

Nun gute Nacht, es ist schon spät.

Gott segne Sie!

Cornelie.

An Dr. Joseph Streiter.

Endlich ein Exemplar der „Frühlieder", es ist noch feucht von der Presse. Sie können nicht glauben, wie froh ich bin, die Sache endlich vom Halse zu haben

und ausruhen zu dürfen: Alea jacta! Hindernisse von allen Seiten: zuerst die leidige Zensur, die an diesen sechzig Blättern fünf Monate kaute, um endlich nach langem Fretten das Imprimatur zu geben. Das sind doch die Früchte der Petition unserer Schriftsteller! Ein Zensurmandarin sagte zu mir mit fromm gefalteten Klauen, die Stimme süßlich lispelnd: „Ich bedaure Sie, aber Sie haben ganz eigenes Unglück, das ich sonst bei unserer Behörde nicht zuzutragen pflegt.“ Ich erwiderte: „So!“ und ging, ohne weitere Antwort zu geben, fort. Anderswo mag es freilich nicht vorkommen, daß man unschuldige Liedlein durch alle Instanzen zuletzt an das Landesgubernium hetzt; das ist nur bei uns und für uns.

Das Elend kommt aber erst, wenn ein Buch gedruckt ist; dem einen ist das, dem andern jenes nicht recht. Sündigt man für sich, gut! aber mit Mitarbeitern! Gilm wollte seinen Namen nicht gedruckt wissen, auch andere nicht: diese aus Scheu, er aber sagte, wie ich nachträglich erfuhr: „Soll ich bei solchen Knaben stehen?“ — Nun, Meßmer, Perthaler, Purtscher, Schlumpf haben doch die Kinderhöslein auch abgezogen. Wie ich jedoch aus bester Quelle erfuhr, ist der Grund ein anderer. Die Frühlieder, so harmlos sie an und für sich sind, wurden bereits als liberales Unternehmen denunziert, da fürchtet er sich nun hier, wie immer. Ist man bei ihm, so redet er wie Brutus, vor der Tür ist er jedoch der k. k. Praktikant, der jeden Prinzen, jeden Gouverneur anjubelt, der auf einer Spritztour seiner Kanzlei nahekommt. Ich sagte ihm einmal trocken: „daß ich sein Verhalten mißbillige!“ — er zuckte

mit den Achseln und erwiderte: „Ich will feine Zigarren rauchen und Glacehandschuhe tragen." Meinethalb soll er auch noch Champagner saufen und Trüffeln fressen: wir leben in Österreich und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt, was er denkt.

Als ob ihm das was hälfe! Man hat lange Ohren und wird bald erraten, wer manches mißliebige Liedl verfaßt; er sorgt dafür, daß es geschieht. Erst tuschelt er es dem einen, dann dem andern ins Ohr, endlich spielt er sich wie den Bären auf dem Kirchtag als den gefesselten Dichter auf; am liebsten vor den Weiblein, die lösen dann diesen heiligen Sebastian vom Pfahl und gießen Öl und Wein in seine Wunden.

Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Berufenen ist nur er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Spatzen draußen weit übersingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wuckeln zum Aufputz, der Teufelskerl!

Die Frühlieder sind in Wien gedruckt; als endlich das Manuskript in meinen Händen war, kam von Wagner der Bescheid: „Ich kann das Büchlein zu Innsbruck nicht drucken, meiner Verbindungen wegen und weil es den Hohen im Lande mißliebt." Ach dieses arme Mäuslein aus den Tirolerbergen!

Ihr Heinrich IV. rumort in Brixen; da ist er am rechten Ort. Man ist dem Verfasser auf der Spur: Kirchenbuße! — Sie werden sich im Hemd, die gelbe Wachskerze in der Hand als armer Sünder prächtig vor dem Dom ausnehmen. Bitt' es in die Vakanz zu verlegen; möcht's auch mit anschauen!

Die Broschüre: „Die Jesuiten in Tirol" hat wohl auch nicht den Fenner von Fenneberg zum Verfasser?

Grüßen Sie mir die Frau und den Schiller auf der Terrasse.

Wien, 25. Juni 1845.

Ihr
ergebenster Pichler.

An Cornelie.

Die Wiener Schriftsteller haben ein Gesuch um Erleichterung der Zensur eingereicht. Bereits lesen wir in der Allg. Ztg., es sei die erwünschte Milderung eingetreten: wieder einmal eine k. k. offizielle Lüge aus der Preßkanzlei, wo man die öffentliche Meinung zu gerben versucht. Übrigens ist dieses Gesuch ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, noch vor kurzem wagte niemand den Mund aufzutun. Helfen wird es vor der Hand nichts; die Regierung hat ein zu schlechtes Gewissen, als daß sie ein freies Wort gestatten dürfte. Es sind einzelne Bläschen, die anzeigen, daß es im Kessel siede, bald wird die Spannkraft der Dämpfe mächtig genug, den Deckel zu sprengen. Draußen ist es freilich auch nicht besser: Hannover, Kurhessen! Soll aus Deutschland etwas werden, so müssen diese kleinen Dynasten in die Luft; es taugt nichts, wenn eine Schafherde mehreren gehört, so weniger ein Volk.

Sebastian Ruf hat leider in einem Wiener Blatt, dem „Humoristen" Saphirs Aphorismen abdrucken lassen. Wozu die Körner, die ihm der Kampf des Lebens reifte und die er nun ruhig sammelt, in diesen Kot?

Flirs Kriegsbilder haben Sie vielleicht gesehen? Man hört hier allerlei. Die meisten stoßen sich an den Versen, welche so ungeschlacht sind, als hätte sie eine Bärentatze skandiert, die wenigsten wissen die Poesie der Darstellung zu würdigen. Das Martyrium des hochwürdigen Herrn Platzer, welches im Davonlaufen besteht, ist lächerlich genug, trotz der eingestreuten Abhandlung über Kirche und Staat a la Droste Vischering.

Hier die Frühlieder. Sie werden vergeblich nach einem Beitrag von mir suchen. Ich wollte anfangs mein Bestes einrücken, ließ es jedoch, weil ich erfuhr, daß man in Tirol sage, ich hätte überhaupt nur den Zweck, durch diese Sammlung ein Postament für mich zu errichten. Nun schilt mich Streiter unbescheiden, daß ich als Chorführer ohne mitzusingen voraus-marschiere. Über die Zensur schreibt mir Brandis: „Der Regierung müssen alle ihre Untertanen gleich lieb und wert sein; sie mußte daher Stellen unterdrücken, die für einige derselben beleidigend waren und nur einen Streit wieder angefacht hätten, der schon genug der Zwietracht und Erbitterung in unserem Vaterlande gesäet hatte.“ — Ja, Bauer, das ist was anderes. Nur die ultramontanen Vipern dürfen stechen, will aber jemand mit der Haselgerte hinschlagen, so muß man diese edeln österreichischen Untertanen schützen. Sie verdienen es ja. Was es mit meinem beabsichtigten Angriff zu sagen hat, können Sie selbst sehen; ich lege Ihnen den Entwurf des Vorwortes der Frühlieder bei, das die Zensur unterdrückte. Trefflich charakterisieren einige Korrekturen die Lage. Statt:

„daß man sich im Bunde die Hand reiche“, setzte der Zensor: „wetteifernd die“, statt: „gern spreche ich an alle, die sich verbunden“, schrieb ein Bleistift: „An alle Freunde“, der Schluß: „Sie sind aber auch Waffen usw.“ war rot und schließlich noch das ganze Manuskript rot und kreuzweise schwarz durchstrichen.

Schuler habe ich das Büchlein auch geschickt, und er hat sogar geantwortet! Eine Stelle über die Baronin Buol füge ich bei. „Also die Buol findet eine Borste in den Frühliedern? Ich meine, das Talent dieser Frau, überall dergleichen zu entdecken, liegt mehr in ihrer häkligen und widerhaarigen Natur, als in dem Gegenstande. Die Tendenzschnüffelei verdirbt allen Sinn für die Poesie. Ach Gott, mir kommt es vor, als ob sie Goethe vor vielen hundert Jahren begraben hätten. Die reine Religion der Kunst ist in lauter Partikularkirchen auseinandergegangen, die jede ihren aparten Gott und ihren besonderen Kult haben will. Und nicht mehr aus dem reinen Evangelium sollt ihr predigen, sondern die Gemeinheit schreibt den Text vor.“

Gabriel Seidl, den ich schon lange kenne, besprach die Frühlieder sehr freundlich; das Hauptgewicht legte er auf Purtscher.

Zum Schluß noch etwas Nettes. Emma ersuchte mich, einige Liedchen abschreiben zu dürfen. Ich habe nun von euch Mädeln ein bischen kokettieren gelernt und tat ein wenig spröde. Da faltete sie die Hände zierlich auf der Brust und das Köpfchen gesenkt, die blauen Augen schelmisch erhoben, flüsterte sie schmeichelnd: „Aber wenn ich recht schön bitte!“ Ich be-

trachtete sie ein Veilchen, zog einen Bleistift heraus und bat sie um ein Blättchen Papier.

* *
*

Meine Lieder sind Lerchen,
Du wandelst vorbei,
Und hörest sie singen
Im Blauen so frei!
Meine Lieder sind Falken
So stürmisch und wild,
Keck siehst du sie schweben
Im Sonnengefild.
Meine Lieder sind Pfeile,
Begehrst sie im Scherz:
O hüte dich, Mädchen,
Sie treffen ins Herz.

Ich gab ihr das Blatt. Sie errötete. Das war für die Schwämme.

Jetzt ist die Familie nach Hütteldorf auf das Land gezogen. Ich komme, um den Unterricht fortzusetzen, oft hinaus. Soll ich Ihnen erzählen? Ich hab' ihr letzthin einen Kranz aus Feldblumen gewunden; dann Federball geschlagen, wobei mein Auge an den schönen Formen schwelgte, die sich bei jeder Bewegung auf das reizendste enthüllten. Ermüdet trat sie endlich unter eine Tanne, deren dunkle Äste sich nischenförmig senkten, sie war wie eine Madonna in einer Waldkapelle. Heut knieten wir zusammen im Garten; ich half ihr kleine Blumenspaliere ziehen. Das sind Idyllen! Sie werden ausrufen: „O du Leichtsinn!" — Ich lehne verstummend die heiße Wange an einen großen Blumenstrauß vor mir auf dem Tisch und sauge den süßen Duft

und die Kühlung. Es sind blaue Kornblumen darunter.

Von Emma wäre viel zu schreiben. Ich habe ihr eine Rasenbank gemacht, ringsum reifen Erdbeeren auf dem Moos, die Glockenblume ragt über den Adlerfarrn, und im feuchten Busch nickt die Goldlilie. Heut gingen wir zusammen am Bache, lachend und scherzend kamen wir zu einer Stelle, die vom klarsten Wasser bespült, eine Menge Weidenröschen, Himmelbrand und Zittergras trug. Wir pflückten, pflückten; ihre Hand war bald zu klein für den Strauß, so warf ich ihr Blüten und Zweige in die Schürze. Zufällig fand ich offenen Mohn, ich reichte ihr denselben und sagte: „Das ist ja brennende Liebe!" — Da wehte der Wind aus den Buchen, entraffte die roten Blätter und warf eines auf ihren Nacken, als sie ohne umzuschauen vorwärts lief. Der Wind spielte mit ihrem langen braunen Haar; ich bog einen Lärchenast herab, sie pflückte einen Zweig und schlang ihn zum Kranz um die Schläfe. Wären alle Blumen in Wald und Wiese Augen gewesen, meine Augen! ich hätte nicht genug schauen können. Ihr Bruder meinte: „Ich weiß nicht, was das ist. Kommt ihr zwei zusammen, so seid ihr stets lustig, wenn ihr vorher auch noch so mürrisch waret." — Ich möchte oft laut aufjauchzen aus reiner heller Freude an der Gegenwart. In die Vergangenheit mag ich nicht blicken, in die Zukunft ... Ja, ich will, und sollt ich mir bei der Arbeit die Hände zerscheuern.

Auf dem Rückweg nach Wien kam ich an einem Zirkus vorüber; laute Musik ertönte, ich habe den „Harlekin" gedichtet. Die Verse fügten sich unwill-

kürlich, es war, als ob meine Hand wie bei einer Vision von selbst schriebe. Hintennach wunderte ich mich selber über das Ding. Salzburg? Noch weiß ich nicht, wann ich abreise.

Wien, 10. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Vorwort zu den Frühliedern.

Es bestand einmal der Plan, den poetischen Nachlaß von Sigmund Schlumpf und Bernhard Moser, die ein früher Tod aus den Hörsälen der Universität weggerafft, dem Druck zu übergeben. Daß es unterblieb, kann ich nach bester Überzeugung nicht bedauern; denn nur wenige Gedichte genügten den Forderungen einer ernsten Kritik, vieles trug die Spuren der Frühreife in Form und Ausdruck, das meiste war auch stofflich unbedeutend, obgleich alles Zeugnis gab von dem edlen Sinn der jungen Männer. Eine Auswahl konnte genügen und als solche einen Platz neben Gedichten überlebender Jugendgenossen beanspruchen.

Ich hatte gelegentlich zu einem Freunde gesagt: Wenn nur die jüngere Generation, die ernstlich vorwärts strebt und nach Höherem ringt, sich auf irgendeine Weise vereinigen und hier und da ein Zeichen der Genossenschaft geben möchte! Das wäre auch für die Zukunft Gewinn; denn dadurch, daß man sich im Bunde die Hand reiche, könne in weiteren Kreisen für alles Schöne und Gute gewirkt werden. Im Leben bedingt ja eines das andere; es ist ein großer Organis-

mus, und die einzelnen Glieder unterscheiden sich nur dadurch, ob sie bewußt oder unbewußt dafür handeln. Alles steht im Zusammenhang: die Geschichte wird zum Lied aus und dem Liede flammt wieder die Tat.

Was ich damals flüchtig geäußert, hat sich nun in schönster Weise verwirklicht. Gern spreche ich allen, die sich durch Beiträge verbunden, meinen Dank aus und hege die Hoffnung, daß die Zukunft, wenn alle Keime sich entfalten und vieles, was äußere Umstände noch unter Sperre halten, den Tag begrüßt, Erfreuliches bringen werde.

Diese Frühlieder sind eine Saat der Hoffnung!

Sie sind aber auch Waffen zu Schutz und Trutz.

Ein Tiroler hat in einem ausländischen Blatt die achtbarsten Männer des Landes aus dem Busch mit Kot beworfen. Lassen wir der Gemeinheit die Gemeinheit. Jener Lump, der zuerst ein Österreicher, dann ein Tiroler, endlich ein Deutscher sein will, hat aber auch Goethe und Schiller, und das im Namen aller, aus unsern Bergen verbannt und geächtet. Seinem geistigen Bedürfnis mag vielleicht die „Trutznachtigall", wie sie in neuester Verballhornung mit Gassenhauern im Anhang erschien, genügen, wir aber fordern unsern Teil an den großen deutschen Meistern und erkennen sie freudig als unsere Lehrer und Bildner. Haben wir auch keine Gärten, um unter Lorbeersträuchen ihre Büsten als der Penaten des geistigen Haushaltes aufzustellen, so werden uns doch stets ihre Sterne als Dioskuren am deutschen Himmel vorleuchten. Wir müssen widersprechen, wenn jener Lump sich zum Vorredner für alle aufwirft; er mag nun wissen, daß auch

eine andere Luft weht, als der Katakombenstank unter seinem schwarzen breiten Hute.

Allen Freunden im Land Tirol einen herzlichen Gruß.

Wien.

Adolf Pichler.

An Cornelie.

Am 28 Juli werden die Prüfungen fertig. Ich komme mir vor wie ein Krämer, der allerlei Schund an das Ladenfenster hängen muß. Hinein schaut mir Keiner. Dann will ich noch, was ich in diesen drei Jahren aufgestapelt, mustern. Taugt nicht viel! Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Echtes, ich schäme mich des Flickwerkes.

Am 1. August in Salzburg. Dann nach Tirol; aber was dort; Hier ein Lied. Dazu die Komposition Hocheggers. Mathilde soll es mir singen.

Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lange hat mich nichts so erfreut als Ihr Brief, noch mehr aber das Zettelchen, das bald darauf Ihre Ankunft verkündete. Sie bringen uns stets schöne Stunden nach Salzburg; meine Freundschaft kann freilich für Sie nur wenig Wert haben, doch mindestens wird sie sich stets gleich bleiben.

Soll ich Ihnen sagen, was mir zuerst besonders an Ihnen gefiel? Es ist eine Eigenschaft, die man sonst nicht zu Ihren am meisten bemerkbaren rechnet: die Milde! Trotz Ihrem Spott, den ich gewaltig fürchtete,

sah ich doch gleich aus manchen Kleinigkeiten, daß er nur die Weichheit verhüllen sollte, die ihm zugrunde lag. Wenn sich auch diese im harten Kampf des Lebens verliert, so bleibt doch das Herz sich gleich!

Nun aber muß ich doch auch den Leichtsinn schelten! Sie haben in dieser Beziehung meine Gedanken so ziemlich erraten; ich muß mich der blauen Augen annehmen, denn Sie haben Sie mir durch ihre Schilderungen lieb gemacht. Doch ich meine dies nicht so gar streng, denn ich weiß ja, obwohl Sie gern ein bißchen Komödie spielen, werden Sie nie vergessen, daß was für Sie ein Scherz ist, für andere oft ein trauriger, ja tragischer Ernst werden kann. Ich möchte Sie aber nur daran erinnern, weil ich weiß, wie selten die Männer in solchen Fällen ein Mädchen richtig beurteilen und die Folgen berechnen können.

Sie sagen: „Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Echtes!" Wie können Sie so sprechen! Einst schrieben Sie mir: „Ich habe mir vorgenommen, nicht nur an andern das Gute und Schöne zu preisen, sondern es auch, so viel wie möglich an mir selbst darzustellen." — und ist es Ihnen nicht gelungen? Schlagen Sie ihr Wirken auf andere gar so niedrig an? Hat es Ihnen keine Früchte gebracht? Wenn Sie sich auch selber nie genug tun, so ist deswegen doch noch nicht alles Flickwerk. Der Wert unseres Lebens hängt für uns vom Ernst unseres Strebens ab; Ihr Streben ist aber auch nach außen nicht erfolglos gewesen.

Der „Harlekin" ist auch so düster wie eine wilde Gewitternacht!

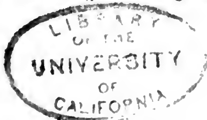
Wenn Sie diesmal nach Salzburg kommen, müssen Sie Hellbrunn besuchen. Es ist da vom Tiergarten eine wunderschöne Aussicht; doch gibt es auch noch andere prächtige Punkte, näher und ferner, die Sie noch nicht kennen. Wir wollen da schöne Ausflüge machen. Übrigens können Sie tun, was Ihnen gefällt: auf dem Sofa liegen, spazieren gehen, von schönen Augen schwärmen, selbst einige kleine Bosheiten will ich verzeihen. Aber warten Sie nur! Ich will dieses Mal eine niedliche kleine Cousine einladen, die auch blaue Augen hat. Nehmen Sie sich in acht.

Neulich waren wir im Kunstverein. Es waren manche hübsche Bilder da; ein Studienkopf von Ammerling, der mir besonders gefiel; eine sehr schöne Winterlandschaft und anderes mehr. Sehr sprach mich ein kleines Bild aus dem bayrischen Hochgebirg an: ein frischer Bursche singt zur Zither, ein Greis und ein Mädchen hören zu; jenem bringt das Lied die Vergessenheit des Alters, dieser das Bewußtsein der Jugend. Es ist ein freundliches Bild und versetzte mich nach Tirol zurück. Dagegen ließen mich der Übergang von Dux ins Zillertal und der Duxerfern, auf den ich so begierig war, ganz kalt; es ist nichts Großartiges darin, vielleicht lassen sich solche Gegenstände überhaupt nicht in einen so engen Raum zwängen. Die Statuetten und Glasmalereien gefielen mir nicht besonders.

Am Sonntag abends beim Spazierengehen sah ich ein Kind, so schön wie kaum je eines; große dunkelblaue Augen, goldblonde Locken und ein solcher Ausdruck von Geist, möcht' ich beinah sagen, in dem zarten Gesichtchen. Ich bin ganz verliebt.

Daß Viktorie einen Buben hat, wissen Sie wahrscheinlich; sie ist wieder ganz wohl und hat neulich ihrer Mutter ein Porträt ihres Theodor entworfen. Stirn, Augen und Mund vom Vater, die Nase aber habe er von ihr, wahrlich, da gehören prophetische Blicke dazu, um das alles jetzt schon zu sehen. Ich habe schon ziemlich lang von ihr keine Zeile erhalten; was ich vorausgesagt, wird wohl eintreffen und unsere Verbindung endlich ganz aufhören. Ist es so und muß es sein, werde ich mich ruhig darein finden. Ich weiß, daß sie, ebenso wie ich, sich immer freundlich an die Vergangenheit erinnern wird; ich schätze sie sehr und nur, wer sie so genau kennt wie ich, kann wissen, wie viele Ursache ich dazu habe. Sie wird eine treffliche Hausfrau und Mutter sein, aber was uns zusammenführte, hat aufgehört: ihre Welt ist ihr Haus, ihr Mann will es so und sie also natürlich auch. Wär es mir darum zu tun, so hätte ich Gelegenheit genug neue Verbindungen anzuknüpfen. Man findet hier und da ein liebes Mädchen, aber eine Freundin fand ich noch nie. Nun, ich brauche keine; ich habe ja eine an meiner Schwester. Mathilde ist, gottlob! in diesem Sommer gesünder als im vorigen; auch an ihrer heiteren Stimmung merkt man das. Ich kann gar nicht sagen wie froh ich darüber bin. Wir gehen recht fleißig spazieren, manchmal auch des Morgens. Das Wetter ist beinahe immer schön und ich gehe gern durch die herrlich wogenden Kornfelder oder unter den schattigen Alleen, die hier überall gepflanzt sind. Auch auf dem Mönchsberg waren wir wieder, zum ersten Male seit mehreren Jahren.

Meinen herzlichen Dank für die Frühlieder. Sie



haben eine gute Auswahl getroffen und erlauben mir wohl, meine Ansicht darüber ausführlicher mitzuteilen.

In allen weht ein frischer Geist, ein Hauch der Jugend, manche gefallen mir ganz vorzüglich. Die von Aloys Schlern zeichnen sich durch Schwung aus. Seine Naturbilder zeigen den Einfluß von Anastasius Grün. — Aloys Meßmer gefällt mir vorzüglich; möge die Zukunft seine Zuversicht für ihn und die Liedesgenossen vollauf rechtfertigen. Tirol bedarf des „Erwachens des Liedes". — Die Schilderungen Adolf Purtschers sind lebendig und wahr, seine Gestalten echt tirolerisch.

Perthalers „Grieche", die „Vollendung" und aaderes ist gedankenvoll, die „Versöhnung" scheint mir etwas unklar. Er ist weniger plastisch.

Schlumpf und Schnell haben einige Ähnlichkeit, beide sind weich, zart, anspruchslos; Schlumpf weniger bildlich, mehr vom Herzen; Sie hatten recht: er gehört den Frauen.

Gilm frappiert durch Originalität, Leidenschaft, Bilderpracht. Den andern begegnet man gern, ohne sich bei ihnen aufzuhalten.

Zum Schlusse den Wunsch, daß aus diesen Blüten schöne Früchte reifen und wo schon Früchte sind, sich neue Blüten ansetzen mögen.

Cornelie.

An Cornelie.

Meine Abreise verzögert sich. Ich möchte meine Lektionen, wenn auch nicht zum Abschluß, doch zu einem Einschnitt führen und gehe also nach Hütteldorf. Ich

habe Emma viel von Ihnen erzählt. Wär't Ihr beisammen, so machte ich mich aus dem Staube. Kommt man doch vor einem Mädchen nicht auf, wie wär's erst gegen zweie — Werde schreiben, wann ich komme! — Wahrscheinlich bestellt Ihr jetzt durch mich Eure gegenseitigen Grüße! Wären's noch Küsse, da nähm ich meinen Zoll. Amen!

Wien, 24. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Doktor Stolz hat unlängst eine Reise nach Deutschland unternommen, um Irrenhäuser zu besuchen. Er schreibt mir nun soeben wie folgt: „In Winnental sah ich den gefeierten Dichter Lenau, aber in welchem Zustande! In der Zwangsjacke und an das Bett gebunden. Er ist seit Oktober periodisch tobend, 2—3 Tage aufgeregt, 1—2 Tage gemäßigter. Während der schlimmen Tage ist er ganz verwirrt und höchst unreinlich. Er schreit öfter oder brummt grimmig in den Bart hinein. Als ihn der katholische Priester besuchte, war er eben aufgeregt und stieß die Worte: „Trinitas? Pfui Hochwürden!" — in tollem Wirrwarr heraus. In besseren Tagen soll er freundlich mit diesem sprechen. So ist dem Mann, um dessen Blick vor kurzem die ganze vornehme Damenwelt Stuttgarts buhlte und der mit einem Worte jedes der verrückten Weiber in Ekstase zu versetzen fähig war, nun Bewohner einer Tobzelle. Die Weiberverrücktheit geht so weit, daß sie die Ärzte beneidet, welchen die losen Stücke untergehen-

der Genialität zu sammeln gegönnt ist. Ein Weib soll auch die erste Ursache seiner Melancholie gewesen sein. Seine Wiedergenesung muß allerdings bezweifelt werden. So enden überspannte Idealisten.

Nicht wahr, das ist hart? Aber es ist halt so. Der Irrenarzt hat nicht ganz unrecht. Die alten Dichter waren ganze Kerle nach innen und außen. Die neuen sind nach außen meist nichts; nach innen bohren sie in sich hinein, da verrückt sich der Schwerpunkt, der Kopf überschnappt und oben wird unten. Danke Gott, mein lieber Adolphus, daß Du die Naturwissenschaften hast, fahre fleißig fort zu studieren, das ist für das Heil des Leibes und der Seele. Wenn Du halt dichten mußt, so dichte, wenn Du mußt; aber will nicht. Poeten haben wir leicht genug, Naturforscher und Ärzte brauchen wir stets und überall.

Unlängst habe ich kaum meinen Augen getraut, als ich das Buch: „Die ärztliche Seelenheilkunde“ von Feuchtersleben gelesen. Diesen Vandalismus hätte ich nicht erwartet. In betreff der Behandlung der Gestörten sagt er: „Schmerzhafte, körperliche Züchtigungen, die zugleich das Ehrgefühl verletzen, dürfen nur in seltenen Fällen — aber nicht, gar nie — stattfinden; denn Lichtenberg sagt: durch Stockschläge wird die Seele von Narren genötigt, sich wieder an jene Welt zu erinnern, aus der Prügel kommen“. — Also Stockschläge und Prügel sind neue Heilmittel? der Gestörte ist kein Kranker, er ist nur ein Nichtwollender — ein Böser — ein Verbrecher. Siehe da — die alte Heinrothsche Sündentheorie! Freilich sagt Ihr, daß Ihr Euch nicht dazu bekennt; allein Eure Praxis verrät Euch! Glaubt

Ihr nicht, daß den Gestörten seine Leiden ohnehin schon sattsam an jene Welt erinnern, aus der seine Leiden kommen?

„Dem Kranken“, heißt es weiter, „muß jede Stütze genommen werden.“ „Er rät auf die Kranken loszustürmen; denn nur ein großer Sturm kann ein kleines Feuer auslöschen.“ Er rät Mittel, welche geradezu jede Bewegung hemmen: „Die Zwangsjacke, den Zwangsstuhl, das Zwangsbett, Bande jeder Art.“ — „Denn, — hört, hört! — ihre Anwendung ist durch die Erfahrung gerechtfertigt.“ Gerade in diesem Sinne wurde für die Beibehaltung der Tortur gesprochen: ihre Notwendigkeit war durch die Erfahrung bestätigt.

So werden von Ärzten Kranke kuriert! Schläge, Prügel, Zwang jeder Art heißt man physische „Kuren“, und die Männer, die sie ausüben, legen sich den süßen Namen „Seelenärzte“ bei. Prügelknechte und Rottenmeister würden diesen physischen Einfluß auszuüben wohl besser verstehen. Ist es ein Wunder, wenn sich die Leute besinnen, ihre Unglücklichen in eine Irrenanstalt zu geben, wenn sie hören, wie sie dort behandelt oder vielmehr mißhandelt werden.

Feuchtersleben zitiert Langernau, der die unsinnigen Worte ausgesprochen: „Könnten den Irren ihre Handlungen nicht imputiert werden, so könnte es keine Irrenärzte geben“. Welch eine Logik! Weil es Irrenärzte gibt, müssen notwendig die Irren böse sein; weil es Henker gibt, ist die Todesstrafe notwendig.

Flirs Büchlein war schon gedruckt, als er erst merkte, wie winzig es ausfalle. Er entschloß sich daher auf Anraten zu den zwölf Gedichten noch zwölf neue

hinzuzufügen und der Schlacht am „Gigelberg" eine Novelle anzuhängen.

Streiters Büchlein: „Die Jesuiten in Tirol von einem Tiroler" wurde sogleich mit Beschlag belegt, aber demungeachtet zirkulieren viele Exemplare. Es ist gut geschrieben.

Du klagst über Österreichs Zustand. Das nützt uns alles nichts. Solange wir nicht die Macht haben, es anders zu machen, müssen wir uns dies alles gefallen lassen. „Das Reich des Himmels leidet Gewalt, sagt Jesus, und die es an sich reißen wollen, müssen Gewalt anwenden." Dieser Staat kann die Preßfreiheit nicht erlauben und die Kirche auch nicht. Nur durch eine Macht kann eine Macht gestürzt werden. Ich weiß nicht was mehr zu fürchten ist: fremde Macht oder eigene Ohnmacht. Selbst die Religion sucht Gottes Allmacht den Menschen durch Gottes Liebe und des Menschen Ohnmacht Gott gegenüber durch die Gnade zu neutralisieren. Immer regiert nur die Macht. „Das Geheimnis jeder Macht, sagt Börne, besteht darin, zu wissen, daß andere feiger sind als wir." Unsere Feigheit ist schuld, daß der Staat mit uns so schalten und walten kann.

Zu Innsbruck will man im Kasino keine Wienerblätter mehr beziehen, sondern selbe total eingehen lassen. Wie? zeigt das nicht von einem guten Geschmacke der Tiroler.

Dagegen wird die Zensur auch hier strenger. Mensi, der früher Zensor des Tirolerboten war, wurde abgesetzt und dafür Vogelsanger erwählt. Dieser Tage geschah sogar etwas noch nie Erhörtes: Der gute

Tirolerbote wurde zurückbehalten. Er mußte eines Aufsatzes wegen, der gestrichen wurde, ganz a novo gedruckt werden.

Kennst Du das Büchlein: „Das Recht des Einzelnen gegen den Staat". Es wurde in der Schweiz aufgelegt und in alle Weltteile versendet, allein die meisten Exemplare fielen in die Hände der Polizei. Wie väterlich der Staat — für sich — besorgt ist!

Flir, Schönach und andere werden heuer die Vakanz im Achental zubringen; sie wollen in stiller Einsamkeit stille Betrachtungen anstellen über die Gnadenwahl und über den Fortschritt jenseits. —

Kommst Du wohl nach Tirol herein?

Hall, 27. Juli 1845.

Dein

Sebastian.

An Cornelie.

Die Prüfungen sind abgeschüttelt; um auszuschnaufen dampfte ich nach Mödling und besah mir dort das Gebirge. Das hat denn doch meine Sehnsucht nach den Alpen erregt und anstatt blos nach Graz einen Spritzer zu machen, will ich wieder nach Tirol. Da ist die Station Salzburg, wo ich mit jemand zu plaudern habe. Sind Sie zufrieden?

Heute ein Brief von Ruf, der gar mancherlei enthielt. Schrecklich ist die Schilderung des unglücklichen Lenau in der Irrenanstalt zu Winnental. „So enden überspannte Idealisten."

Übrigens hat er recht; es taugt nichts, nur Poet zu sein, und gerade die Größten waren auch noch etwas

anderes. Lenaus Schicksal ist wie das Kreuz auf einem Alpenpfade, wo einer in den Tod stürzte; man spricht ein stilles Gebet, aber nur der Feige wagt sich nicht mehr vorwärts. Uns allen ist die Bahn von den Göttern vorgezeichnet, mögen wir uns selbst bewachen, daß sie nicht in die Schuld führe. Wer immer nur aus seiner Brust pumpen will, zieht zuletzt das Blut aus dem Herzen.

Bei mir hat es übrigens keine Gefahr, daß ich köpflings aus dem Wolkenschifflein falle, und im übrigen denke ich mir auch hier: Wer gegen die Natur ist, ist gegen Gott!

Auf wieviel Briefe sind Sie mir jetzt die Antwort schuldig? Ich glaube, auf vier!

Wien, 31. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Sie kommen also nicht sobald; wenn Sie nur kommen! Dann mag Ihnen Ihr Plan nach Graz verziehen sein. Doch soll Sie Emma wieder einmal aufsitzen lassen, wie Sie mich aufsitzen lassen wollten. Daß Sie sich auf die verfolgte Unschuld hinausspielen ist köstlich! Wir armen Mädchen! Ich glaube mit Ihnen würde die heilige Ursula samt den elftausend Jungfrauen nicht fertig!

Von Lenau habe ich in der Zeitung gelesen. So muß dieser schöne Stern in schwarze Wolken sinken!

Uns allen geht es gut, aus Innsbruck haben wir keine Nachrichten.

Wo gehen Sie jetzt hin, wann kommen Sie und Ihre vier Briefe? An Emma einen Gruß!

Cornelie.

An Cornelie.

Daß ich gute Vorsätze gefaßt habe, bezeugen Feder und Tinte auf meinem Tisch. Die Gegend vor meinem Fenster ist aber so schön, daß ich es nur schwer, oft kaum eine Viertelstunde im Zimmer aushalte. Unmittelbar vor der Tür verläuft ein Rasenplatz gegen den Bach, welcher den Garten in zwei Teile schneidet. Die Brücke darüber, das Gebüsch ringsum, hier und da hochwüchsige Obstbäume füllen den Vordergrund; nach hinten erstreckt sich der Tiergarten im sanften Längenzuge, seine bedeutendste Höhe steigt in der Mitte des Bildes empor, welches rechts von einem Hügel, den er von der Hauptkette abstreichend vorlagert, links von einer Gruppe schlanker Pappeln geschlossen wird. Sowohl die Höhe, als auch die übrigen Maße der Ausdehnung ordnen sich so in der Perspektive, daß die Gegenstände im schönsten Zusammenhang erscheinen ohne sich verwirrend zu häufen. Dazu stimmen auch Licht und Farbe. Im Hintergrund überall derselbe Baumschlag; kräftige Buchen und Eichen, die sich in starken breiten Massen sondern, je nachdem die Beleuchtung den verschiedenen Ton angibt. Alles ist so abgegrenzt und nahe, so klar und übersichtlich vor meinen Augen, daß sich der Geist in diesem kleinen Raum gern befriedigt, wo die Natur selbst das Gesetz harmonischer Begrenzung zeigt.

Emma ruft zum Fenster herein, sie will mir was

gar Hübsches zeigen. Wird was rechtes sein! — Ein Bienchen schläft im Kelch eines Fingerhutes, daneben sitzt ein goldgrünes Käferlein. — Ich sagte ihr, daß ich an Sie schreibe. Sie vertritt mir die Türe, spannt die Arme aus und läßt mich nicht durch, bis ich verspreche, gleich einen Gruß von ihr an Sie beizusetzen.

Da, da, nehmen Sie den Gruß!

Ich habe Emma bereits öfter im Salon gesehen; die glänzenden Zimmer passen nicht zu ihrem Wesen. Ihre Bewegungen zeigen nichts von der Geziertheit, wie sie über die Bohlen der Parketten hintänzelt; ihre einfachen Volkslieder nehmen sich neben den glänzenden Piecen der andern aus wie wilde Rosen bei üppigen Kamelien im Glashause, sie tritt gegen ihre Freundinnen völlig in den Hintergrund. Wie ganz anders war sie heute! Sie wandelte dahin leicht und frei, das blaue Hauskleid schmiegte sich nach der schwungvollen Beugung der Glieder, der breite Strohhut war vom Haupt auf den Nacken gesunken, ihre Gestalt blühte gleichsam in der Morgenluft: man kann sich nichts Anmutigeres und Holdseligeres denken. Wir gingen an der Wien stromaufwärts durch Auen und Grasplätze gegen Mariabrunn. Beim Wasser stehen Erlen und Weiden, dann einzelne Espen. Ein hölzerner Steg verbindet die Ufer. Mir fielen Bilder von alten Niederländern, insbesonders Ruysdael ein, wie sich bei ihnen Naturwahrheit und poetische Anschauung so schön vereinigt. — Auf dem schwarzen Boden wucherten Sumpfpflanzen in vollem Gedeihen, welche die Ranken des Windlings aneinanderknüpften. Dieser lieh ihnen seine großen, weißen Blüten. Ich zeigte das meiner Be-

gleiterin. Als sie den Blick zu mir erhob, dachte ich an jene Worte des hohen Liedes — „Deine Augen sind Taubenaugen! Keine Sehnsucht, keinen Wunsch in der Brust; alles ist unmittelbare Gegenwart".

Zu Wien, um in meiner Wohnung nachzusehen. Ich habe nach einem Brief von Ihnen gesucht, gefragt, aber nichts gefunden. Sie sind Emma einen Gruß schuldig!

Ein gelinder Wind verwehte in der Frühe die leichten Wolken über dem Marchfeld, daß in der durchsichtigen klaren Luft die föhrenbewachsenen Karpathen, die man sonst kaum erkannte, auftauchten. Ich nahm meine Kräuterbüchse, um sie mit Blumen und Blütenzweigen zu füllen, deren Schönheit ich unversehrt bis Hütteldorf erhalten wollte. Mein Weg führte über den Hügelkamm, der mit Reben bepflanzt von Hernals sanft aufsteigend in den Waldhöhen über Dornbach endet. Dort ist eine Stelle zwischen Hainbuchen, die zwar den Blick frei über Berg und Tal wandern lassen, die Aussicht auf die Stadt jedoch abschließen. Dadurch und weil kein Fußpfad in der Nähe vorüberführt, hat dieses Plätzchen eine lauschige Heimlichkeit behalten, die mich stets wieder und wieder anlockt. Dort liegt als bequemer Sitz ein Steinblock dicht überwachsen von Moos und Quendel. Weithin dehnte sich das Tal mit wechselnden Weingärten und Fluren, von den nahen Wiesen duftete der Honiggeruch des Klees. Das Korn war bereits geschnitten; die herbe Traubenbeere bgann sich zu färben und durchsichtig zu werden. Der Wind rollte über das hohe Gras in die Stoppeln, hier und da guckte roter Mohn oder eine Cyane empor und verschwand wieder wie ein scherzendes Kind. Hoch droben fei-

erten die Lerchen Maria Himmelfahrt. Mit Recht wählten die Babenberger sie im blauen Felde als Wappen für Österreich. Dort auf der Höhe stehen die spärlichen Reste ihrer Burg; die wilde Rose umgittert sie mit den Dornen, aus dem Geröll steigt die gelbe Ähre des Himmelbrandes, die Amseln singen am Bergeshang, aber die Stimmen der Lieder sind verhallt, die Harfe Walters von der Vogelweide verstummt.

Als es wärmer wurde, stieg ich auf zum Grat und dann zum Weidlingerbache nieder. Er fließt durch Buchenwälder kühl und lauter über weißen Kies der Donau zu. An einer Stelle des Ufers hat er die Wurzeln der Erlen untergraben, so daß ihre braunen Zasern in die Wellen niederhängen, die Stämme verzweigen ihre Laubkronen mit denen des andern Gestades; das Ufer umsäumt Rasen mit Storchschnabel und Hornklee, dahinter Strahldisteln und Wasserdost. Ich zog die Kleider aus und legte mich in das weiche Wasser. Kleine Fische schossen hin und her, Libellen und Schmetterlinge umflatterten mich, im raschen Flug setzte sich ein Eisvogel auf einen Wurzelast nebenan, dabei die seltene Pracht seines Gefieders entfaltend, das im Wechsel des Lichtes vom Goldgrünen ins Blaue und dann wieder ins Goldgrüne spielte. Das war Wollust! Ich blieb hier mehrere Stunden und verzehrte im Schatten mein Mittagsmahl, ein Stück Butterbrot. Als die Sonne zum Untergang neigte, trat ich den Rückzug nach den Höhen von Hütteldorf an, sie war schon gesunken, als ich das Landhaus erreichte. Ich schüttete den Mädchen die Blumen auf den Tisch und sah zu, wie sie Kränze banden. Emma nahm eine

lange Efeuranke und flocht sie dem Apoll von Belvedere, dessen Gipsbüste in ihrem Zimmer steht, um das Haupt.

Es sind herrliche Tage, die ich hier in Garten und Wald zubringe. Nichts von Gelehrsamkeit und Bücherwust ringsum, nur wenige Griechen und Spinoza durften mich begleiten. Ich denke oft an jene Pythagoreer, die in weißen Gewändern unter Lorbeersträuchern und Zypressen hinwandelten, über Gott, Natur und Staat dachten und sprachen und den Melodien horchten, die aus den Tiefen der Seele wie im Wandel der Gestirne klingen.

Mir zu Häupten sausen die Wipfel der Pappeln im Winde, der mir den Klang ferner Sonntagsglocken zuträgt; die Luft ist so klar und durchsichtig, daß sich weit hin die Umrisse der Hügel wie in einem reinlichen Gemälde einzeichnen. Die Landschaft erinnert mich an ein Jugendbild Raphaels. Ein Jüngling ruht waffengerüstet auf dem Schild; in sein kindliches Gesicht hat noch nicht der Ernst des Lebens den Eisengriffel gesetzt; seine Träume sind vielleicht eben so ruhig und mild als die Gegend ringsum. Zur Rechten naht eine Frau mit Buch und Schwert, zur Linken ein geschmücktes Mädchen, als woll' es ihn einladen auf den Pfad der Lust. Hinter ihm sproßt ein Lorbeerbäumchen und wiegt die zierlichen Blätter in der Luft. Werden diese Zweige, die ihn jetzt im Schlafe kühlen, seine Stirne umwinden, wenn er einmal sturmesmüde am Stamm niedersinkt?

Vor dem Hause zieht westlich eine Anhöhe empor, deren weiter Rücken einen Wald von Laubholz trägt. Wir

gingen langsam hindurch; die Mädchen pflückten Blumen und stritten, wer das Körbchen am schnellsten voll haben würde. So erreichten wir einen Holzschlag, der mit Stauden von mäßiger Höhe überwachsen war. Zwischen hinein lagen terrassenförmig freie Stellen, wo an der Sonne die herrlichsten Erdbeeren reiften. Die Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen, da und dort sah ich noch ein farbiges Kleid durch die Büsche schimmern, oder es tönte das Jauchzen der Kinder, — bald war ich allein. Anfangs suchte ich emsig nach Erdbeeren, bald aber lenkten mich tausend Dinge ab. Da duftete Spierkraut voll und schön aus dunklem Laub, dort stand eine Zaunlilie zwischen Dolden und Wohlgemut, oder es blühte irgendwo eine seltene Blume, die ich mitnehmen wollte. Und die Gegend ringsum! Kleine Täler mit hellem Grün, darüber dunkle Wälder, auf die sich weiße Wolken in stets wechselnden Formen stützten; jetzt scharfkantig und zackig, dann wellenförmig oder in Kuppen; für den Augenblick ruhend, dann wieder hoch emporschwellend oder wie Drachenköpfe mit langen Hälsen umgebeugt. Während dieser Betrachtungen sank die Sonne tief und tiefer, die Drosseln fingen an zu schlagen und einzelne Dämmerkäfer summten bereits herum. Die Wolken färbten sich vom stärksten Rot bis zum bleichsten Gelb und stiegen geballt oder streifig zerflossen höher am Gesichtskreise. Da hörte ich meinen Namen rufen; ich sprang vom Grase auf und nun erst fielen mir die Erdbeeren ein, die ich hätte pflücken sollen. Es war nicht mehr zu helfen. Die Kinder lachten mich aus und wollten meine Blumen nicht

gelten lassen, die könne man ja nicht essen! Da flüsterte mir Emma ins Ohr: „Sie bekommen schon doch Erdbeeren — von mir!“ — Hab ich sie etwa nicht verdient?

Ich freue mich auf jeden Morgen und bin auf, eh der Frühstrahl die Nebel zerstreut. Dann hinaus durch den Garten in den Wald; ich streife die Zweige, auf Stirn und Haar tropft mir der Tau, ich pflücke einige Blumen: Salbei, Feldnelken, Glocken und schaue zurück auf die grünen Jalousien im ersten Stock. Die blauen Augen wollen sich nicht auftun; erst wenn die Sonne hoch vom Himmel durch die Läden guckt.

Hier ein Gedicht, irr' und verworren wie der Dichter; vorher einige Bemerkungen zum Verständnis. Memnon war Aurorens Sohn und fiel vor Troja; die Göttin ließ ihn nach Theben tragen, wo sein Bildnis, welches beim ersten Sonnenstrahl klingt, auch heute noch am Saum der Wüste steht. Diese Sage habe ich andeutungsweise benutzt.

Memnon.

I.

Ruhigen Stromes
  Dämmert die Helle
Ahnung des Morgens
  Dir in die Seele:
Wie auf den Sprossen
  Himmlischer Leiter
Nahen die Träume
  Lieblich und heiter.
Klingen und singen!
  Wallend gehoben!

Hat deinen Busen
  Frührot umwoben,
Lächelnd des Auges
  Vorhang geschlossen,
Mild von des Lebens
  Odem durchflossen
Atmest du Kühle,
  Tief in der Seele
Fühlest des Morgens
  Dämmernde Helle.

II.

Still vor dem Fenster
Schauend ins Ferne,
Steh ich des Morgens
Einsam so gerne.
Hoch an dem Himmel
Flammenumwunden
Werden des Lichtes
Garben gebunden.
Steiget die Sonne,
Jauchzen die Tale,
Wie einst geklungen
Memnon im Strahle,
Tief in der Seele,
Ob es auch schliefe,
Licht des Gedankens
Wach sie mir riefe.
Ruhig und sinnend
Schau ich ins Weite,
Wie sich des Tages
Ernte verbreite.

III.

Rastlos und mutig
Strahlenumwunden
Sind nun des Lichtes
Garben gebunden,
Langsam im Westen
Purpurumflossen
Werden des Hauses
Tore geschlossen.
Doch ist der Wagen
Sternen mit sieben,
Der heim sie führte,
Draußen geblieben.
Stehe wie Memnon,
Tief in der Seele
Wird es von lichten
Gedanken mir helle.
Läßt ihn die Sehnsucht
Abends erklingen,
Gluten der Liebe —
Könnt ich sie singen!

Auf den Höhen südwestlich von Hütteldorf herumgelaufen, ohne erst auf die Zeit zu achten. Bei der Rückkehr konnte ich erfahren, wie verschieden die Perspektive in Alpenländern und zwischen den kleinen Bergen sei. Dort hatte ich meinen Blick geübt, Höhen und Weiten zu beurteilen und fehlte selten in der Angabe, weil ich die Jöcher als sicheres Maß im Hintergrunde hatte. Hier erschien mir alles viel näher, und ich mußte mich durch die müden Füße und vor der Uhr von der Länge des Weges, den ich zurückgelegt, überzeugen. So sprang ich denn über Stock und Block. Es wurde dunkler. Hinter den Bergen begann es durch

das tiefe Gewölk zu leuchten. Um den Weg zu kürzen, schwang ich mich über die Planke am Bach. Auf den kleinen Höhen zwischen den Pappeln stand Emma. Ich ging am Gesträuche hin; der erwachende Sturm überrauschte meine Schritte im weichen Gras, schon wollte ich sie anreden. Da zuckte ein Blitz und spiegelte in ihrem Auge, das wie suchend ins Weite blickte! Ihr Antlitz schimmerte wie Marmor, die Haare, durch welche sich ein Lärchenzweig schlang, waren zurückgeweht. Ich erschrak fast wie vor einer Erscheinung und schwieg. Der Donner rollte stärker, der Regen begann zu tropfen, sie ging langsam fort, an mir vorüber, daß mich fast ihr Atem streifte.

Sie sollte nicht erfahren, daß ich sie gesehen. Ich schwang mich wieder über die Planke in den Wald hinaus, die Fahrstraße aufzusuchen. Da brach das Wetter los mit aller Macht, es goß in Traufen, so daß ich vorn an der Haustür bereits naß war bis auf die Haut. Ich trat unter die Tür des Saales; aus meinem Haar floß noch der Regen. Die Kinder schalten mich, sie hätten sich statt meiner gefürchtet, daß ich draußen gewesen bei dem Wetter. Emma hatte den Lärchenzweig in der Hand; sie blickte schweigend vor sich hin.

Ich ging in mein Zimmer, mich umzukleiden.

Als ich wieder zurückgekehrt, gab die Hausfrau mit der Glocke das Zeichen, wir setzten uns an den Tisch, es ward aufgetragen. Das Völkchen aß, lachte und plauderte, bis wieder ein Blitz dazwischen fuhr und ihnen vor Schrecken das Wort nahm, dann ging es von neuem los.

Endlich hatte sich das Wetter verzogen; die Kinder, die auf einem Häufchen beisammen hockten, trauten sich zu Bette. Emma und ich waren einen Augenblick allein.

Sie sah mich vorerst an und sagte halblaut: „Warum blieben Sie bei diesem Wetter im Freien?"

Ihr Name wollte sich vom Herzen auf die Lippe drängen; ich wollte ihre Hand fassen, doch besann ich mich.

Wenn alles doch nur Selbsttäuschung wäre?

Und doch, wie klang ihre Stimme!

Hab ich denn ein Recht, etwas zu hoffen, wo ich nicht einmal etwas wünschen darf? Die Mägde traten an den Tisch um abzudecken.

Gute Nacht!

Bewahren Sie diese Blätter; wenn mir einst die Sonne der Jugend nicht mehr leuchtet, dann sollen sie mir zurückrufen, was in jenen Tagen das Innerste meiner Seele bewegte.

Der Himmel hat sich umzogen; die grauen Wolken drücken fast die Buchengipfel, wie ein schwermütiges Lied von Lenau zieht der Wind durch die Blätter. Es wird wohl ein Landregen. Ich habe meine Mappe geöffnet und lese all die Papierschnitzel, die ich seit Jahren hineingesteckt.

Viel fällt unter den Tisch: Zeug, aus dem ich daraus gewachsen; ich begreife kaum, daß ich je drein steckte. Nehmen Sie die spärliche Ernte, die ich ausgelesen, in Empfang: Ein Durcheinander von Blumen, Gras, Kraut und Rüben.

* *
*

Ich habe Spinozas Ethik vorgenommen. Nur über die sittliche Wirkung des Mannes wage ich hier einiges zu bemerken. Sein ganzes Dasein war ein gotterfülltes; für ihn ordnete sich alles einem großen Gedanken unter oder vielmehr: Er kannte nur das Wesenhafte und ließ alles Zufällige darin aufgehen. Der Nachthimmel ist so klar, so tiefblau und ruhig! Wenn ich einen seiner Sätze lese, ist mir auch, als ob ich in den Nachthimmel schaute: ein einziger bestimmter, durch nichts zerrissener Eindruck. Wird es nötig, bisweilen sich im Gemüte zu sammeln um nicht ganz im Vielerlei täglicher Geschäfte unterzugehen, so erscheint mir dabei niemand so hilfreich als Spinoza. Man nennt ihn kalt, poesielos und doch spricht sich das Genie nirgends ursprünglicher und naiver aus: ursprünglich darum, weil alles, was er sagt, reine Anschauung durch den Geist ist; naiv deswegen, weil er das ihm ewig Wahre durch die mathematische Methode zu beweisen sucht und es dennoch unter der Form des Axiomes als Voraussetzung hinstellt. Seine Sätze sind Kristalle, aber man merkt es wohl, daß sie einst flüssig waren am Feuer des edelsten Herzens. Was dürfen wir Harmonie nennen, ist es nicht das Wesen dieses einzig großen Mannes?

*

Da reden die Leute vom Unwert körperlicher Schönheit: Krankheit kann sie zerstören, das Alter zerstört sie gewiß und schließlich werden wir insgesamt Staub und Asche. Wir alle haben die Aufgabe sittlicher Vollendung; wer aber schön gebildet wurde, den stellte die Natur als König unter die sinnlichen Wesen, er danke

ihr für die hohe Gnade und freue sich derselben demütig wie jedes anderen Vorzuges.

*

Ich liebe die Lilie, wenn sie sich auch nicht leicht in einen Strauß fügt; sie soll und darf nicht dienen. Der weiße Kelch, durchscheinend wie eine Vase von Alabaster, drinnen das Gold der Staubfäden; der feine Duft, das allmähliche Entfalten der Knospen, das man abends fast mit den Augen verfolgen kann, erfreuen mich jedes Jahr von neuem. Die Volksdichtung faßte sie mit Recht als Symbol makelloser Jungfräulichkeit.

*

Wie tölpelhaft, die Tugend der Frauen zu höhnen, weil sie gebrechlich sei! Ist die Perle weniger Perle, weil sie der Essig auflöst, der Diamant weniger Diamant, weil ihn ein Hammerschlag zerspellen kann?

*

Das Schöne ist Sittlichkeit der Natur und das Sittliche Schönheit der Seele.

*

Das erste Kapitel der mosaischen Genesis und der Anfang des Evangelium Johannes ergänzen sich gegenseitig. Beides sind Kosmogonien. In der ersten ist Gott der Welt noch äußerlich, sein Geist schwebt über den Wassern, das zweite sagt: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, alle Dinge sind durch dasselbige gemacht worden". Logos bedeutet Vernunft, die urseiende, dasselbe, was Anaxagoras nus nannte und was der Geist Platos als Idee vor dem Sein der Dinge begriff. Man braucht

hier nicht zu wiederholen, Johannes sei im Zusammenhang mit platonischen Schulen; nur könnte man beifügen, daß hier ein philosophischer Gedanke, sich im Ausdruck steigernd und präzisierend an das letzte Glied seiner Schlußkette gelangt sei. Er ruht nun, bis Spinoza weiter ausführt: „Alles, was ist, ist in Gott und ohne Gott kann weder etwas sein noch gefaßt werden".

*

Ist doch die Wahrheit das einzig Große im Leben! Sie ist Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst und den Gesetzen der Natur.

*

„Ich flehe aufgelöst zu werden!" schrieb Paulus. So auch Sokrates im Phädon: Es soll sich das letzte Korn irdischen Stoffes im Feuer göttlicher Liebe verzehren. Das symbolisiert die Legende, welche die Ekstatischen betend in der Luft schweben läßt.

*

„Die katholische Kirche hat bisher jede Ketzerei überwunden. Sie bezwang den Arianismus, der gewaltiger einbrach als der Protestantismus; soll sie, welche die Prophezeiung eine Hürde der Völker nennt, nicht auch diesen in sich zurückleiten? Sie ist tausendjährig erprobt, gelten historische Voraussetzungen nichts mehr beim Berechnen der Zukunft?" — Wer so fragt, dem kann man entgegnen, daß sich jene älteren Häresien mit Rom um ein mehr oder minder der Dogmatik stritten, übrigens sich mit ihr auf demselben Boden des Glaubens fanden; während der Protestantismus zwar

vom Glauben ausging, allein dessen Verneinung schon in sich trug, da er das Recht freier Forschung geltend machte. Es ist ein Mißverständnis zu sagen, der Protestantismus zerbröckle in sich selber, da er den Glauben an sich aufgebe und von den Artikeln der Reformatoren abgewichen sei. Das war notwendige Folge. Hier handelt es sich um ein Prinzip und nachdem es zum Lebensinhalt der Geschichte geworden, kann es auch nie mehr vertilgt werden; es hat eine doppelte Berechtigung: die im Geiste des einzelnen und die in der Geschichte.

*

Universell ist nur, wer nach Harmonie strebt.

*

Sei in Wort und Tat, was du innerlich zu sein meinst, sonst bist du eben nichts.

*

Großartig ist nur die Ruhe, die aus Kraft stammt.

*

Ich glaube nicht mehr an Ideale, nur an Ideen!

*

Enthusiasmus macht die Menschen zu Narren des Augenblickes, aber selten besser. Begeisterung ist still wirkende nachhaltige Glut, schlägt sie in Flammen auf, so wird es eine große Tat im Denken oder Handeln. Darum ist der Enthusiasmus wohlfeil, die Begeisterung selten.

*

Nichts ist egoistischer als das Gefühl, der Gedanke allein kennt keine Selbstsucht.

*

Durch edle Taten werden die Menschen für Augenblicke idealisiert.

*

Man belügt durch seine Gefühle niemand häufiger als sich selbst.

*

Einseitigkeit ist wohl von Borniertheit zu unterscheiden, jener gehe man aus dem Weg und achte sie in den meisten Fällen, dieser kehre man den Rücken.

*

Wer sich selbst verloren, den kann niemand retten.

*

Es braucht oft mehr Mut zu leben, als zu sterben.

*

Lethe der Heiden, Fegefeuer der Christen!

*

Der Dichter findet in der Natur nichts Verschiednes; er wird sich ihr gegenüber nur der Äußerlichkeit seiner Innerlichkeit bewußt.

*

Paganini verstand es, auf einer Saite ein ganzes Stück abzuspielen. Es war Virtuosität. Unsere modernsten Dichter geigen auch immer auf einer Saite, aber nicht aus Virtuosität, sondern weil sie nur diese eine Saite haben.

*

Typus und Manier verhalten sich wie Schrift und Handschrift.

*

Der Kommunismus ist die idealste Karikatur der Humanität.

*

Die Deutschen ja! Sie singen, toasten, reden bei ihren Festen, als sollten sich dadurch wie bei Orpheus die Quadern des neuen Reiches fügen. Ein fremder Soldatenkaiser, der Napoleon hat euch die kleinen Herren mit eisernen Besen weggefegt, nur ein deutscher Soldatenkaiser kann das Deutsche Reich gründen. Darum sollt ihr bitten, als um das tägliche Brot, die vollen Humpen stellt nur beiseite.

*

Man rede so viel man will; im Volk ist wenig Sinn für Kunst und Schönheit. Die Vergangenheit ruft niemand zurück; sie zu verstehen, braucht es mehr als sogenannte Bildung, deren Bedürfnissen die Mode genügt.

*

In jeder Zeit stimmt alles zu allem: Opitz, Allongeperücken, Rokokostil.

*

Wollt bedenken, daß bei den Griechen die Form zugleich Haut war und ihr kommt endlich von der Nachahmung derselben los.

*

Die naive Kunst zeigt aus der Oberfläche die Tiefe, die sentimentale aus der Tiefe die Oberfläche.

*

Man möchte sagen, bei den Griechen ergänzen sich alle Kunstwerke zu einer großen Schöpfung des Geistes: Nausikaa — Penelope, — Klytemnästra!

*

Der Apoll von Belvedere ist der Ausdruck von Elastizität, Herkules Farnese von massiver Stärke: dort die natürliche Hoheit des Jünglings, der sich der Tat freut; hier der Mann, dem die Tat schwere Pflicht ist.

*

Äschylus, Sophokles und Euripides erinnern an die dorische, jonische und korinthische Säule.

*

Die Gemeinheit wird; ganz gemein ist von Natur aus schwerlich jemand.

*

Die Ehe gleicht oft einem Triumphbogen; vorn sieht man Blumen und Girlanden, ist man durchgegangen und kehrt sich, dann bemerkt man erst die groben Stricke und das Lattenwerk, mit welchem das Ganze zusammenhängt.

*

Sich im Allgemeinen und das Allgemeine in sich! Wäre das Liebe?

*

Die Liebe krönt den Glücklichen, die Tugend den Starken; jene kann uns sehr viel schenken, diese kann uns zu etwas machen; jene dient dem Zufall, diese Gott!

*

Was dir die Liebe nicht gibt, erobere dir der Geist.

*

Der Geist schreitet lebendig vorwärts, aber der Grabstein der Erinnerung steht in ihm.

*　　　*

*

Ja, ich freue mich auf jeden Morgen. Gestern früh sollte Emma mit auf eine Höhe. Sie wollte aber gar nicht heraus. Da warf ich Sand an die Glasscheiben, bis sie endlich hinter dem Vorhang wie eine Rosenknospe hervorguckte. Auf dem Weg sagte ich ihr, ich wolle sie als Botaniker unter die Blumen einordnen. — Sie sah mich lächelnd an. — „Nun ja, wegen den blauen Augen neben dem Veilchen, aber als — Fäulchen!"

Noch einen Blick ins Freie. Aus den Tälern steigen Nebel wie Schleier dünn und leicht, daß man die einzelnen Sterne durchschimmern sieht. In der Richtung von Mariabrunn folgen große Wolkenmassen dem Windzug. Die hintern flockig und rein abgegrenzt lösen sich in blendender Mondbeleuchtung vom dunklen Nachthimmel; die vorderen braun und wild zerrissen wälzen sich gegen die Höhen. Die Waldlehne vor mir war schwarz, im Tale selbst milde Dämmerung.

Mir ist bisweilen, als solle sich mein Herz neu besaiten; Ahnung ungekannten Glückes fließt nieder wie Tau, mir ist, als hörte ich ein Klingen und Singen aus Bäumen und Sträuchern, das Licht fließt aus den Höhen wie ein Lied in meine Brust.

Neulich erzählte ich den Mädchen von Tirol. Da

unterbrach mich die Jüngste mit dem Ausruf: „O, das ist alles so schön, wenn man doch nachts davon träumen könnte!“

Die Astern beginnen zu blühen und die Schwalben zu ziehen. Ich will nach Tirol. Übermorgen reise ich ab.

Hütteldorf, 6. September 1845.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Über meine Fahrten erzähle ich Ihnen gelegentlich. Es gab nicht viel von Belang. Noch abends erreichte ich den Chiemsee und bestieg einen Kahn, um auf die Insel zu fahren. Der Wind erwachte, ohne daß man sich gerade beunruhigen durfte, die Wellen klatschten an das Schifflein und über die fernen Alpen flog Nebel, doch blieb der Himmel ober mir klar und die Sterne begannen zu schimmern wie tausend Heldenaugen, vor denen wir stets groß denken, groß handeln sollen! Wie herrlich war dieser Abend! Es war aber gut, daß wir landeten, denn der Wind schwoll stärker. Den Sturm verschlief ich, früh fand ich den Schiffer, welcher sich bei Nacht nicht mehr zurückgewagt hatte, am Ufer, wo überall der Schaum blühte. Er führte mich an das Gestade, zu dem sich bereits die Vorberge der Alpen senkten. Von jetzt ab ging es zu Fuß weiter; ich kann Ihnen daher erst aus Innsbruck schreiben, wo ich mich für einige Tage ansiedle.

Häufig wanderte ich nach Hall und dann mit Ruf einmal nach Absam, wo wir unsere kleine schwarze

Poetin, das Bognerburgele besuchten. Ruf führte mich auch bei seinen Narren herum; ich ließ es mir des Faches wegen gefallen und stellte den künftigen Arzt voran, der gegen solche Eindrücke nicht wehleidig sein darf. Auch einen Stoff zu einer Erzählung „Schuldig“ lieferte er mir, den ich noch zu Innsbruck ausarbeitete. Ich werde sie in einen Wieneralmanach stecken und Ihnen dann gelegentlich denselben zu Füßen legen.

Zu Innsbruck wachsen neue Häuser aus dem Boden: die Leute waren die alten, nur ich schlenderte nicht mehr als der alte durch die Gassen. Mit einigen Studienfreunden bin ich zusammengetroffen; aufrichtig gestanden, kennen wir uns aneinander nicht mehr aus. Einer meinte gar, ich sei hochmütig geworden! Freilich vermochte ich auf die alten Anschauungen nicht mehr einzugehen, aber hochmütig!!

Im Dur war ich auch wieder! zu Kufstein habe ich mich nicht aufgehalten und werde auf dem Rückweg dort nur übernachten! Dann weiter!

Die Füchse haben ihre Höhlen, wo kann aber ich einst mein Haupt ruhig hinlegen?

Vorerst werde ich zu Salzburg rasten und es soll wieder allerlei aus meinem Schnerfer fallen.

Innsbruck, 20. September 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

An dem Tage, da Sie Salzburg verließen, gingen wir abends spazieren; das dichte Gewölk, welches die Sonne beim Untergehen umzogen hatte, verkündete

Regen für den folgenden Tag. Später wechselten einzelne Windstöße. Ich sagte: „Es ist doch gut, daß Pichler heute fort ist; er hätte den Abend auf dem Chiemsee verloren.“ — „Und wir wären in Sorgen, wenn wir ihn bei stürmischem Wetter auf der Fahrt wüßten,“ sagte Mathilde. So ist alles gut gegangen; auch wir verschliefen den Sturm.

Antigone habe ich wieder gelesen. Das ist so schön, so einfach; ohne allen fremden Schmuck und darum nur größer und schöner. Ein solches Kunstwerk zu betrachten ist wie ein Blick in die innersten Geheimnisse der Schöpfung, das heißt: Gott anschauen!

Wie herrlich ist doch Ihr Los! Welch ein Glück ist es aber auch, Sie zum Führer zu haben. Beim Hinblick auf so viel Großes und Schönes — wie könnten wir noch an das denken, was uns im Leben oft hemmend und fesselnd entgegentritt. Mein Herz ist voll, aber meine Worte sind schlecht, doch Sie verzeihen mir's. Es heißt sonst wohl: Wessen das Herz voll ist, geht der Mund über! Jetzt bei mir ist das der entgegengesetzte Fall.

Sie sagten jüngst: „Es braucht keinen geringeren Mut, das Evangelium des Guten und Schönen vor der Welt zu künden, als die Sendung des ewigen Weltgeistes mit gewaffnetem Arm zu vollbringen.“ — Ist es nicht ein noch herrlicherer Beruf, durch Wort und Beispiel der Wahrheit Anhänger zu werben, als dafür zu streiten mit blutbefleckter Hand? Viele Helden sind gefallen und dieser Tod ist schön, aber noch höher scheint mir der Märtyrer zu stehen.

Haben Sie Emma geschrieben?

Ich weiß nicht, wie es kommt; ich möchte Ihnen immer sehr viel sagen, aber es geht mir nur alles so im Kopfe durcheinander; nicht der hundertste Teil kommt auf das Papier; aber Sie wissen mir immer, was ich verworren fühle, deutlich vor das Auge zu stellen. Wie freue ich mich darauf, wieder mit Ihnen zu sprechen.

Das muß ich Ihnen erzählen, daß ich gestern in Buch einen recht schönen Tag verlebte. Ich habe Ihnen die Gegend schon geschildert. Die Hausfrau, ein Muster in jeder Beziehung, hat ein weibliches, liebevolles Gemüt und was ich über alles schätze ist, daß man sich ganz auf sie verlassen kann; sie ist bei aller ihrer Sanftmut fest in ihrem Wesen. Sie ist meine Freundin und ich konnte von ihr gar viel lernen. Schade, daß ihre Verhältnisse ein öfteres Zusammensein nicht gestatten. Ich möchte gern im künftigen Jahr ein paar Wochen bei ihr zubringen. Nur auf dem Lande lebt man ganz, besonders wir armen Frauen. Man mag sagen, was man will, das Weib ist in jeder Hinsicht zu bedauern. Ich weiß wohl, Sie werden meine Meinung gar nicht richtig finden, aber es ist doch so. Der Mann schafft sich selbst sein Schicksal, er kann handeln, das Weib nur dulden. Ich bin zufrieden für meine Person, dennoch fällt mir oft die Stelle aus Iphigenie ein:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod,
Dies Frauenschicksal ist vor Allem meins“.

Doch was wir nicht ändern können, soll uns nicht kümmern; es ist genug, das ganz zu sein, was wir sein können.

Mathilde macht in der Musik Fortschritte; sie sagt,

Sie hätten großen Teil daran und sie spiele niemand lieber als Ihnen. Wen Sie kommen, werden Sie eine große Sonate von Beethoven hören. Gegenwärtig ist sie aber böse, weil Sie ihr keinen Gruß geschickt haben; sie meint, Sie hätten sich doch erinnern sollen, daß sie Ihnen einmal das Kopfweh vertrieben hat.

Nun fällt mir auch ein, daß ich Ihre Frage, wie ich mit Memnon fertig geworden, noch nicht recht beantwortet habe. Es konnte mir nicht so gar fremdartig erscheinen, nachdem Sie mir gesagt: „Das Licht ist die Seele der Natur.“

Doch mein Blatt ist zu Ende; deshalb will ich alles verschieben, bis Sie selbst nach Salzburg kommen. Hätte ich gewußt, daß Sie so bald zu Innsbruck eintreffen würden, Sie hätten wohl länger bleiben müssen; doch nun vergessen Sie uns nicht und kommen Sie, so früh Sie können, kommen Sie bald.

Grüßen Sie mir in Innsbruck alle, besonders Johann.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie werden über mich schelten, und das mit Recht: ich habe Ihren letzten Brief Sommer und Herbst hindurch unbeantwortet liegen lassen. Eine Entschuldigung dürfte ich nur dann hoffen, wenn Sie die Reize meines jetzigen Aufenthaltes kennen würden, welche mich noch von ganz andern Dingen als vom Briefschreiben abhielten. Ich befinde mich gegenwärtig in Hütteldorf, auf einem Landsitze mitten in einem kleinen Park. Die Gegend vor meinem Fenster ist so schön, daß ich es nur

schwer, oft kaum eine Viertelstunde im Zimmer aushalte.

Sie fragen nach meiner Gesellschaft? Nur eine Familie bewohnt das ziemlich weitläufige Gebäude, und von dieser nehmen meine Aufmerksamkeit und Liebe zunächst nur drei Kinder, — ein Knabe und zwei Mädchen — in Anspruch. Sophie, die jüngere, zählt beiläufig dreizehn Jahre und nicht nur die schöne Gestalt, es hat noch anderes ihr meine volle Zuneigung gesichert. Sie sollten das liebe Gesichtchen sehen, in welchem die blauen Augen voll Tiefe und Unschuld keine Phrase eines Novellisten sind, das lichte blonde Haar, welches die reine Stirn umfließt, — doch da ist sie ja und möchte mir gar zu neugierig in die Blätter gucken. Sie frägt, ob ich an Cornelie schreibe, da soll ich dann einen Gruß beisetzen, denn ich habe ihr manches von Ihnen erzählt.

Ich bin schon wieder gehindert worden, den Brief fertig mit der Post abgehen zu lassen. Die beiden Mädchen baten mich, mit ihnen über Feld zu gehen. Der Bube, ein wilder, trotziger Range, kam nachgelaufen. Wir stiegen an den Mauern des Tiergartens zu den Höhen von St. Veit empor und setzten uns droben vor den Haselbüschen in das fahle Herbstgras. Hier und da rauschte ein gelbes Blatt nieder, von Ast zu Ast spannten sich die Silbergleise der Marienfäden: der Tag war mild und klar, nur über das weite Blachfeld gegen Ungarn zu schwebte bläulicher Duft. Noch wenige solcher Tage waren uns vergönnt, denn bald sollten wir zur Stadt zurückkehren, darum mischte sich Wehmut in unsere Stimmung. Da nahm ich den

Homer und las den Kindern daraus vor; es war jener herrliche Gesang, wo der Held Achilleus den speerkundigen Vaterlandsverteidiger Hektor niederwirft und um die Mauern der Heimat schleift.

Sie hätten sehen sollen, mit welcher Begeisterung die Kinder an meinen Lippen hingen, kein Laut, — als ich das Buch zuklappte, nur ein tiefer Atemzug. Der Bube stellte sich vor mich hin, die Gestalten der Heroen schienen vor ihm zu leben, sein Auge funkelte, die Faust krampfhaft geballt fragte er: „Hörst du, ist das schon lange her? o hätte ich dort gelebt, ich wäre dem Hektor zu Hilfe gekommen, vor uns beiden wäre der Renner Achilleus gewiß davon gerannt!" Ich lachte. — „O sei still," rief er unmutig, „damals wär' ich ein Mann gewesen und hätte den ungeheuren Speer und die schwere Rüstung getragen." — So entflammend wirkt die hellenische Sage auf reine Gemüter; warum sollte ich nicht den Kindern Homer vorlesen? Ich habe ihnen so viel vom Olymp, von Troja und Theben erzählt, daß sie dort besser Bescheid wissen, als in den Absätzen mancher Bücher, aus denen bei Prüfungen pflichtmäßig examiniert wird. Sie haben mehr Geschmack als jene Pädagogen, die, weil sie selbst kindisch sind, auch die Kinder für kindisch halten und ihnen den Napf mit dem süßen Brei ihrer „Geschichten für die Jugend" vorsetzen. Wenn die Kinder den Homer in meiner Hand bemerken, ist es ein wahrer Jubel und sie geloben sogar fleißig Klavier zu spielen, verspreche ich nur von Odysseus, Agamemnon und Andromache vorzulesen.

Besonders stark tritt die Neigung zur Kunst bei

Sophie hervor, für sie hat die Natur ringsum auf eine ganz eigentümliche Art Leben gewonnen. Wie in jenen Mythen Indiens, welche ihr übrigens völlig unbekannt sind, leiden und lieben die Blumen vor ihren Augen, Engelgestalten walten segnend in Rosenknospen und Lilienkelchen, das Reich der Wirklichkeit verwebt sich traumhaft mit der Geisterwelt.

Gar anmutig ist, wie sie die Ankunft ihres neugebornen Schwesterleins schildert. Man möchte sich dabei an jenes bekannte Gedicht von Anakreon erinnern, oder an den Mythus im Phädros. Diesen letzteren hatte ich im Sinn, als ich ein Sonett zur Antwort schrieb. Möge beides hier stehen.

An Emilie.

Ich hab' ein kleines Schwesterlein, das ist gar lieb und fromm, es schwebte einst vom Himmel zu uns auf diese Erde herab.

Im kalten Winter saßen wir bei der Arbeit, draußen schneite es große Flocken. Da klopfte es an das Fenster, wir öffneten schnell, und ein kleiner Engel flog im silberweißen Kleide der Mutter an die Brust. Wir grüßten ihn voll Freude, und weil wir ihn sehr liebten, so legte er die Schwingen ab und blieb sogleich bei uns. Jetzt ist er unsere Schwester.

An Sophie.

Was Platons Geiste leuchtend aufgegangen,
Der Gottes Wesen innerst tief erwogen, —
Als Ahnung ist's in deine Brust gezogen,
Wie du von süßem Schlummer lagst umfangen.

Er sah, wie sich zur Erde niederschwangen
Die Seelen traurig von des Himmels Bogen;
Du sahst's, es kam dein Schwesterlein geflogen,
Die Mutter nahm's ans Herz mit süßem Bangen.

Doch laß vollenden mich die hohe Kunde:
Wer soll zurück die Seele wieder bringen
In ihres Himmels wandellose Klarheit?

So hört ich einst aus jenes Weisen Munde:
Es wachsen wieder ihr die Silberschwingen,
Wenn ihr zur Dichtung wird des Lebens Wahrheit!

Hütteldorf, Oktober 1845.

Pichler.

An Josef Streiter.

Die Frühlieder finden in den öffentlichen Blättern eine günstige Aufnahme; nur Schulers Tirolerbote hat kein Wort für sie. Gabriel Seidl besprach sie anerkennend, er legt den Hauptnachdruck auf Purtscher, wozu also Gilms großer Sturm? Dem will ich schreiben, es soll kein Schatten zwischen uns sein, antworten wird er mir nicht und wohl mit meinem Brief eine seiner Zigarren anzünden. Tröst ihn Gott!

Giovanelli fand die „Frühlieder" epikuräisch, herweghianisch und bedauert, daß so was von der tirolischen Jugend ausgehen mußte.

Wieder ein Lärm um nichts! Aber Beda Weber kann's viel besser als wir und wie jener noch an uns denken mochte, da er Sie als nächsten Nachbar in Bozen hatte, begreife ich schon gar nicht.

Nun, er ist jetzt tot und ich mag keinen Stein auf sein Grab werfen. Ich habe dennoch für diese Alttiroler trotz ihrer Zocherei ein bischen Sympathie. —

„Oder vielleicht wegen ihrer Zocherei!“ — flüstern Sie boshaft.

Die besten Grüße!

Wien, 19. Oktober 1845.

Ihr ergebenster

Pichler.

An Cornelie.

Wundern Sie sich nicht über das kleine zierliche Papier; ich erhielt es von Emma, die mich bat, Ihnen beiliegende Blume aus ihrem Gärtchen als freundliches Zeichen der Erinnerung zu senden. Ihr Mädchen seid alle gegen uns verschworen, wie soll man sich da retten?

Jetzt bin ich wieder zu Hütteldorf. Die Bäume, welche ich im grünen Blätterschmuck hinterlassen, prangen nun in Purpur und Gold: der Wind reißt ihnen, wie schläfrigen Kindern das Spielzeug entfällt, das Laub ab und streut es auf den Boden. Der Herbst ist ein Prophet: „Alles Irdische ist vergänglich und fliegt hin wie Spreu!“

Emma hat in ihrem Gärtchen jede Aster mit dem Namen eines Freundes getauft; so blühe auch ich in dem Beet mit dunkel purpurner Krone. Wir liefen letzhin zusammen durch den Garten, sie fiel in den Rasen: ich hob sie auf, einen Augenblick wiegte ich sie in meinen Armen, mir fiel ein Vers Dantes ein:

Che sia mai da me divisa!

Abends sitzen wir im Saal beisammen, denn im Freien ist es bereits zu kalt: ich lese vor oder Emma spielt auf dem Fortepiano Mozart und Beethoven.

Sie hat mich gezeichnet. Als sie mir das Blatt gab, sagte ihr Bruder: „Jetzt brauchen Sie Ihrer Freudin nicht mehr zu schreiben, da Sie ja im Porträt nun bei ihr sind.“ — Die Zeichnung sende ich mit; für Mathilde lege ich eine Sonate von Beethoven und dessen kleine Büste bei.

Heut war die Morgenbeleuchtung prachtvoll. Hoch flammten die Wolken in den Himmel empor und dann goß die Sonne ein Meer von Strahlen über die Gegend, der Reif schimmerte und glitzerte wie Juwelen, bis er zu Tau zerrann. Ich schrieb ein Gedichtchen. Als Emma das Fenster öffnete, warf ich es ihr um einen Zweig gewickelt hinauf. Als Antwort erhielt ich eine Rosenknospe.

Aurora.

Dämmerhell des Ostens Weite:
  Sieh des Lichtes Strom entspringt
Blaugesäumt an jeder Seite,
  Wo er durch den Himmel dringt.
Auf den Wellen gleitend blinken
  Purpurrosen ohne Zahl,
Purpurrosen steigen, sinken
  Da und dort hinab ins Tal.
Die sich in dem Laub geborgen
  Deines Gärtchens, rings zerstreut,
Rot, wie sie gebracht der Morgen,
  Pflückest du sie abends heut.

Es ist eine düstere Herbstnacht. Die Wolken jagen am Himmel; einzelne Regentropfen fallen schwer und kalt auf meine Stirn, die Blätter wirbeln und fliehen dahin, wie die Erinnerung an die frohen Stunden, die wir in ihrem Schatten zugebracht. In Emmas Zimmer

ist noch Licht. Hier und da flackert es auf und wirft grelle Strahlen durch das Fenster. Sie sitzt am Klavier. Die Töne einer Symphonie Beethovens klingen zu mir unterbrochen vom Sausen des Sturmes.

Vorgestern am 28. Oktober haben wir Hütteldorf verlassen. Wann werde ich wieder mit Emma Blumen pflücken? Jeden Morgen band sie mir ein Sträußchen. Sie ahnt nicht ... und ich werde schweigen!

Allerheiligen, Allerseelen; o Tage der öden Trauer, stummen Entsagens!

Jetzt sind wieder meine Stunden zwischen Wissenschaft und Kunst geteilt; besonders nehmen gegenwärtig die Werke deutscher Meister meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist etwas Ganzes darin in Sinn und Gedanken, deswegen wirken sie auch mit der Kraft voller Männlichkeit. Vor allem Dürer. Ein Bild von ihm betrachte ich, stets von neuem, mir ist, als hätte er seine volle Seele hineingelegt. Der Himmel hat sich aufgetan, auf Wolken ruhen die hehren Bürger desselben. In der Mitte die heilige Dreifaltigkeit; der greise Vater, der Sohn am Kreuze, darüber der heilige Geist als Taube. Dieses Symbol hat mich immer gerührt. Sie fand keinen Platz, wo sie mit ihrem Ölzweig bleiben durfte, sie flog daher zurück unberührt vom Schlamm der Flut, welche die Erde überdeckte. Rings schweben Engelchöre, die letzten Scharen verschwimmen unabsehbar in Purpurglut. Zu Füßen des Urvaters schwingt sich der Regenbogen durch den weiten Himmelsraum; Heilige knien reihenweise, Männer und Frauen: echte Menschengestalten voll Freude und Seligkeit, als ob sie gerade von der Erde emporgestiegen wären, um

die ewigen Feste des Himmels mitzufeiern. Ganz hinten sind zwei Mädchen unbekümmert um alles, als träumten sie noch einmal den Traum der ersten Liebe. Der Himmel selbst mag wohl nichts besseres zu geben haben.

Jetzt hat für mich auch die Spitalpraxis begonnen. Ich werde mir die Sache angelegen sein lassen. Wie ich mich sonst befinde? O meine Freundin! meine Gedanken sind wie der Sturm, der jetzt die schwarzen Wolken durch den Himmel peitscht!

Wie vieles habe ich während dieser Wochen innerlich bestanden und überstanden, endlich gießt die Poesie das Öl des Friedens auf die empörten Wogen und ich trete ans Gestade wie ein Schiffbrüchiger; er fühlt, was er verloren, er weiß aber auch, daß er sich gerettet.

Alles liegt in der Elegie, die ich ihnen hier schicke: Ihnen und Mathilde; hier in Wien sieht sie niemand.

Wien, 27. November 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Herzlichen Dank für Ihre Sendung; insbesondere Ihren Brief und das Bild, welches für mich doppelten Wert hat, weil es von Emmas Hand und sehr gut getroffen ist, so daß ich darüber fast erstaunte. Es freut mich sehr, doch glauben Sie etwa ja nicht, daß Sie mir deshalb weniger schreiben dürfen; da halte ich mich lieber an Emma als an ihren Bruder, die wird mir helfen. Ihre Briefe sind ja auch Gemälde; Seelengemälde, und was wäre uns denn ein Bild, wenn sich nicht Erinnerungen daran knüpften?

Es gibt viel Schönes, aber das Schönste ist in ein reines Herz zu blicken. Darum freut es mich innig, wenn Sie mir von Emma erzählen und ich kenne und liebe sie, ohne sie gesehen zu haben. Sie lieben sie, wie Luzifer die Madonna; solche Liebe kann ich wohl begreifen. Wie seelenvoll wissen Sie im Liede alles zu erheben und zur Harmonie zu stimmen! Ich danke Ihnen für die Elegie: könnte ich doch Emma sehen, wie würde ich sie lieben.

Wir sind alle gesund, seit langem ein seltener Fall. Wir haben ein liebes Kind zu uns genommen, Marie bringt etwas mehr Leben in unseren Kreis und ich genieße die Gegenwart, ohne mich um die Zukunft zu kümmern. Sonst dachte ich immer, wenn ich mich recht glücklich fühlte: wie lang kann das dauern? Und die Sorge trog mich nicht, denn die höchste Freude und der tiefste Schmerz grenzen so nahe aneinander, daß sie nur einen Ausdruck haben: Tränen! Wären Sie nur eben so ruhig und zufrieden! Das allein kann mich bekümmern: der Ausdruck Ihres Bildes, mein Freund! zeugt nicht von Heiterkeit.

Ich lese gewöhnlich abends Weltgeschichte von Rotteck; wenn die andern zu Bette sind, ein paar Stunden, den Tag über hab ich wenig Zeit und dann stört mich immer Marie mit ihrem Geplauder; denn sie lacht und schwätzt den ganzen Tag.

Vor einiger Zeit habe ich einen Bericht über den Tod des Dr. Bürstenbinder auf dem Ötztalerfern gelesen. Nur selten hat mich etwas so ergriffen, wie diese einfache Erzählung und das Betragen dieser Bauern. Einige Fräulein waren sehr erstaunt, wie

man von so was sprechen könne. Sie haben gar keine Vorstellung, wie unser Umgang hier beschaffen ist! Dafür habe ich aber auch den Vorteil, manches tun zu können, was sich andere nicht getrauen würden. Niemand wird etwas sagen, wenn man mir oder Mathilden auf einsamen Wegen begegnet und ich brauche nie Anstand zu nehmen, jemand zu verteidigen, weil man denken könnte, ich dächte ebenso. So kann ich hier tun, was ich will, und das ist schon etwas wert.

Aurora gehört zu Memnon und sie konnte mir daher nicht fremdartig erscheinen.

Die Sturmesode hat mir einen recht freudigen Eindruck gemacht. Ihre neueren Dichtungen haben eine von der früheren gänzlich verschiedene Richtung. Es ist groß, das Unvergängliche im Vergänglichen verklären zu können. Die Sturmesode ist eine stolze Siegeshymne. Der Dichter darf wohl seinen Kranz in die Sterne versetzen und stolz im Bewußtsein ewiger Jugend dem Sturme trotzen, der alles Irdische beugt und zerstört.

Ernst läßt Sie aus Schemnitz grüßen. Die jungen Tiroler geben dort eine Zeitschrift heraus und lassen Sie um einige Beiträge bitten.

Auch Viktoria hat mir geschrieben. Gegenwärtig geht ihr ganzes Sinnen und Trachten nach Geld, weil sie sich ein Häuschen am See kaufen wollen, dann sollte ich mit ihr dort wohnen. Das wäre allerdings recht schön.

Gott segne Sie.

Cornelie.

* * *

Adalbert Stifter gab in Emmas Hause Privatstunden; sie unterrichtete er in Algebra und Geometrie; ich erinnere mich noch, wie sie bei mancher Gleichung mit x und y den Bleistift zernagte. Die Kinder sollten zu Weihnachten ein Stück aufführen, als Stoff wählte er den Prinzenraub des Kunz von Kaufungen. Der erste Akt wurde fertig, im zweiten blieb er stecken; alles geriet so weitläufig, daß die Kinder beim Lernen verzweifelten. Da legte er mir die Blätter auf den Tisch, ich solle sehen wie ich es mache. Da mußte ich sehr viel streichen und leimte einen passenden Schluß an. Weil ich in meinem Leichsinn damals nichts aufbewahrte, ging auch, wie so vieles anderes, dieses Manuskript verloren, das ich als Andenken gern noch einmal durchblättern und dann ins Feuer werfen möchte. Schade, nicht wahr? Dies wäre doch ein schöner Nachtrag zur deutschen Literaturgeschichte!

Ich habe mit Stifter viel verkehrt und brachte ihn in einer Abendgesellschaft einmal sogar zum Tanzen. — Das gab Spaß genug. Wie oft predigte er mit ruhiger, stiller Weisheit, ich solle nicht so heftig sein und meine Leidenschaft zähmen, so manches goldene Wort flocht er ein: Er warnte mich vor den Weibern, edle brave Männer habe er öfters getroffen, viel seltener edle Frauen!

Das war in den Wind geredet; es muß jeder an sich und durch sich erfahren:

„παθηματα μαθηματα.“

Als seine „Studien“ erschienen, erzählte ich ihm von einer Kritik in der Augsb. allg. Ztg., die ich eben gelesen hatte: Sie wurden mit Lilien verglichen. Da strich

er lächelnd mit der flachen Hand über den dicken Bauch und sagte: „Nu, nu! wenn dieser Rezensent erst sähe, was die Lilien für einen dicken Stengel haben!"

Wie Fr. Nietzsche mit Recht hervorhob, gehören seine Werke, besonders der „Nachsommer", zu den klassischen Schätzen der deutschen Literatur, sie werden bleiben und übergehen in bessere Zeiten, wo der Sinn für echte Poesie wieder mächtiger wird.

* *
*

An Cornelie.

Gestern war Christabend. Die Kinder führten ein Stück auf: „Kunz von Kaufungen". Wissen Sie, wer es verfaßt hat? Den ersten Akt und die Hälfte des zweiten A. Stifter, der in das Haus kommt; den Rest ich, weil er nicht fertig wurde und es ihm verleidete. Da hier wacker gerauft wird, so habe ich einen Knaben und ein Mädchen, welche den guten und bösen Ritter vorstellen sollten, im Fechten eingeübt, damit alles kunstmäßig gehe. Als es nun zur Darstellung kam, ging ein Hieb trotz der Parade fehl. Das getroffene Mädchen nahm das Schwert in die linke Hand, blies eine Weile auf die schmerzende Rechte und focht dann unter allgemeinem Gelächter weiter. Ich war Direktor und Souffleur und wurde schließlich aus meiner Höhle emporgeklatscht.

Eine Stelle des Stückes will ich Ihnen beisetzen. „Und Augen hat sie so tief und herzinnig, daß man für immer Blick in Blick senken möchte, wer aber einmal in die Augen eines Engels geschaut hat, empfindet

schmerzliche Sehnsucht, ihnen wieder zu begegnen, als läge der Himmel in ihrem Grunde." Stifter hatte übrigens recht, wenn er mir nachträglich sagte: das sei ein Lappen an unrechter Stelle aufgeflickt.

Zum Christgeschenk erhielt ich eine gestickte Brieftasche. Wissen Sie was das bedeutet? Daß Sie mir bald und viel schreiben sollen, damit ich etwas hineinlegen kann.

Emma schickt Ihnen alle Sterne zum Gruß. Da ich armseliger Poet aber einige dieser Himmelslichter als Transparentlampen für meine Reime benötige, so bitte ich das ja nicht buchstäblich zu nehmen, sondern mir allergnädigst droben einige Ampeln stehen zu lassen. Gute Nacht!

Jetzt sind Weihnachtsferien. Die Arbeit im Spital läuft aber fort. Einige Zeit verwende ich auf Kunststudien. Säßen Sie bei mir am Ofen, so würden wir uns an einer Reihe Kupferstichen nach Raphaels Loggien erfreuen. Das wäre was!

Aber auch Dürer vernachlässige ich nicht. Er hat etwas von der Weise alter Patriarchen, schlicht und einfach; dann aber wieder wie ein Prophet tiefsinnig und bewegt. Man meint, er habe mit dem Herrn geredet und suche nun seinen deutschen Landsleuten in der Muttersprache alles an das Herz zu legen. Da ist ein Kupferstich: „Die Melancholie", auf diesem Blatt hat Dürer seine Muse gezeichnet; da sind ein paar Holzschnitte: Einsiedler im Walde; es weht einem frischer Tannengeruch entgegen.

Zu ein paar Liedern hab' ich angesetzt — abends; in der Frühe war aber das Zeug so katerlich, daß ich

es in Fetzen riß. Ich habe mich vor mir selbst geschämt, aber die Sentimentalität muß irgendwie hinaus. Niemand macht mir mehr Verdruß, als ich mir selber und ich verdien' es redlich, wenn ich mich selbst auslache. Zum Glück kann ich das, ist's auch manchmal etwas bitter! Seien Sie nicht so töricht, wie ich!

Glückauf zum neuen Jahre.

Wien, 29. Dezember 1845.

Ihr Pichler.

* * *

In diesem Jahr erschien zu Wien ein „Album zum Besten der durch die Überschwemmung im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien bei Strauß". Ich gab unter dem Namen Adolf Erlen eine Erzählung, welche später mit der Aufschrift „Schuldig" im Phönix zu Innsbruck erschien. Witthauers Wochenschrift enthält von mir die Novelle „Der Bettelstudent", ebenso das Album von G. Seidl, die Aurora ein oder zwei Erzählungen. Diese Dinge besitze ich nicht mehr. Erwähnen will ich noch, daß die Aurora oder Iduna Gedichte von Adolf Purtscher bringt.

Eine Erzählung: „Der Doktor von Verona" gab ich etwa 1846 oder 1847 in ein Blatt, welches, wenn ich mich recht entsinne, Andreas Schuhmacher redigierte. Abgedruckt wurde sie 1866 im 2. Band der „Dorflinde" zu Bruneck: die einzige, wo ich eine historische Ferne zu schildern versuchte und einen ganz gewöhnlichen Beitrag für einen Damenalmanach lieferte.

* * *

Cornelie an mich.

Ruhe und Frieden sind schöne Dinge; das fühlt man zumeist, wenn man sie nicht hat. Ich strebe auch immer und aus allen Kräften danach; doch streben heißt nicht besitzen. Haben wir denn so wenig Macht über uns selbst? Ich weiß wohl, was mir angewiesen ist, ich kenne die Grenzen, in die ich gebannt bin und doch gehe ich, in meinen Wünschen wenigstens, gar oft darüber hinaus. Ein seltsames Gefühl beengt mich immer, wenn ich unter vielen Menschen bin. Es zieht mich hin; ich möchte mich ihnen nähern, aber da ist mir's wie manchmal im Traum; ich möchte reden, die Stimme versagt mir; ich will die Hand ausstrecken und kann mich nicht rühren. Wie glücklich sind doch die Kinder, die sich überall so leicht anschließen! Manchmal kommen mir lebhafte Erinnerungen aus meiner Kindheit vor die Seele; das ist wohl eigentlich die glücklichste Zeit, wenigstens bezahlen wir da unsre Freuden nicht so teuer wie später. Ich zwar war zugleich sehr leidenschaftlich und sehr verschlossen und deshalb immer von Eifersucht gequält; erst später legte ich nach und nach diese Torheiten ab; ich weiß aber, wie viele Tränen sie mich kosteten. Einmal war bei meinem Vater ein Offizier einquartiert, der Mathilden besonders liebte, sie immer herumführte und sein Schwesterchen nannte. Ich weiß nicht, weshalb ich ihn so lieb gewann; ich konnte stundenlang neben ihm stehen, um ihn anzusehen oder sprechen zu hören, aber er redete nie mit mir. So ging's mir immer und natürlich betrübte mich dies sehr. Jetzt denke ich

gar oft an dergleichen Begebenheiten und lächle darüber.

Grüßen Sie mir Emma. Sie hat ganz recht, mich an die Sterne zu weisen. Wenn ich abends im Freien bin und sie blinken nach und nach hervor, schaue ich sie an und denke, vielleicht blickt Emma auch hinauf und da ist mir's dann, als wären wir uns nahe. Neulich träumte mir auch viel von ihr, bis mich die Mutter rief und ich erwachte.

Die Stelle von den Engelsaugen wird wohl zu erraten sein, denke ich; ernstlich wünsche ich aber, Emma möge wirklich Kind sein und die Worte: „Kinder sehen alles anders" bewähren. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß mich die Stimmung Ihres letzten Briefes betrübte. Sie war bitter und ungerecht. Liebe finden wir immer, sehen Sie nur um sich! — Ich möchte gern schwesterlich mit Ihnen zanken, darf ich denn nicht? Ich glaube, ich habe einiges Recht dazu. Ich bitte Sie, lachen Sie nicht mehr in solchen Augenblicken, ich kann es nicht vertragen. Schreiben Sie mir darüber, so viel Sie wollen, aber nichts wie Sie sagen: Spaßhaftes. Wir haben wohl alle manchmal solche Stimmungen, ich will es nur gestehen, und wenn's mir zu stark wird, löst es sich in Tränen auf; bei Ihnen aber verschmilzt es in Harmonie schön und beruhigend.

Was Sie mir über Kunstwerke schreiben, ist mir ganz klar, und ich habe Ihre Darstellung des Bildes Raphaels wohl verstanden. Ja, wer auch nur einmal Gott geschaut hat, gehört der Erde nicht mehr an, er muß stets aufwärts nach ihm den Blick richten. Hier sehe ich nichts solches, dafür lese ich gegenwärtig den

Götz von Berlichingen. Ich wollte, ich könnte Ihnen den Eindruck beschreiben, den solche Meisterwerke auf mich machen! Von jeher fühlte ich das Gute und Schöne lebhaft; ich glaube, der Geschmack ist das einzige Talent, das ich besitze, aber zum ersten Male als ich Shakespeares Schauspiele las, fühlte ich diesen hellen bleibenden Eindruck, der mich über das Leben und seine beengenden Verhältnisse weghob. Diese Stimmung bleibend zu erhalten, wäre das schönste Glück: da bin ich eins mit mir und Gott, auch hoffe ich und strebe danach, aber alles, was ich erlebte, erinnert mich an die Worte, die Sie mir einst sagten: „Frauen sind nicht gemacht, dem Leben mit einem Griff sein Geheimnis zu entreißen; ihnen muß die goldene Frucht der Hesperiden langsam reifen."

Der Brief Viktorias, den ich bereits erwähnt, enthielt viel Freundliches und Vertrauliches von ihren Wünschen, Hoffnungen, Plänen, auch hat er mir bewiesen, daß sie mich genauer kenne, als sonst irgend jemand, daß wir vieles miteinander gemein haben und daß wir doch nie mehr zusammen passen würden. Zeit und Verhältnisse haben uns mehr getrennt, als die Entfernung vermag.

Nun ist's aber sehr spät, meine Augen mahnen mich zu schließen. Mama und Mathilde senden Ihnen viel herzliche Grüße.

Nicht wahr, Gedichte zerreißen Sie nicht mehr? Wär' es nicht besser, Sie ließen endlich einige drucken?

Grüßen Sie mir Emma. Gute Nacht!

Cornelie.

An Cornelie.

Schon mehrmals ergriff ich die Feder, legte sie aber wieder beiseite, weil ich so gar nichts Briefwertes wußte. Ich sitze in meinem Lebensschifflein und habe die Hände in den Schoß gelegt; es gleitet ohne Ruderschlag fort, ohne daß ich das Ziel weiß.

Heute, Faschingssonntag, habe ich mit meinen Landsleuten ein großes Konzert besucht. Das war etwas! So etwas hört man in Tirol freilich nicht; aber ich muß mich jedes Urteiles enthalten, weil ich zu wenig geübt bin, lange und verwickelte Tonreihen aufzufassen. Purtscher hat einige urtirolische Lieder gemacht, Sie lesen sie vielleicht neben jener Novelle von mir in einem Album Seidls, der uns Tirolerbuben als poetische Rekruten pressen will. Übrigens macht mir die Schriftstellerei wenig Sorge. Ergreift mich ein Stoff, gut; schreiben um zu schreiben werd' ich nie. Unsere Literatur kränkelt ohnehin daran, daß sie ein Gewerbe wurde; die Leute leben davon und müssen sich, um zu leben, überreizen oder nach dem Leisten arbeiten. Soll man auch unsern Buchhändlern nichts schenken, so ist doch in gewisser Beziehung das Honorar für manche Leute, die weit besser Schuster oder Pfannenflicker geworden wären und für die Literatur, die sie verpfuschen, ein Unglück. Wir leiden an den Literaten. — Lasen Sie etwas von Platen? Er ist der Meister poetischer Technik; schade, daß ich ihn nicht früher kennen lernte. Seine Hymnen sind allerdings gewagt, wenn man an Pindar denkt und er hat sich von diesem auch nicht emanzipiert, trotzdem er die Drei=

gliederung des Strophenbaues nicht versuchte. Seine Lustspiele sind abstrakte Kunstwerke, was soll Aristophanes in Deutschland, wo jeder Hofrat den Poeten einsperren lassen kann, der vor ihm nicht die Kappe zieht. Was soll auch all der schofle Literaturklatsch in klassischen Anapästen? Der Trimeter taugt auch nicht überall für den Fünffüßler. Er ist zu getragen für unsern Dialog und auch hier zeigt sich, daß man die Griechen studieren, aber nicht nachahmen soll.

Emma gab mir nach dem Ball zwei Hyazinthenknospen aus ihrem Kranz als Frühlingsgruß für Sie und Mathilde. Nun — da sind sie und ein kleines Lied:

Vorfrühling.

„Ein leises Frühlingsahnen weht."

Damit die Fracht schwerer wird, lege ich für Mathilden noch das Volkslied von Mendelssohn bei, für Sie den Ödip auf Colonos.

Vorgestern hätte ein gefährlicher Sturz meinem Leben bald ein Ende gemacht. Es lag alles auf der Messerscheide; ich kam jedoch glücklich mit einer tüchtigen Kontusion davon, deren Nachwirkung die kalten Überschläge wohl heben werden.

Wien, 26. Februar 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Mein Freund! Sie aus einer großen Gefahr gerettet zu wissen, erfüllt mich mit der größten Freude. Gott sei dafür gelobt! Muß ich mich jetzt nicht hundert-

fach der wiedererwachenden Natur freuen, wenn ich daran denke, daß Sie uns allen erhalten, auf das neue geschenkt seien. Jetzt fühle ich, wie wahr der Ausspruch ist: „Darin liegt die Beruhigung, daß man den Menschen am Leben weiß, wenn man auch noch so entfernt voneinander lebt.“

Um eines bitte ich Sie: daß Sie mir recht bald schreiben, alles genau erzählen und mir Nachricht geben, wie Sie sich jetzt befinden, ob Sie auch, wie ich es wünsche und hoffe, gar keine üblen Folgen spüren; ich wäre sonst immer in Sorgen.

Mein Brief ist unterbrochen worden und einige Tage liegen geblieben, weil unsere kleine Marie bedenklich krank war, jetzt ist sie wieder besser und ich nehme das Blatt wieder vor, um es heute zu vollenden.

Ich danke Ihnen herzlich für alles Übersandte; das Volkslied ist recht schön, einfach und ansprechend; Mathilde wird Ihnen selbst dafür danken. Die Rezension der Frühlieder von Gabriel Seidl ist im allgemeinen sehr günstig, nur Gilm und Schnell kommen ziemlich übel dabei zu. Mir gefallen die Gedichte von Gilm vor allen und noch besser als die von Purtscher, doch freue ich mich auch darauf, von diesem etwas Neues kennen zu lernen.

Auf Ihre Novelle bin ich sehr begierig. Sie mögen immerhin darüber lächeln, aber ich meine, es könne Sie niemand so gut kennen, solchen Anteil an Ihnen nehmen, wie ich. Was Sie leisten, kann jedermann schätzen, aber ich weiß, was Sie sind.

Für die Mitteilung der Gedichte danke ich Ihnen auch. In den meisten neueren, Emma gewidmeten,

Liedern ist mehr Musik der Sprache und das Wesen der Muse spiegelt sich auch in den Dichtungen. Richten Sie ihr viel, recht viel Herzliches aus.

Gute Nacht.

Cornelie.

An Cornelie.

Gestern empfing ich Ihren Brief und heute schon fragte mich Emma, ob ich angefangen habe, ihn zu beantworten. Sag' ich: „Das hat noch Zeit!" — so schilt sie mich aus und eine Freundin hilft wacker mit. Wie soll ich mich aus dem Kreuzfeuer retten?

Heute möchte ich um eine Gefälligkeit bitten: bestellen Sie die Beilage auf einer bairischen Post. In Österreich rettet man den Staat dadurch, daß man heimlich Briefe, die in das Ausland gehen, öffnet.

Sie kennen den Maler Fischbach? — Ich habe auf Stifters Empfehlung bei ihm ein Bild gesehen. „Schwärzer auf den Bergen." Das tut wohl auf all die Scheinheiligkeit der Nazarener.

Gegenwärtig nimmt mich die Spitalpraxis sehr in Anspruch. Ich behandle einen Lungenkranken. Einen Lehrling, roh und ungebildet, aber das Herz noch rein und kindlich. Mehrere Tage war er zwischen Tod und Leben. Eines Abends nun, wo der blaue Himmel gar so schön ins Zimmer schaute, sagte er zur Wärterin: „Ich möcht' den Frühling doch noch einmal sehen!" Er hob das matte Auge sehnsüchtig dem Glanz entgegen; als er müde zurücksank, bat er, man solle ihm doch wenigstens einige Blumen bringen. Es geschah. Er betrachtete sie eine Zeitlang und schlief dann ein.

Sie entglitten seiner Hand, so daß der Polster, auf dem er ruhte, ringsum damit bestreut war.

Ich habe ein Gedicht: „Das Kolosseum“ fertig; es ist zu lang, um es abzuschreiben.

Für Mathilde den Marsch aus den „Ruinen von Korinth“ von Beethoven, für Sie seine Biographie. Der Marsch ist sonnenhelle Musik; es ist als ob die Säulen klängen.

Emma hat Blumen angesät; die wollen aber nicht aufgehen. Ich necke sie dafür oft genug. Sie trug mir einen Gruß auf.

Ich sehe sie täglich; der Freude an ihrer Holdseligkeit mischt sich jetzt Wehmut bei. Zuerst war sie mir nur eine schöne Erscheinung; dann folgte ich ihr wie ein Schlafwandler seinem Gestirne ahnungslos, unbewußt; vor dem Rand des Abgrundes, in den mich die wachsende Leidenschaft gestürzt hätte, bin ich aufgewacht; ich sah mit Schrecken, daß sie mir nie gehören werde und raffte mich auf. Jetzt bin ich ihr gegenüber nicht ruhig aber gefaßt und betrachte es als hohen Gewinn, daß ich mich bezwungen, ohne ihr mein Geheimnis zu verraten. Doch befremdet mich eines: sie ist seit den letzten Wochen nicht mehr so unbefangen, wie früher; fast möcht' es mich betrüben, — betrüben? Wie töricht! —

Ich habe nichts zu hoffen und darf nun auch nicht besorgen, daß die Trennung, die doch einmal unabweisbar eintreten muß, ihr neuen Kummer bereite.

Warum wehleidig sein?

Wien, 12. April 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Für Ihre Sendung unseren Dank. Den Brief habe ich gestern am 7. Mai in Reichenhall bestellt. Ich wünschte nur, daß Sie öfter für uns solche Aufträge hätten; Reichenhall ist ein freundliches Städtchen; mit uns waren ein paar Cousinen, von denen die eine jung, sehr hübsch und fröhlich ist; möchten Sie nicht dabei gewesen sein? Wir wallfahrteten dann zur Ruine Karlstein. Pepi ist ein wenig schwärmerisch und fragte, ob denn gar keine romantische Begebenheit von jener Burg bekannt sei? Mathilde war gleich bereit zu erzählen; es war aber kein Wort wahr. Ich habe mich köstlich unterhalten.

Heute habe ich wieder die Blätter gelesen, welche Sie einst in Innsbruck für mich schrieben. Die ersten Worte, die meinen Blick auf etwas Höheres leiteten! Sie führten mich in eine andere Welt. Damals ahnte ich nur, jetzt verstehe ich, was Sie mir sagen wollten. Sie habe ich immer verstanden, aber nicht allzeit Ihre Worte. Wären nur die drei Monate hinüber und wir zusammen auf dem Mönchsberg. Ich zähle das ganze Jahr immer von jener Zeit.

Sie fragen, wie es mit der Weltgeschichte steht? Da werden Sie mit der Antwort nicht sehr zufrieden sein; ich bin es selber nicht. Langsam, langsam bin ich beim Ende des römischen Kaiserreiches angelangt. Für ein solches Studium sind die Schritte eines Frauenzimmers zu kurz; ich habe auch wenig Zeit frei und ungestört.

Von Fischbach habe ich voriges Jahr drei Bilder

gesehen; die wiedergefundenen Kinder, die Fischerin und die Blumenzeit. Das letzte gefiel mir vorzüglich, es war so kräftig und wahr und doch so zart; ich meine, ich habe Ihnen schon einmal davon geschrieben.

Ich werde sehr oft unterbrochen, doch heute will ich mein Blatt fertig schreiben, um Sie nicht länger warten zu lassen. Mathilde will auch noch einige Zeilen beilegen, obwohl Ihr Fluch in Erfüllung gegangen ist und das Gespenst des zu schreibenden Briefes sie vom Morgen bis zum Abend ängstigt.

Eigentlich gibt es wenig zu berichten, unser Lebenskreis ist so beschränkt und einförmig, daß sich darüber fast nichts sagen läßt; selbst was sich in uns anders oder fester gestalten mag, entwickelt sich unbemerkt nach und nach. Ich könnte Ihnen nicht einmal vorschwärmen wie Emma, wenn ich auch gestehe, daß es eine Zeit gab, wo ich auch gern träumte. Ich war damals noch sehr jung, wuchs gänzlich einsam auf und las sehr gern Romane; da war es wohl natürlich, daß sie mir ein wenig den Kopf verrückten und ich meine Zeit mit Träumereien verdarb. Jetzt könnte ich wohl über die Zerrbilder lachen, mit denen meine Welt bevölkert war. Der Himmel fügte es aber gnädig, daß ich bald darauf mehr von der wirklichen Welt zu sehen bekam und dann lernte ich Sie kennen, seit jener Zeit gab ich die Romane, Ideale und Träume auf. Sie leiteten mich auf das Wesentliche und wenn mich auch zuerst ein Anflug von Ironie fast kränkte, so mußte ich Ihnen im Stillen bald recht geben. Wollte ich gegenwärtig schwärmen, so wäre es für Seume; mögen seine Gedichte sonst hohen Wert haben oder nicht: seine Persön-

lichkeit spricht mich mächtig an. Sie lächeln dazu, nicht wahr?

Sie haben Emma und den Frühling: schreiben Sie bald.

Sie sind nicht glücklich? — Ja Emma und den Frühling! Sie Waldmensch verstehen sich gar nicht einmal auf die Zeichen dieses Frühlings. Doch ich will schweigen; es kommt ja doch alles und Sie erzählen mir dann, wie jemand eine Quelle, die mächtig aus dem Gestein des Berges bricht, mit der Hand aufhalten wollte.

Ja seien Sie glücklich! Grüßen Sie Emma, sie möge Sie ans Schreiben erinnern.

Gott behüte Sie.

Cornelie.

An Sebastian Ruf.

Wie steht es denn mit Dir, lieber Wastele? Wahrscheinlich trinkst Du Dein Glasele, tröstest die „Gestörten" im Narrenhaus und foppst die „Gestörten" außer dem Narrenhaus.

Bist Du im Verkehr mit Brixen? — wie wird da jeder tüchtige Kopf vernagelt, damit er ohne Murren das Zeichen des Lammes trage! Jetzt greift der finstere ultramontane Geist aus Bayern herüber; die deutschen Esel merken nicht, daß die Franzosen dahinter stehen. Ich habe den Verkehr mit dem Hieropolis am Eisack fast aufgesteckt. Ist es wahr, daß man zu Innsbruck acht Handwerksburschen abfing, weil sie verdächtige Lieder sangen? — Der österreichische Geschäftsträger soll ja am Rhein die Grenzsperre beantragen, um die kommu-

nistischen Ideen abzuwehren? Die Herren gleichen der Schildwache im Hamlet, welche den Geist mit der massiven Hellebarde niederschlagen will. Dann soll die Liedertafel aus politischen Gründen aufgehoben sein?

Die Geschichten in Galizien. So faßt denn diesen nichtswürdigen polakischen Adel die Nemesis und läßt ihn durch seine Leibeigenen, deren Menschenrechte er 1830 nicht aussprechen wollte, niederschänden und niederwürgen. Mir fallen immer die furchtbaren Worte ein, welche Äschylos der Kassandra auf ihrem Todesgange in den Mund legt; nichts ist aber trauriger, als daß aus dem Gedächtnis der Menschen die Vergangenheit wie mit einem Schwamm weggewischt wird und sie blind dem Schicksal entgegentappen. Metternich, dieser loyale Hort der Legitimität und diese schnapsigen Mordbrenner!

Wenn irgendwo, tritt in der Geschichte der Gegensatz schroff und schneidend hervor: Das was w i r d und werden s o l l. Daran ist auch Christus gestorben.

Ich studiere fleißig praktische Medizin. Leider raubt mir die Sorge für den Unterhalt manche Zeit und das ermüdende Stundengeben erschwert mir den Besuch der Klinik. Ich tue, was ich kann und hoffe, es soll gehen. Meine übrigen Verhältnisse sind leidlich. Ab und zu lese ich wohl auch ein Kapitel von Hegels Geschichte der Philosophie, um hier nicht ganz zu vergessen, was ich so mühsam gelernt. Du studierst wohl noch Feuerbach und an Stoff zu Aphorismen fehlt es Dir wohl auch nicht. Zur Diskussion hast Du ja mit Flir und Schuler Gelegenheit und Deine schwarzen Brüder werden Dich wohl auch sonst in Übung halten.

Macht das Bogner Burgele noch Verse? — Erotica würde sie dem gestrengen Onkel wohl nicht zeigen. Störe sie ja nicht!

Übrigens hört man von Euch gar wenig; seid Ihr so brave Hausfrauen?

Schuler habe ich schon öfters gebeten, mir jenes Volkslied: „Innsbruck ich muß dich lassen" zu senden; bringe die Sache in Anregung und grüß' alle!

Wien, 15. Mai 1846.

Dein

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Du bist so „mir nichts, dir nichts" von Innsbruck fortgegangen, ohne mir noch Gelegenheit zu geben, Dich umarmen zu können. Das hat mich etwas verstimmt. — Du hast mir versprochen, die Übersendung der „Réflexions et Maximes" des La Rochefoucault zu besorgen; allein auch dieses hast Du vergessen. Und das hat mich auch wieder verstimmt. Du hast so lange, so lange von Dir nichts hören lassen — — und das hat mich auch wieder verstimmt — usw.

Und nun zur Beantwortung Deiner Fragen. Das Volkslied: „Innsbruck! ich muß dich lassen", habe ich von Dr. Schuler trotz vieler Ermahnungen, nicht erhalten können. Du kennst seine Natur. Man ärgert sich, es ist aber ärgerlich, daß man sich ärgert. Man muß rein stumm werden, wie ein Fisch.

In betreff der Kommunisten hat es seine volle Richtigkeit. 14 arme Handwerker, die es gewagt zu sagen: Wir sind auch Menschen wie ihr, wurden plötz-

lich ergriffen und eingekerkert. O die Bibel, die Bibel! die ist ein Volksbuch! Erst jetzt sehe ich ein, warum man sie dem Volke so lange entzogen! „Liebe den Nächsten, wie dich selber!“ Miß nach diesem Maßstab die reichen Christen. Lieben sie sich nicht alle samt und sonders mehr als den Nächsten? Aus der Apostelgeschichte wird häufig der Text angeführt: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.“ Allein man führt nur die eine Hälfte des Textes an, die andre wird übergangen: „auch sagte nicht einer von etwas, das ihm gehöre: daß es sein sei, denn sie hatten alles in gemein“. Kap. 4. 32.

Der Besitz ist immer exklusiver Natur. Was ich besitze, kann ein anderer nicht besitzen, was ich mir zueigne, wird dem andern entzogen. Man lebt nur auf Kosten anderer. Bin ich reich, so ist der andere arm. Denn was ich zu viel habe, hat ein anderer zu wenig. Der Arbeiter „ist seines Lohnes wert“; er soll die Früchte seiner Arbeit genießen; allein es ist umgekehrt. Der Arbeiter darbt, der andere genießt. Der Reiche frißt und feiert sich krank, der Arme hungert und arbeitet sich krank. Es sollen aber alle gesund sein. In einem wahren Staate ist — „alles gemein“; der wahre Staat ist eine „Gemeinde“. Die Rechte einzelner sind immer Vorrechte. Vorrechte aber sind nur Beeinträchtigungen anderer. Das Vorrecht ist der Feind des Rechtes. Das Interesse aller soll bezweckt werden: nicht das Interesse einzelner auf Kosten der übrigen. Jeder soll seine Bestimmung erreichen können; soll sich zu dem entfalten können, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Nur das Interesse aller ist auch das Interesse

jedes einzelnen. O, wenn die Armen es einmal nicht mehr erlaubten, daß es Reiche gebe! Doch genug hiervon!

Die Liedertafel ist eingegangen. Du weißt, wie Professor Heidegger von jeher dagegen protestierte. Es ist ihm gelungen. Die Zeiten sind schlecht, lieber Freund! Man geht mit Gewalt darauf los, die Jugend zu korrumpieren. Man rühmt immer die Kraft des Glaubens, selten die Kraft des Wissens. Aber schaut David und Salomon an, wie sie winseln und klagen! Schaut Spinoza und Goethe an, wie herrlich sie dastehen!

Schau sie nur an, wie sie sind: sie scheuen sich zu leben und scheuen sich zu sterben. Nur mit „Furcht und Zittern" suchen sie ihr Heil! Sie dienen Gott und vernachlässigen den Menschen, sie wissen es nicht, daß man nur dann Gott dient, wenn man den Menschen dient. Sie dienen den Menschen nicht, weil ihnen das zu lästig ist. Sie dienen nur Gott, weil ihnen selbst damit gedient ist.

Seit dem Herbste habe ich Saphir nichts mehr gegeben. Ich habe Deinem Rat gefolgt. Dagegen sende ich jetzt vieles nach Deutschland hinaus, wo es mit Freuden aufgenommen wird. Ich habe auch einen längeren Aufsatz ad vocem philosophia geschrieben, den ich Dir gerne zusenden möchte. Ich glaube wir werden übereinstimmen. — Schreib mir bald wieder!

Hall, 27. Mai 1846.

Dein

Sebastian.

An Cornelie.

Wenig Neues! Ich wollte eigentlich nur für die Bestellung meines Briefes danken. Meine Arbeiten sind meist Handwerk, was Sie kaum interessiert. Wenn nur nicht immer das Gerede von Wissenschaft dabei wäre!

Sie schrieben von einer reizenden Cousine. Die muß ich freilich sehen. Ich erzählte das Emma. Sie zog ein schiefes Mäulchen, lachte dann, trällerte ein Liedchen und lief davon.

Sie lesen Seume? Er war ein großer Dichter, aber ein fester Mann. Unsere Jugend könnte ihn zum Muster nehmen.

Unter meinen Aphorismen habe ich eine gefunden, welche Sie vielleicht zum Nachdenken veranlaßt:

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe.“

Wien, 29. Mai 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ja die Cousine! Die ist nicht nur manchmal schwärmerisch, sondern alles was man wünscht, besonders nach ihrem beliebten Ausdruck südlich. Sie und Viktoria konnten einander nicht ausstehen, es war aber auch der entschiedenste Gegensatz der Naturen. Im Umgang ist sie sehr angenehm, sehr heiter und so soll es nicht an Unterhaltung fehlen. Emmas schiefes Mäulchen hätte ich gern gesehen; Sie Blinder mit offenen Augen, haben Sie das verdient?

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe.“ Sagen Sie lieber: Mit dem Leiden! Bis dahin vertändeln wir unser Leben mit nichts, was können wir anderes? Ich weiß schon, Sie werden dagegen vieles einzuwenden haben, aber wären Sie gestern abends hier gewesen, Sie würden mit mir einverstanden sein. Wir hatten Besuch und da wurde denn aller Kummer und Schmerz, den wir zu ertragen haben, zergliedert. Ich kann solche Gespräche nicht leiden und gebe mich dann gern etwas leichtsinnig. Es ist immer ein unangenehmes Gefühl, das was wir selbst schwer tragen, uns von andern erzählen zu hören, wenn wir diese zu wenig achten, um ihnen unser Inneres aufzuschließen, aber peinlich wird es, wenn wir zugleich fühlen, daß ein drittes schwer dadurch verletzt wird. So ging es mir gestern.

Ich wollte, ich lebte auf dem Lande, einsam mit einer ruhigen, gleichmäßigen Beschäftigung, das kann ich mir noch wünschen und warum sollte mir nicht auch ein Wunsch erfüllt werden? Ich fordere ja nichts Unmögliches. Vor einiger Zeit sah ich auf dem Mönchsberg ein Landhaus, das wäre ein Genuß da zu wohnen; es heißt das Johannisschlößchen. Wenn Sie herauf kommen, muß ich es Ihnen doch zeigen.

Wann kommen Sie?

Cornelie.

An Cornelie.

Von Emma setze ich Ihnen gleich anfangs einen Gruß her; ein mehr lästiger als bedeutender Zufall hält

sie in das Zimmer gebannt; es hat nämlich beim Teemachen die Spiritusflamme ihren Vorderarm verbrannt, so daß sie auch jetzt noch Eisumschläge dulden muß.

Über meine Stimmung gebe ein Lied Aufschluß, den Anlaß bot die Wirklichkeit genau so wie es die zwei ersten Strophen angaben. Die Schlußwendung wurde von mir beim Anklingen der Gläser gedacht.

Nach Salzburg komme ich ganz bestimmt, im Juli jedoch kaum mehr.

Toast.
„Es blinken unter Blumen Becher."

Wien, 8. Juli 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Mit diesen Zeilen empfehle ich Ihnen eine Freundin Emmas; ein gar gutes, artiges Mädchen, dessen Bekanntschaft Ihnen gewiß Freude machen wird. Sie war eine der zwei, welche in meinem Gedicht den Toast ausbringen.

Emma befindet sich gegenwärtig zu Pirawart. Die Mutter bedurfte eines Bades und so zog die ganze Familie mit. Ich bin auf einige Wochen hingereist, um meinen Schüler für das Gymnasium vorzubereiten. Die Gegend ist sehr einförmig, das Volk hat wenig Physiognomie, so beschäftigte ich mich in einsamen Stunden damit, aus den Runsen der Hügel Versteinerungen zu klauben, die hier massenhaft vorkommen.

Ich habe nach manchem Schwanken den Entschluß gefaßt, mich aus dem Hause zurückzuziehen. Setze ich die Lektionen fort, so bin ich in meinen medizinischen Studien gehemmt. Ich muß fertig werden! mir ist wie einem Schwimmer, der mit aller Kraft dem Ufer zustrebend von feindlichen Winden mehr und mehr in die Ferne getrieben wird, weil ihm der Arm gebunden ist, mit dessen Hilfe er allein den Widerstand überwinden könnte.

Dann mein Verhältnis zu Emma! Ich habe meine Leidenschaft tapfer niedergekämpft; kaum bin ich jetzt meiner Herr geworden, so scheint in ihr die Liebe zu erwachen, so daß uns die Leute bereits als zusammengehörig betrachten. Ich habe mich gegen sie nie erklärt und sie ist zu unerfahren, mich zu durchschauen. Wie soll ich länger in ihrer Gegenwart aushalten? Urteilen Sie selbst!

Aber warum denn nicht? Möchte man mir einwerfen. Ich habe allerdings Aussicht, in längstens zwei Jahren selbständig zu werden; würden jedoch ihre Eltern, namentlich die Mutter, ein Verhältnis ihrer Tochter mit einem Manne dulden, der vorläufig weder Amt noch Titel hat und ihr Haus als Lehrer betrat? Um so weniger, da sie ja bereits einen vermögenden Landwirt aus Mähren in Aussicht genommen haben.

Emma wird mich als eine der schönsten Erinnerungen durch die Welt begleiten; ich will ihr scheidend die Hand reichen und dann zurückkehren in meine graue Einsamkeit.

Ich beabsichtige einen Zyklus auszuarbeiten: „Deutsche Auswanderer“, zwei Gedichte: „Die Ver-

treibung der Zillertaler" und „Seume" sind bereits fertig. Vielleicht gehört mir selber das dritte.

Pirawart, 2. August 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Emma ist mein, mein, mein!

Lassen Sie mich aufatmen in diesem Meer von Glück und Seligkeit, das mich umfließt. Doch ich will erzählen.

Sie wissen, ich war entschlossen, Emma für immer zu meiden; die letzten acht Tage unseres Zusammenseins wollte ich ihr noch mild und ruhig in das Auge blicken und dann fort. Als wir einmal zusammen über Feld gingen, redete ich von meiner nahen Abreise; sie erschrak, ihr Auge füllte eine große Träne, ich faßte ihre zitternde Hand. Noch einmal bezwang ich mein Gefühl und wandte mich ab. Wir trennten uns, unsere Blicke gestanden jedoch das bange Geheimnis der Seelen.

Mich trieb die Unruhe rastlos herum. Endlich kehrte ich zurück; sie saß in der Laube, den Bleistift in der Hand, schnell ein Blättchen Papier faltend. „Ich störe Sie?" fragte ich. „O nein," stammelte sie, „ich habe den ersten Versuch gemacht zu dichten." — „Darf ich es lesen?" — Das Blatt entglitt ihren Fingern, ich hob es auf, ein flüchtiger Blick, sie lag in meinen Armen und ein Kuß loderte auf wie die Flamme am Altar der Ewigkeit. Was das Blatt enthielt?

„Ich hab' gekämpfet lang, gelitten auch,
Als herb dein Mund und kalt dein Auge war;
Zu bergen wußt' ich es nach Mädchenbrauch,
Es machte nichts mein Leiden offenbar!
Doch nun, da mild auf mir dein Auge ruht,
Und wie zum Kusse deine Lippen winken,
Weiß kaum zu bergen ich des Herzens Glut,
An deine Brust möcht ich für immer sinken".

Werfen Sie mir nicht vor, ich sei besserer Einsicht untreu worden; es schien mir unrecht, das Tor zu diesem Glücke aufzusprengen, sollte ich es aber zurückstoßen da es mir unverhofft und reizend entgegenschwebte? Es ist keine Verlobung auf sieben Jahre; in manchen Gegenden ist Mangel an Ärzten, also leicht Unterkunft. Bis dahin müssen wir unsern Bund verheimlichen, dann mögen sich die Eltern fügen. Um so mehr, da mir niemand einen trivialen Grund unterschieben kann: Im Hause ist der Aufwand zu groß, als daß viel Vermögen vorhanden sein könnte.

Ich lese gegenwärtig das hohe Lied: Diese Bruchstücke aus dem Liebesleben jenes orientalischen Königes voll glühender Begeisterung und Schönheit! Mögen die Theologen über die Bedeutung desselben zanken; sie haben nie geliebt oder vergessen, wie ein Kuß von weichen vollen Lippen alle Pulse in zitternde Bewegung setzt und emportreibt. Ich will dieses Lied genießen, wie man einen Becher südlichen Weines schlürft: überall Duft, Feuer, Seligkeit.

Kurz zuvor saß ich in der Laube, das Buch vor mir aufgeschlagen: „Wo ist denn dein Freund hingegangen, du Schönste unter den Weibern? Wo hat sich dein Freund hingewandt? So wollen wir mit dir ihn

suchen. — Mein Freund ist hinabgegangen in den Garten zu den würzigen Kräutern, daß er sich weide unter den Blumen und Rosen breche. Mein Freund ist mein und ich bin sein, der unter Rosen sich weidet. Du bist schön, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jerusalem, wende deine Augen von mir, denn sie entzünden mein Herz."

Eine blaue Beere flog auf das Blatt; ich wandte mich um, durch die Reben guckte Emmas lächelndes Gesicht. Ihr braunes Haar floß auf eine dunkle Traube und mischte sich mit den Blättern und Ranken des Weinstockes. Ich zog sie an mich. Da legte sich ein Weinblatt, als wollt' es uns die Wonne des Kusses nicht gönnen, zwischen unsere Lippen. Sie pflückte es, nun liegt es zum Andenken jener Stunde zwischen den Blättern der Bibel, dort wo von Salomon und Sulamith geschrieben steht.

Gedichtet wird wenig; ich lebe und wie! Doch ja, ein kleines Liedchen hier.

Der Kuß.

Die Sonne längst gesunken,
Der Abend mild und lau,
Unzählig gold'ne Funken
Durchleuchten hell das Blau.
Und lichte Engel schweben
Umwallt vom Wolkensaum,
Dein Mund, . . . ich fühl ihn beben
Auf meinen Lippen kaum.
Da guckt durchs Laubgewinde
Ein Engelsangesicht:
„Ob ich den Heimweg finde?
Ist hier der Himmel nicht?"

Wie rasch sind diese acht Tage dahin! Ich muß Pirawart verlassen, um nicht Verdacht zu erregen. Aber auch die wenigen Wochen, die mich von Emma trennen, werden dahinschwinden und die Freude des Wiedersehens soll um so größer sein.

Schon übermorgen reise ich ab. Da wollen wir in Salzburg alle trauten Plätzchen aufsuchen und von Emma reden, welche Sie liebt wie eine Schwester, ohne sie zu kennen. Auch das soll werden!

Emma läßt Sie grüßen! Doch nein! sie soll Ihnen selbst schreiben.

* *

*

Mein Trauter wünscht, daß ich Ihnen meine Grüße selbst sende und gern willfahre ich seinem Wunsche.

Aber vor allem will ich Sie um die Erlaubnis bitten: Du sagen zu dürfen, es klingt ja viel schöner, viel deutscher, als das steife, kalte Sie. Ich möchte zu allen, die ich achte und liebe, Du sagen, nicht wahr, meine teure Cornelie? Wie sehne ich mich, Dich zu sehen, mit dir zu sprechen. Ich hoffte vergangenen Sommer diese Freude zu haben, aber wie es beinahe immer mit unsern Reiseprojekten geht: Es blieb beim vornehmen. Doch so Gott will, wird auch dieser Wunsch erfüllt, wenn Adolf und ich das Ziel all unseres Strebens und Trachtens erreicht haben.

Viele, viele Küsse an Dich und Deine Schwester. Gott sei mit Dir!

Emma.

* *

*



Darf ich von den vielen, vielen Küssen nicht einige für mich abziehen? Ich schicke Ihnen dafür zwei Stellen aus einem Briefchen, das sie mir heute früh zugesteckt.

„Ich muß Dir etwas gestehen, mein Geliebter. Denkst Du noch daran; es war die Zeit der Schneeglöckchen, von denen ich Dir die ersten brachte: — Wir waren später nach Hause gekommen, als wir hätten sollen. Als ich in das Zimmer trat, fand ich Dich auf dem Sofa eingeschlafen; das Haar floß von der Stirn auf den Arm nieder, der sie stützte. Dein Gesicht war ganz verändert, jeder herbe Zug weggelöscht, um den Mund ein Hauch milder Ruhe. Ach! ich wollte mich zu Dir niederbeugen und Dich küssen, leise, leise nur; da schlugst Du den Blick auf; — hast Du nicht bemerkt, wie ich verwirrt vor Dir stand? Erwacht warst Du ganz anders; jener Ausdruck von Trotz zeigte sich wieder, der mich an Dir so tief betrübte.

Im vorigen Frühjahr war ich einmal auf Dich ernstlich böse, weil Du mich mit Deinen Sarkasmen so peinigtest; ich glaubte Dir ein recht finsteres Gesicht zu machen und Du bemerktest nicht einmal was davon.

Aber jetzt! Wenn ich in Dein treues Auge schaue, wenn mich Deine heißen Küsse fast erschrecken, da vergesse ich alles, alles und weiß nur noch, daß ich Dich liebe, ja Dich liebe, Dich mehr als alles liebe!

Heute gingen wir erst um ¼ nach 10 Uhr nach Hause; die Sterne schimmerten hell, der Mond kam feurig rot herauf, es war feierlich still! Ach hätt' ich nur in Dein Auge blicken dürfen, das mir freundlicher glänzt als alle Sterne der Nacht! Wie selig wird es

sein, wenn ich es ungehindert tun darf, wenn mir niemand mehr verbeut, Deinem Wort zu lauschen, wenn Deine Heimat meine Heimat sein wird und uns nichts mehr trennt als Gottes Wille."

* *
*

Jetzt aber nichts mehr von Emma! Ich wollte zuerst von ihr nicht reden. Das böse Mädl! Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.

So eine Liebe ist denn doch der Mai des Lebens!

Darum ließen die Griechen ihre Götter lieben.

Da haben Sie vieles, aber nicht viel.

Pirawart, 25. August 1846.

Ihr

Pichler.

* *
*

Über meinen Aufenthalt in Tirol kann ich diesmal gar nichts berichten. Es blieb mir kaum eine Erinnerung, so ganz erfüllte Emma mein Herz. Wie die Schwalbe zum Nest, eilte ich daher sobald als möglich zu ihr nach Wien! Es war ja das erstemal in meinem Leben, daß das Glück bei mir einkehrte.

* *
*

An Cornelie.

Endlich wieder in Wien. Emma ist in meiner Abwesenheit höher und schlanker geworden, das Antlitz blässer, der Ausdruck innig und sehnsuchtsvoll. Ihre

Küsse heißer; ist es denn möglich, daß wir uns noch mehr lieben können! Der Verdacht ist bereits rege, wir werden scharf beobachtet. Um eine vorzeitige Entdeckung zu hindern, muß ich alle Schlauheit aufbieten, um so mehr, da meine Emma keine Verstellungskunst besitzt und ihr immer die Seele klar und lauter aus den Augen schaut.

Abends lese ich hier und da Homer vor.

Ich bewohne jetzt in der Alservorstadt ein hübsches Zimmerchen und habe einen Pagen, einen Gymnasiasten von 12 Jahren, der mir die Kleider reinigt, Aufträge besorgt und wohl auch abschreibt. Als Livree müßt' ich ihm wohl rot und grün geben, die Farben der Rose.

In der Medizin wird mit doppeltem Eifer gearbeitet, so weit es möglich, da im Spital noch keine Kranken auf der Klinik sind.

Von Emma tausend Grüße und ein Blatt!

Wien, 11. Oktober 1846.

Ihr

Pichler.—

Cornelie an mich.

So recht, mein Freund! Das sind mir liebe Briefe und liebe Lieder, schreiben Sie nur immer solche. Ich will gar nicht klagen, daß Sie mich so lang auf Nachrichten warten ließen, denen ich mit Sehnsucht und Ungeduld entgegensah.

Es hat mich unendlich gefreut, daß Emma einige Zeilen beischrieb. Sie ist wahrlich lieb und gut! Ich lege für sie ein Blatt bei, geben Sie ihr's mit Gruß und Kuß. Ich will Ihnen vor der Hand ihre Küsse

noch überlassen, zur rechten Zeit werde ich sie dann schon einfordern. Erinnern Sie sich daran, wie Sie schrieben: „Möchte sie mir nur einmal einen Kuß aufgeben, den wollte ich herzlich gern in Empfang nehmen und — für mich behalten.“ Wäre ich mit Emma zusammengekommen, so würde ihr Geheimnis wohl früher verraten worden sein, aber es hat sich doch so alles schöner gefügt.

Gestern waren wir in Maria Plain. Es war ein prachtvoller Herbsttag. Wallfahrten ist ein schöner Gedanke, aber in einer düstern mit Vergoldung und Schnitzwerk überladenen Kirche kann man doch nicht beten und tritt man heraus, ist alles so licht und schön und groß! Beim Heimgehen leuchteten die Sterne; ich sah zum Polarstern hinauf und sandte Ihnen und Emma einen Gruß.

Mathilde wird den Winter über zu Innsbruck bleiben. Das ist mir freilich nicht lieb für mich, — da ich aber selbst glaube, daß es für sie, besonders in Hinsicht auf ihre Gesundheit gut sein werde, muß ich mich darein ergeben.

O wie beneide ich Sie um den Genuß bei Ihren Vorlesungen! Und wie beneide ich Emma, die zuhören kann. Ich kenne Homer nicht und wenn ich ein solches Werk lese, so ist das nicht die Hälfte von dem, was es so vorgetragen wäre. Es ist doch alles ganz anders; man kann erst recht genießen und sich freuen in Gemeinschaft. Was Sie in den Aufzeichnungen von Spinoza sagen: „Daß Ihnen beim Lesen seiner Sätze sei, als ob Sie in den Nachthimmel blickten“, gerade diesen Eindruck macht mir Goethes Iphigenie, so oft ich sie lese.

Ich muß Ihnen sagen, daß ich Emma noch mehr lieben und achten muß wegen der Stelle in ihrem Brief, welche Sie mir mitteilten. Es liegt eine Festigkeit darin, die ich nicht erwartet hätte. Ich denke aber an Jean Paul, der glaub' ich sagt: Es sei vielleicht noch himmlischer, einer fremden Liebe mit still glückwünschendem Herzen zuzuschauen, als selbst zu lieben.

Vergessen Sie ja nicht, daß Sie mir Ihr Bild versprochen haben. Das von Emma gezeichnete ist mir sehr lieb, doch es gehört zur „Elegie" und ich möchte eins zum „Kusse" haben. Jetzt sollen Sie sich malen lassen.

Wenn Sie Ernst aufsuchen wollen, so ist es mir gar sehr lieb, er ist nicht ganz zufrieden.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie beneiden Emma um meine Vorlesungen? — Das kommt zu früh; die Mutter scheint sie absichtlich fern zu halten, wie denn der Verdacht sehr rege ist. Indes nur noch wenige Monate. Mit dem zweiten Semester schließt mein Studium und ich werde dann offen und ehrlich dem Vater schreiben.

Man lauert uns auf; da tun wir kalt gegeneinander und reden von gleichgültigen Dingen. Hier und da gelingt uns ein Blick, wir streifen uns, manchmal ein leiser Händedruck und wär das alles nicht, so sind wir doch im gleichen Raume. Gestern trat sie in die halbdunkle Fensternische, sie löste eine Rose aus ihrem Strauß und küßte sie, kaum mochte ich sie in der Ferne vom zarten Mund zu unterscheiden, und legte sie auf das

Gesims in den Schatten. Nun steht sie im Glas neben meinem Bett und ich denk', ich habe sie vor dem Einschlafen sogar geküßt. Kindisch, kindisch, kindisch! — Aber selig sind die Kinder und ich bin lang genug ernsthaft gewesen, wie ein Uhu auf einem alten Schloß.

Geht die Liebe doch überall den gleichen Weg. Wenn im Oberinntal ein Bursch von seinem Mädl Abschied nimmt, um nach Arbeit zu wandern, so küßt er einen Stein, sie nimmt ihn mit in ihre Kammer und bewahrt ihn zu teurer Erinnerung, bis er im Herbst heimkehrt.

Der Fratz versteht sich aufs Küssen wie ein Spatz aufs Kirschenstehlen, so flink und gewandt; da sie aber kleiner ist als ich, muß sie immer auf den Fußspitzen trippeln, um mich mit ihrem roten Schnäbelchen zu erreichen. Gestern gab es einen kleinen Spaß. Die Kinder, sie und ich saßen an einem Tisch; zwischen uns ein dicker ungarischer Pfaff. Emma wollte ihre Sammetschühlein auf meinen Fuß setzen; ich machte eine leise Wendung und so geriet sie auf den Kanonenstiefel des Pfaffen. Dieser fing gar behaglich an zu schmunzeln. Nun merkte sie es, nahm aus Verlegenheit ein Buch verkehrt in die Hand, klappte es wieder zu und stand auf, um etwas zu holen. Sie hob drohend den Finger; da werd' ich es schön kriegen!

Beiliegendes Puppenspiel: „Der Faust" möge Ihnen beweisen, daß ich abwesende Freunde nicht vergesse. Sie haben es vielleicht zu Innsbruck als Kind im Mopperlg'spiel mit geringen Abweichungen aufführen sehen. Es reicht in alte Zeiten zurück und gibt einen Begriff davon, welche Bedeutung die deutsche

Bühne jetzt haben müßte, wenn sie sich aus solchen Anfängen ohne Störung entwickelt hätte.

Sie sind wohl schon für den Winter eingehäuselt?

Wien, 16. November 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr kurzes Briefchen hat mich sehr gefreut, weil es mir zeigt, in welcher glücklichen Gegenwart Sie leben.

Daß Sie das Herz haben, Emma so boshaft zu necken, ist unverantwortlich. Sie ist viel zu gut; soll ich ihr nicht ein bischen Unterricht in der Kunst, den Pantoffel zu gebrauchen, geben? Sie könnten dabei an Ihre Verteidigung denken, so wäre für alle Teile gesorgt. Auch habe ich ja ein vollständiges Sündenregister von Ihnen in Händen, und wenn Sie nicht geduldig sind und uns nach Herzenslust reden und Komplotte schmieden lassen, so soll sie alles zu lesen bekommen. Sie sehen, es bleibt nichts übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Für den Faust herzlichen Dank!

Wir sind allerdings eingehäuselt: nur flößt mir die Mutter Sorge ein, sie ist manchmal unwohl und bei diesem Alter darf man nichts leicht nehmen.

An Emma Gruß und Kuß.

Cornelie.

An Cornelie.

Seit meinem letzten Briefe sind vier Wochen verflossen. Vier Wochen! In dieser Zeit kann sich einiges ändern und es hat sich viel geändert! —

Emma und ich wurden getrennt!

Sie schrieb ein Zettelchen an mich und wurde dabei von ihrer Mutter ertappt. Ihr Vater schrieb mir am gleichen Tage und verbot mir das Haus. Das war vorläufig in Ordnung und ich habe nichts anderes erwartet. Ich antwortete ihm ernst und ruhig; freilich ohne Erfolg. Am aufgebrachtesten war ihre Mutter. Emma erklärte ihr jedoch, mir treu bleiben zu wollen unter jeder Voraussetzung. Auf allerlei Schleichwegen unterhalten wir einen brieflichen Verkehr. Da zu erwarten stand, daß man sie überwachen und früher oder später geradezu fragen werde, ob sie von mir Briefe erhalte, so wollte ich diese diktieren, damit sie erwidern könne: „Er schrieb mir nie mehr!" — Sie antwortete umgehend: „Ich habe Deinen Vorschlag überlegt, ist er nicht Falschheit? Ich werde den Mut haben der Mutter zu entgegnen: „In allem will ich dir gehorchen treu und offen wie bisher, nur darin nicht, daß ich ihm entsage." Emma war edler als ich. Mich hat all die Niedertracht, die ich seit früher Jugend erfahren, falsch gemacht; aber vor dem frommen Blicke meines Mädchens sinkt das alles in nichts zurück und ich bin wieder geläutert. Was vermag ein Weib, wenn es ganz Weib ist!

Eine Dienstmagd verhilft uns hier und da zu einer Zusammenkunft. So leben wir von gestohlenen Augenblicken des Glückes: Sie treu und ergeben, ich scheinbar ruhig. O flöge die Zeit meinen Wünschen voraus und ich könnte sie bald, bald mein Weib nennen; sie ist gut wie der lichte Tag!

Wieder vier Wochen! Die Lage ist unverändert;

Emma hält mich in Fassung, wenn Groll und Leidenschaft überschäumen wollen. Sie schaut mit heiterem Mute in die Zukunft; die Geduld ist eine weibliche Tugend.

Soeben erhalte ich Nachrichten von Mathilde, die mich mit Freude und Trauer erfüllten. Mit Freude, weil ich von ihrer glücklichen Liebe und baldigen Vermählung höre; mit Trauer, weil ich die schwere Krankheit Ihrer guten Mutter erfahre.

Schreiben Sie mir doch recht bald, wie es geht und seien Sie meiner aufrichtigsten Teilnahme versichert.

Möge sich für uns alle der Unsegen, den uns der Schluß des alten Jahres gebracht, bald zum Heile wenden!

Wien, 20. Januar 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Aus Ihrem langen Schweigen und aus dem kurzen Brief kann ich wohl Ihre Stimmung erkennen, so wenig Sie auch darüber sagen. Aber Emma hat recht; wenn die Gegenwart drückend ist, können Sie doch mit heiterem Mute in die Zukunft schauen, die Ihren Anstrengungen den schönsten Lohn verheißt. Alles, was Sie mir von Emma schreiben, erhöht meine Achtung und Bewunderung für sie, ich bin demütig, wenn ich an Emma denke. Doch meine herzliche Liebe soll mir noch ein Anrecht auf ihre Freundschaft geben. Ich bitte Sie, richten Sie ihr einstweilen recht viele Grüße und

Küsse aus; die Zeit wird mir zu kurz, sonst hätte ich ein Blatt beigelegt.

Meine Mutter erkrankte gleich, nachdem ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt hatte und ist noch immer krank, obwohl sie zeitweise auf sein kann. Ich hoffe das beste von einem Landaufenthalt im Frühling. Ich habe wohl viele angstvolle Stunden gehabt, doch trugen auch manche Umstände bei, mir diese zu erleichtern. Vorzüglich lieb war mir Mathildens Abwesenheit, es blieben ihr dadurch viele Sorgen erspart und ich wünsche, daß sie die schöne Gegenwart so ungetrübt als möglich genießen möge. Daß ihre Liebe sie dauernd glücklich machen wird, hoffe ich, und es macht mir große Freude zu bemerken, daß, jemehr sie Ganahl kennen lernt, ihre Liebe immer inniger wird. Sie scheint sich überhaupt zu Innsbruck sehr wohl zu fühlen, das ist auch kein Wunder!

Gott schütze Sie und Emma.

Cornelie.

Emma an Cornelie.

Du wirst Dir unser langes Schweigen nicht erklären können, meine Cornelie! Nur ich bin daran Schuld, oder vielmehr meine vielen Geschäfte. Wir haben nun ein Schwesterlein mehr und da bin ich schon seit sieben Wochen Hausfrau, Kind- und Krankenwärterin. Ich habe noch keine ruhige halbe Stunde gehabt, sonst hätte ich Dir gewiß längst geschrieben. Auch jetzt kann ich Dir nur danken für die unendliche Freude, die Du mir durch Deine lieben Zeilen gemacht hast.

Mein Trauter mag Dir sagen, wie sehnlich ich immer wünschte, Deine nähere Bekanntschaft zu machen. Könnte ich nur ein paar Stunden mit Dir sein! Ich hätte Dir so vieles mitzuteilen, doch Geduld, Geduld, die Zeit ist nicht fern.

Viele herzliche Grüße.

Ich muß die Feder weglegen; wenn mich nur die Zeit nicht so drängen würde! Mein Adolf mag noch etwas beisetzen; boshaft wie immer!

Leb wohl, meine Freundin! Gott segne Dich.

Deine Emma.

*   *
*

Da haben Sie unsere kleine herzige Hausfrau, wie sie leibt und lebt: Die Hände voll Arbeit, das Aug' voll Liebe und auf den Lippen die süßesten Küsse. Boshaft wie immer!

Da darf ich denn doch ihren Brief nicht ganz ohne Glossen fortschicken. Sie sagt:

a. „Unser langes Schweigen." — Unser! Wie die Pfarrhäuserin vom Geflügel.

b. „Kindeswärterin!" Ich hab ihr gesagt, wenn sie so fortfahre und sich vor dem Wiegen nicht Zeit nehme zu schreiben, was denn einmal in Zukunft ... Sie ließ mich aber nicht weiterfahren und hielt mir den Mund zu. Sie hätten nur sehen sollen, wie schnell sie ihr Gesichtchen an meine Brust versteckte, ich fühlte die Glut der Wange durch alle meine Kleider, erst nach einer Weile fand sie, ohne die Augen aufzuschlagen, den

Weg nach meinen Lippen, um einen warmen Kuß drauf zu drücken.

c. „Ein paar Stunden mit Dir sein!“ Warum nicht noch mehr? Was fange ich derweil an? — Etwa spazieren gehen, wie letzthin, wo ich bei einem Stelldichein im grimmigen Frost Schildwach brannte, daß ich fast hätte in die Wolken fahren mögen vor Kälte und Langeweile.

Und Sie wären schließlich wohl gar imstand', ihr meine Briefe zu zeigen! Emma! Wenn sie einmal mein Weib ist!

Ihre Liebe ist ein Feuer, das alle Unnatur aus einer Seele läutert! nach soviel Verstiegenheit ein Mensch zu sein und nur ein Mensch!“

Möchten sich nur auch die äußeren Verhältnisse gestalten und mit der heutigen Sonnenwende auch für uns der Frühling kommen!

Wien, 21. März 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Durch Ernst erfahre ich, daß es mit der Mutter etwas besser gehe und nicht alle Hoffnung verschwunden sei. Mich hat diese Nachricht innig gefreut; lassen Sie uns vertrauen, es wird alles gut werden. Auch Emma nimmt innigen Anteil.

In Tirol hat man einen Preis für das beste Schützenlied ausgesetzt. Ich habe nicht mitgetan. Nach meiner Überzeugung kommt bei solchen Anlässen nie viel heraus. Wer mag oder vermag ein Lied zu dichten,

wie es die Preiskommission verlangt? Öl und Wasser läßt sich nicht mischen; das Vaterland und Metternich haben nichts miteinander zu schaffen. Purtscher, der hier das meiste Zeug hätte, blieb abseits; ebenso Gilm, der die Herren in einem drastischen Gedicht verhöhnte.

Ich sichte die Poesie der letzten zwei, drei Jahre; viele unnütze Reimereien fallen unter den Tisch. Vollendetes oder gar nichts.

Dafür lege ich Ihnen zwei Gedichte Walters von der Vogelweide bei.

„Sage mir Mädchen, was ist die Liebe.
Heil jener Stunde, wo ich sie fand."

In unseren Verhältnissen hat sich nichts geändert.
Wien, 17. April 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Emmas liebe Zeilen haben mich innig gefreut. Aber mit Ihnen bin ich unzufrieden. Sie beschäftigen sich also wieder mit Ihren Gedichten! Wenn Sie doch wenigstens das, was Sie nicht herausgeben wollen, mir zum Bewahren gäben, was sollte das schaden? Ihnen könnte es ja gleich sein und mir würde es so große Freude machen! Ich sage nichts gegen Ihr „Vollendetes oder gar nichts!" Ob Sie nicht gar zu streng sind, will ich nicht fragen, aber warum sollen Ihre Freunde sich nicht an Gedichten erfreuen dürfen, die, wenn auch keine Meisterwerke, doch immer Mitteilungen Ihres Geistes und Ihrer Gefühle sind.

Selten hat mir etwas so gut gefallen, wie die

Liebeslieder Walters. Sie sind so natürlich und warm. Bringen Sie doch in die Ferien mehr mit!

Über Viktoriens Häuslichkeit erhalte ich durch ihre Mutter Nachricht; von der Geburt und dem Tode ihres zweiten Knaben und ihrer Gefahr dabei. Doch war sie zurzeit, als ihr Mann schrieb, schon wieder gesund. Ich fürchte, sie wird ihr Glück nicht lange genießen.

Hier habe ich niemand, mit dem ich vertraulich reden könnte; meine Cousine habe ich gern, denn sie ist die Gefälligkeit und Gutmütigkeit selbst, sonst ist sie aber so verkehrt infolge ihrer Verhältnisse, daß man oft nicht weiß, ob man lachen, seufzen oder sich ärgern soll. Doch ich bemitleide sie; hätte sie das Glück gehabt, einen aufrichtigen Freund oder eine verständige Freundin zu finden, was hätte sie werden können! Es empört mich, wenn ich sehe, wie die Männer gewöhnlich mit den Mädchen spielen, als wären es Puppen, eben nur da, um ihnen eine Zeitlang zur Kurzweil zu dienen. Haben sie dann einem Mädchen den Kopf vollends verdreht, dann sind diese Herren die ersten, den Stab zu brechen und von Dummheit, Leichtsinn und so weiter zu sprechen. Sie müssen wissen, ich habe wieder nähere Bekanntschaft mit einem dieser Sorte gemacht.

War doch der Winter so öd und traurig! Aber jetzt sprossen die Blumen und wir gehen auf das Land und Mathilde kommt wieder aus Tirol!

Cornelie.

An Cornelie.

Genießen Sie den Frühling aus voller Seele; Mathilde im Glück ihrer bräutlichen Liebe; die Wieder=

genesung der lieben Mutter mag Ihnen werden wie ein schöner Morgen. Ich habe wieder eine böse Zeit. Unsere Zusammenkünfte wurden entdeckt, die Eltern, welche unser Verhältnis abgetan hielten, grollen und zürnen. Eine Liebschaft mit einem Studenten! Ich habe deren gar manche kennen gelernt und die Eltern ließen, wenn sich eine Aussicht bot, die Sache ruhig gelten. Hängt doch über allem Menschlichen der Zufall! Doch ich will nicht klagen; es verrinnt so wie so Tag wie Tag und das ist auch ein Glück.

Noch kann ich Ihnen nicht sagen, wann ich nach Salzburg komme Hier ein Sonett Purtschers!

Wien, 2. Juni 1847.

Ihr

Pichler.

Sonett.

Zwei siechten einst dahin; vor ihrem Scheiden
Schon ahnend wie die Schwinge los sich schäle,
Befragten sie sich noch, was jeder wähle:
Ob Lust in Ewigkeit, ob ewig Leiden.
Da sprach der links: „Mich Elenden zerquäle
Abseits von Gott ein selbstgenügsam Meiden!"
Der rechts in Tränen lächelnd und bescheiden:
„Daß milde Gott zum letzten Flug mich stähle!"
Und nun, was glaubst du, hat sich nun begeben?
Es ist zu groß, als daß ich es verhehle:
Ich sah den einen stolz hinunterschweben.
Der Andre, ledig stieg er seiner Fehle
Und hoch darüber scholl es zum Erbeben:
Gott siegelt nur die freie Tat der Seele.

Adolf Purtscher.

An Johann Schuler.

So hat denn auch mein letztes Schuljahr geschlossen! Ich darf mir das Zeugnis geben, ich habe tüchtig gearbeitet. Die Medizin ist jetzt ein schweres Studium; Bücher können die Anschauung nicht ersetzen; mit dem alten Schlendrian, der Salben schmiert und Mixturen kocht, ist es für immer vorbei. Die pathologische Anatomie schuf neue Grundlagen. Nach den geistreichen Paradoxien der Naturphilosophie, welche Schelling und seine Schule aphoristisch orakelten, nach dem Mystizismus, der auch die Medizin verfinstern wollte, stehen wir endlich auf dem festen Boden der Wirklichkeit und wollen Schritt für Schritt vordringend uns hier das Gebiet erobern.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, im Leichenhof hundert Sektionen zu machen. Da keine Studenten mehr hier sind, so bin ich bei meinen Beobachtungen in keiner Weise gehemmt. Ich lasse mir von den Spitalärzten, welche die Krankheit behandelten, kurz den Verlauf derselben und die wesentlichen Symptome angeben und halte dann diese Berichte mit dem Sektionsbefund zusammen. Zu Hause mache ich dann Aufzeichnungen für den späteren Gebrauch.

Wo der Dichter bleibe? Dazu habe ich jetzt keine Stimmung. Wer kann während des heftigen Kampfes singen. Vielleicht später!

In fünf Wochen etwa hoffe ich Sie zu begrüßen.

Wien, 7. August 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihnen darf ich kein Wort des Trostes sagen, für Sie verrinnt Tag für Tag, aber Emma! Sie muß mit ihrem reinen, edlen Herzen die Erfahrung machen, wie hoch ein Kampf für die Wahrung der Freiheit des Herzens zu stehen komme gegen jene, an welche uns von Natur aus Liebe und Achtung knüpfen muß. Lassen Sie Tag für Tag verrinnen; was Sie jetzt nicht erzwingen, wird die Zukunft der Standhaftigkeit als schönen Preis gewähren.

Wie unendlich freue ich mich heuer auf Ihre Ankunft! Die Tage Ihrer Anwesenheit sind mir ja immer Festtage, nach denen ich schon das ganze Jahr rechne und jetzt, wo ich mich so verlassen fühle, mehr als je. Ich habe ja hier gar niemand, der mir ein ermutigendes Wort sagte, darum verläßt mich auch manchmal der Mut. Ich glaube schon geschrieben zu haben, daß Mathilde 14 Tage hier war; dieser schnell vorübergegangene Besuch läßt mich meine Einsamkeit noch mehr empfinden.

Auch Ganahl war hier und ich muß gestehen, daß er mir viel besser gefiel, als ich erwartete. Ein Besuch aus Tirol! Da genieße ich erst recht das Leben, da höre ich wieder heimatliche Sprache. Jedes Plätzchen ist mir hier lieb und bekannt, aber die Menschen bleiben mir ewig fremd. O, wie freue ich mich auf Ihren Besuch, mein Freund! Wie viel werden Sie mir erzählen müssen! Von einem Stündchen kann aber nicht die Rede sein, das sage ich Ihnen voraus. Sie werden doch ein paar Tage hier bleiben? Ich wollte, Sie

kämen bald, damit Sie uns noch auf dem Lande träfen, wahrscheinlich werden wir aber Ende dieses Monates oder anfangs des nächsten in die Stadt ziehen. Wir könnten hier viel ungestörter plauschen und im Freien herumgehen. Das wäre gar schön! Wenn es möglich, möchte ich Sie noch bitten, mir mit ein paar Zeilen den Tag Ihrer Ankunft genauer zu bestimmen; ich habe mancherlei Geschäfte, daß ich vielleicht den ganzen Tag in der Stadt sein muß, oder richtiger gesagt, einige Tage, wir beziehen eine andere Wohnung, da habe ich vieles zu besorgen, ehe wir unseren jetzigen Aufenthalt verlassen.

Mir ist schon jetzt recht leid, wenn wir unseren Landaufenthalt verlassen. Zwar komme ich nur selten aus dem Zimmer und ich wäre andererseits froh, wenn wir glücklich in unserem Winterquartier eingerichtet wären, aber wann werde ich dann wieder Wiesen, Bäume und Berge sehen? Und wenn ich hier morgens oder abends eine Viertelstunde im ungestörten Verkehr mit mir selber zubringen kann, gewinne ich wieder aufs neue Ruhe und Kraft. Seit ich die Hoffnung auf die Genesung der Mutter aufgeben mußte, werde ich wohl oft mutlos.

Ich wurde in meinem Schreiben immer unterbrochen, darum habe ich mich nun losgemacht und ein einsames Plätzchen gesucht, um einmal wieder wie ehemals mit Ihnen frei sprechen zu können. Das Flüstern der Bäume im Windhauch, die Töne der fernen Abendglocken klingen auch jetzt noch so heimisch und süß in die Seele, wie Stimmen alter teurer Freunde und es wird mir frei und leicht zumute, wenn ich rings Schön-

heit und Ruhe um mich finde. Die Unendlichkeit der Natur läßt uns unser Wesen mit seinen Sorgen so klein erscheinen und dann doch wieder so groß in der Kraft, die Welt zu erfassen und in sich vollendet zurückzustrahlen. Die Natur findet ja auch ihre Verklärung im Geiste des Menschen. Ich denke oft an Ihre Gespräche über Spinoza; es ist mir unbegreiflich, wie nicht jedes unbefangene Gemüt die Schönheit und Heiligkeit seines Gedankens erkennen sollte.

Von meiner Mutter herzliche Grüße; ihre Gesundheit ist immer schwankend, doch freut sie sich, Sie zu sehen!

Cornelie.

An Cornelie.

Nach Salzburg komme ich in der ersten Hälfte des September. Bis ich hundert Sektionen gemacht habe, bleibe ich in Wien, dann wage ich einen Streifzug nach Ungarn.

Emma befindet sich dort im Bade. Sie hat den Eltern mit voller Entschiedenheit erklärt, nicht von mir zu lassen und da haben sich diese mit ihr von Wien entfernt. Man wird alles aufbieten, den Dämon, der ihr Herz verzaubert, zu bannen. An seine Stelle soll langsam, langsam jener Landwirt rücken, den man ja für sie seit Jahren in Aussicht nahm. Er soll ein tüchtiger Ökonom sein; ich habe ihn zu Wien einmal gesehen, ich bemerkte an ihm gar nichts besonderes. Er liebt Emma; was mich betrifft, so würde ich ein Mädchen aus den glühenden Umarmungen eines anderen nur dann nehmen, wenn dieser andere — tot wäre.

Ich habe für ihn keinen Haß, ja nicht einmal eine Spur von Eifersucht. Die Eltern fördern diese Verbindung in jeder Weise, nun ja! ihre Vermögensverhältnisse sind, wie ich erfahre, etwas unsicher und er ist wohlhabend. Mein häuslicher Herd wäre freilich anfangs sehr bescheiden. Und dennoch, ich nähme Emma ohne jeden Kreuzer, ja jetzt sogar arm lieber als reich. Dann hätte ich für nichts zu danken.

Zum Schluß des Schuljahres habe ich den Eltern wieder geschrieben, ohne Trotz, versöhnlich im Ton der Bitte. Ich erbot mich zu allem; ich verzichtete darauf, ihr Haus zu betreten, nur gestatten solle man mir, an Emma offene Briefe, die durch ihre Hände gehen sollten, zu richten. Keine Antwort! Wie ich erfuhr, waren sie über meine Frechheit empört.

Nun gut! Ich werde auf die Rechte, die mir Emmas Herz eingeräumt, nie verzichten; ich darf es nicht! Sie bleibt meine Braut vor Gott und den Menschen.

Ich mag nicht fortfahren, mein Blut beginnt zu kochen.

Ich hab' ihr versprochen, nach Ungarn zu kommen und ich werd' es tun!

Leben Sie wohl!

Wien, 20. August 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Sie erhalten diese Zeilen aus Innsbruck. Ich war in Ungarn. Ich lag in einer elenden Dorfkneipe ver-

borgen; einmal gelang es mir, Emma im Park zu sehen, dann wurden wir verraten. Die Wut der Eltern über meine Verwegenheit, die alle ihre Pläne kreuzte, war grimmig. Sie hatten einflußreiche Verbindungen; man warnte mich und so begab ich mich über die nahe Grenze nach Steiermark in Sicherheit. Jeder Versuch, von hier aus Fäden anzuspinnen, war vergeblich.

So machte ich mich denn auf die Reise, quer über die Alpen und auf den nächsten Wegen. Bis Schwaz ging ich zu Fuß, jede Leidensstation dieser Wanderung bleibt meiner Seele eingeprägt, sie zu schildern, werde ich nie versuchen!

Schreiben Sie mir nicht.

Innsbruck, 24. September 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Am 26. November von 5—7 Uhr abends habe ich mein erstes medizinisches Rigorosum bestanden. Ende Februar will ich an das zweite. Sollte in Tirol ein guter Platz für die Praxis frei sein, so rücke ich nach Ostern ein, sonst bleib' ich bis Oktober hier im Spitale. Man riet mir auch, ich sollte Journalist oder Schriftsteller werden. In Österreich! Welche alberne Zumutung an einen Menschen, der schließlich was gelernt hat! Sagen Sie das alles meinen Freunden zu Innsbruck.

Und Emma? Jede Verbindung ist abgeschnitten. Wäre sie wie Gudrun unter brutalen Feinden, ich würde nichts besorgen. So hätschelt man sie mit Sanftmut, Milde, Nachsicht, umspinnt sie mit seidenen Fäden;

soll sie den Kampf gegen die Eltern länger fortsetzen? Man wirft alle Schuld auf mich, ja! wären wir noch im Mittelalter, man hätte mich längst wegen Magie vor den Ketzerrichter geschleppt. Mein Aufenthalt in Wien ist mir verleidet und es wird mir oft schwer, die Bitterkeit gegen die Menschen und Verhältnisse niederzukämpfen. Welche Öde liegt vor mir!

Ich muß über diesen Abgrund weg oder versinken.

Schreiben Sie mir nicht!!

Es ist gut, daß Sie nach dem Tode der Mutter Salzburg verlassen haben. Die schönen Stunden, die wir dort verlebt, wollen wir in lebendiger Erinnerung behalten. Sie werden sich nicht wiederholen, was hätt' ich auch dort zu suchen. Es beruhigt mich, daß Sie am neugegründeten Herde Ihrer Schwester ein trautes Heim gefunden haben! Grüßen Sie mir alle!

Wien, 10. Dezember 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Vier- oder fünfmal setzte ich mich an den Schreibtisch, aber es ging nicht; Zorn und Gram beherrschen mich zu sehr. Da muß man mit sich selbst fertig werden und wie Jakob mit dem Engel Jehovas ringen und bleibt auch die Hüfte lahm. Betrachten Sie mein bisheriges Schweigen als einen Gedankenstrich; man setzt ihn dort, wo der höchsten Freude, dem tiefsten Schmerz der Ausdruck versagt.

Von Emma weiß ich nichts. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand, mir bleibt Treue heilige Pflicht.

Eine große gewaltige Zeit ist angebrochen; weg mit allem Liebeskummer, wo wir für das Höchste der Menschheit mit Leib und Seele einzustehen haben!

Aus meiner Brust ist jede Unruhe verschwunden.

Hat uns Gott all das Herrliche wie im Traum beschert, so wird er uns auch das tägliche Brot schenken! — Er sei gepriesen! —

Vorwärts!!!

Wien, 7. April 1848.

Ihr

Pichler.

Mit Emma kam ich nur noch zweimal zusammen, so scharf wurde sie überwacht! Zuerst im Sommer oder Herbst 1847. Ich saß in meinem Zimmer und studierte. Ein Wagen fuhr an die Haustüre, über die Treppe rauschte ein Kleid, die Türe ging auf — Emma! Sie war auf ein Stündchen der strengen Aufsicht entronnen und zu mir geeilt. Soll ich den Inhalt dieser kurzen Augenblicke beschreiben? Sie ging aber von mir, wie sie gekommen war, ich habe ihre Ehre nicht angetastet. Leicht konnte ich es tun, sie hätte sich mir willenlos hingegeben; ich denke aber mit stiller Befriedigung zurück, daß ich es nicht getan.

Dann im Fasching 1848. Sie verständigte mich, daß sie von einem Balle heimkehren werde. Da wartete ich nun im Schatten eines Hauses — endlich kam sie mit ihrem Diener. Ein warmer, inniger Kuß, wenige Worte wie das Zwitschern der Schwalbe im Frühling, ein Händedruck und sie verschwand im Haustore. Wenn ich nach Wien komme, besuche ich das Plätzchen noch

immer und träume einen Augenblick von der Vergangenheit.

*　　　　*

*

Ehe ich von den Märztagen, dem Feldzuge an der welschen Grenze, dem Oktober erzähle, will ich noch das Ende meines Bundes mit Emma kurz mitteilen.

Es war nicht tragisch, nur gewöhnlich, wie man es ja in dieser Weise alle Tage erlebt.

Ich zog in den ungewissen Krieg; ich wollte ein festes Ja oder Nein! Am Vorabend des Ausmarsches ging ich in ihre Wohnung, oder fiel wie der Blitz aus blauem Himmel in die Gesellschaft, die dort beisammen war.

Ich holte mir auch jetzt das entschiedene Nein der Eltern!

Emmas Schicksal lag in ihrer Hand. Sie reichte im November diese Hand dem Landwirte.

Er wußte alles, daß er sie dennoch heiratete, kann nur die Liebe entschuldigen; ich hätte es nie getan. Emma war keine Heroine, sondern ein gutes, weiches Mädchen und ihren welterfahrenen Eltern verüble ich es nachträglich nicht, wenn sie den armen Mediziner aus Tirol mit allen Mitteln verdrängten.

Sie konnten vielleicht auch andere benützen; ich lobe sie nicht, verurteile sie jetzt aber um so weniger, weil ich einsehe, daß auch mich Zorn und Leidenschaft zu wilder Erbitterung hingerissen und ich ihnen ein nur zu gegründetes Recht, mich zu hassen, gegeben habe.

Zum letztenmale sah ich sie im Spätherbste 1848 bald nach ihrer Hochzeit auf dem Glacis unweit der

Schwarzspanierstraße. Ich streifte sie nur mit einem flüchtigen Blick, sie schlug die großen blauen Augen nieder, schneebleich zuckte sie zusammen und klammerte sich an den Arm ihres Mannes. Ich ging ruhig vorüber, mir war, als hätte ich sie nie gekannt. Ob sie sich vielleicht erinnerte, wie sie vor wenigen Monaten noch Brust an Brust mit heißen Küssen an meinen Lippen hing. — Ihr Schatten tauchte manchmal vor mir auf, sie war mir jedoch wie das welke Laub, das zu meinen Füßen wirbelt — Staub und Asche!

In diesen stürmischen Tagen beschloß ich am 4. April meine medizinischen Studien, indem ich an diesem Tage zum Doktor promoviert wurde. Die Taxen sowie auch für die Rigorosen bezahlte der großmütige Graf Clemens Brandis Statthalter von Tirol. Ebenso für Adolf Purtscher, der sich jedoch nicht dankbar bezeigte. Ich habe die erwiesene Wohltat nie vergessen, der edle Graf, der so viele bittere Erfahrungen machen mußte, hat mir das stets hoch angerechnet, obwohl ich nur einer einfachen Menschenpflicht genügte. Ich mag wohl aus Leichtsinn manches versäumt haben, des bewußten Undankes habe ich mich aber nie schuldig gemacht, so wie ich auch nie einem Weibe die Treue brach, die mir stets gebrochen wurde. Das nebenbei.

Als Denkmal jener stürmischen Zeit blieben die „Lieder an Emma". Dieser Zyklus schildert sie mit einer Wahrheit, daß ich ihn auch jetzt nicht ohne Bewegung durchblättern kann.

Mit der Vergangenheit war ich fertig; ich ließ die Toten ihre Toten begraben. Für mich begann eine

neue Zeit; fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu!

* * *

Lenau mit den dunklen Augen,
Nehm ich heute dich zur Hand?
Mehr als fünfzig Jahre! — folg' ich
Dir in dein entschwundnes Land.

Keine Botschaft ist gekommen,
Doch zieht Emmas Schatten leis
Wie ein Traum an mir vorüber
Und begrüßt den müden Greis.

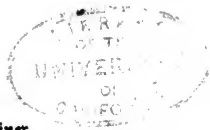
Einsam wall' ich langsam vorwärts
An des Alters morschem Stab
Während du in weiter Ferne
Sankst vielleicht schon in das Grab.

Süß und innig lächelt wieder
Heut dein Auge blau und mild,
In der Jugend reiner Frische
Strahlt vor mir dein holdes Bild.

Zeichen der Erinnerungen
Wie aus einem tiefen Fluß
Taucht empor, ich fühl ihn wieder
Deiner Liebe heißen Kuß.

Denk ich's wie mit lautem Fluche
Mich das Schicksal von dir stieß
Und hinaus in öde Strecken
Trieb von meinem Paradies.

Lebst du noch? — Gleichviel! — Vergessen
Bin ich wie der frohe Sang
Der einmal, um dich zu ehren
Aus des Jünglings Lippen drang.



Lebst du noch? — Ich denke deiner
Heut an diesem Frühlingstag,
Lenau las ich dir, du horchtest
Bei der Nachtigallen Schlag.

Scherzend reichtest du die Rose
Mir aus deinem blonden Haar
Ach die erste war's, die letzte,
Die geblüht in diesem Jahr!

Wilten, 15. Juni 1900.



Inhaltsverzeichnis

Personenverzeichnis

S

Adolph Pichler: Erwähnung seiner Werke.



Im gleichen Verlage erscheinen:

Hans Grasbergers
Ausgewählte Werke
in 3 Bänden

Bereits erschienen ist Band I:

Novellen aus der Heimat und Italien

Mit einer Einleitung von Peter Rosegger, und einem Geleitwort der Herausgeber

Einzelpreis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Für die Subskribenten auf die 3 Bände geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die weiteren Bände werden enthalten Grasbergers poetische und mundartliche Werke und seine weiteren Erzählungen. Gesamtpreis geheftet ca. M. 10.—, gebunden ca. M. 13.—

Peter Rosegger schreibt am Schlusse seiner Einleitung:

„Was seine Freunde persönlich an Hans Grasberger verloren haben, darüber ist das Schweigen beredteste Kunde. Nun wollen sie ihm ein Denkmal stiften, indem sie das Seine ihm geben — der Literatur das ihre. So ist nach manchen äußerlichen Widerwärtigkeiten diese ausgewählte Ausgabe von Hans Grasbergers Werken zustande gekommen. Wohlgemut legen wir sie in die Hände des deutschen Volkes, und zwar ohne kritische Deutung und Erläuterung. Ohne daß ein dritter dazwischen tritt — unmittelbar und unbefangen sollen Dichter und Leser sich nahetreten. So wie von allen, die diesen Mann gekannt, keiner je wieder von ihm loskam, so wird auch die warme freundliche Dichtergestalt ihre Leser festhalten und sie nie mehr ganz loslassen."

Möge dieser Wunsch Roseggers in Erfüllung gehen. An dem deutschen Volke ist es nun, Hans Grasberger die Schätzung, die ihm zu seinen Lebzeiten nur in bescheidenem Maße zuteil wurde, in reichem Maße zuzuwenden. Er verdient es, wie nicht viele.

Die Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung schreibt in ihrer Nummer vom 21. Februar 1905:

Hans Grasbergers Ausgewählte Werke beginnen im Verlag von **Georg Müller, München und Leipzig**, zu erscheinen. Vorangeschickt ist dem 1. Bande („Novellen aus Italien und der Heimat")

eine kurze Vorbemerkung der Herausgeber (Joseph Beyer, Anton Bettelheim, J. K. Loher, G. Panikowski, P. Rosegger und Karl v. Thaler), ein warmherzige Würdigung von Rosegger und XI bis XVIII eine knappe Selbstcharakteristik „Mein Lebensgang", die, wahrhaftig und stolz bescheiden, den Prachtmenschen ebenso anschaulich vor den Leser hinstellt, wie Michaleks in gutem Lichtdruck beigegebenes Bildnis. Wie wert der Mann seinen engeren Landsleuten war, wird bald eine Erzbüste bezeugen, die Grasberger in seinem Geburtsort Obdach mit und neben seinem Gefährten Rudolf Falb aufgerichtet wird. Der gute Prosaiker und schwer zu übertreffende Dialektiker würde aber — so sehr sein Herz an der bildenden Kunst hing — dem Buchdenkmal den Vorzug gegeben haben vor einem ehernem Monument. Das Beste, was der redliche Mann als Erzähler, Kritiker und Poet geschaffen, hat der Kreis seiner nächsten Freunde mit strenger Auswahl für drei Bände ausgehoben, die hoffentlich nicht nur „der Verein deutscher Steirer in Wien" unter seine Obhut nimmt. Novellen wie „Der verpfändete Maler" und die von Alfred Berger in seiner Gedenkrede auf Grasberger als Meisterwerk anerkannte Rokokogeschichte „Maler und Modell" verdienen den besten Proben im deutschen Novellenschatz angereiht zu werden. Den Erzählungen Grasbergers sollen in Band II zunächst seine urechten mundartlichen Gedichte: „Geistli'ng'schichten" und „Plodersam" und seine „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels" sich anschließen. In Ernst und Scherz wird der Wackere vor der Nachwelt bestehen und die Wahrheit seines Wortes bekräftigen: „Ich darf mich eines arbeitsamen Lebens rühmen, sowie auch, meinen Namen nie feilgeboten oder preisgegeben zu haben." Er verdient Liebe, Achtung und Beachtung über das Grab hinaus.

Ein neuer österreichischer Erzähler

Victor Wall

Morgendämmerung. Roman

Ein starker Band in vornehmer Ausstatttung

geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Es ist ein stilles und bescheidenes Buch, das selbst nicht laut redet und für das daher der Kritiker laut reden muß, denn es ist das Werk eines Dichters. — Und so werden doch viele nach diesem schlichten Buche greifen, das ungleich der lärmenden Flachheit des leeren „Götz Kraft" in Wahrheit die „Geschichte einer Jugend" ist. Münchener Neueste Nachrichten.

Ernsthaftere Ansprüche (wie Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland) erfüllt der Roman einer Kindheit und Jugend: **Morgendämmerung** von **Victor Wall**. **Er will als Selbstbekenntnis gewertet sein und verdient dies in vollem Maße.** Man kann hier verschiedene Wege gehen. Entweder man wandelt ein Leben in direkte Anschauung; also man stellt es auch im Roman dramatisch hin, mit vollen Farben und Akzenten des Geschehens. Oder man sieht es ganz episch, nicht direkt miterlebend, sondern retrospektiv. Oder — und das möchte wohl das Beste sein — man wählt, wie Goethe in seiner Selbstbiographie, eine Verbindung der beiden Methoden. Wall hat sich auf die zweite beschränkt. So hat das Ganze denn vor allem einen Ton der Sachlichkeit, und gerade dieser Sachlichkeit halber, in die sich auch zuweilen zarte und feine, zurückhaltende Farbtöne mischen, **etwas Tüchtiges und Anziehendes.** Ein schweres Stück Lebenstragik ist auf alle Fälle in das Buch gebannt. Durch die graue Flut des Ganzen zuckt manchmal ein Blitz: in der dumpfbrütenden Luft dieses entsagungsvollen Knabenlebens wird ein Schrei laut, der Schrei einer vom Leben gequälten, von der großen Angst und dem bebenden Schaudern der Daseinswirren bedrängten Kinderseele. Daneben aber spricht Wall manches die österreichischen Kulturverhältnisse kräftig illustrierendes Wort. So verknüpft sich das Selbstbekenntnis mit der weiteren Lebenskultur in fruchtbarer Weise. Literarisches Echo.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

